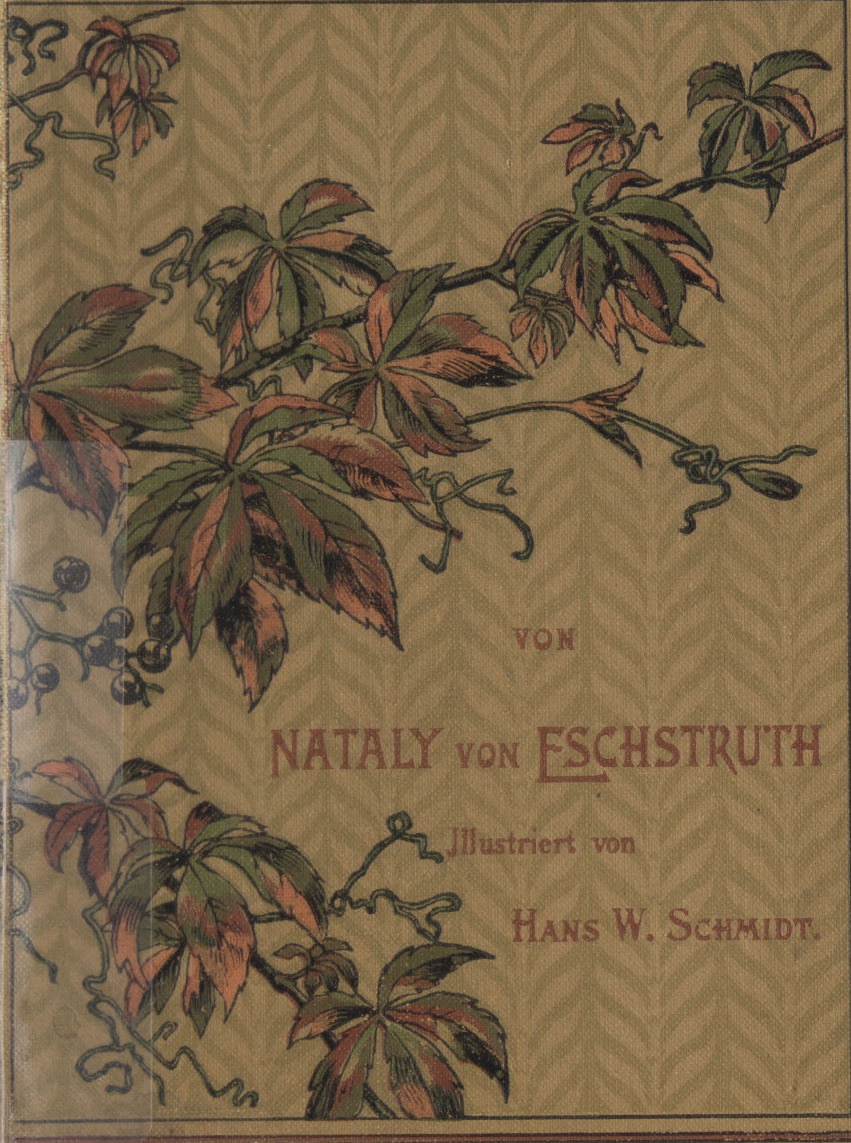
SPUKGESCHICHTEN

UND ANDERE ERZÄHLUNGEN



VON

NATALY VON ESCHSTRUTH

Illustriert von

HANS W. SCHMIDT.

UCB 97/8
3/VP 35
[1900]

Spukgeschichten

und andere Erzählungen

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von Hans W. Schmidt.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

HMDR 3-3534

Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

PT
2609
S52
S68
1900
MAIN

Dem lieben verehrten Freund unseres Hauses

Herrn

Oberstleutnant Kindler von Knoblock

Hofchef Sr. Hoheit des Prinzen von Anhalt

Herzoglich Anhaltischer Kammerherr

in alter und aufrichtiger Freundschaft

zugeeignet.

Inhalt.

Vorwort.
Joseph Viktor von Scheffel über Visionen und Vorahnungen.
Die Wasserrose.
Unerklärliches.
In der Dämmmerstunde.
Mondscheinprinzeßchen.
Unter der Maske.
Der verkannte Puttfarken.
Monatsrosen.
Das Spukhaus.
In einer Frühlingsnacht.
Der Stein am Strande.
Im Schneesturm.
Nur nicht heiraten.
Ihr erster Ball.
Mädel ruck, ruck, ruck —!
Ihr Glück.
Eine Christnacht am Strande.
Seine Sylvesterbowle.
Ein Christmärchen.

Vorwort.

Schwerin, 26. Juli 1896.

Meine liebe, verehrte Frau Anny!*)

Etwas Selbsterlebtes wollen Sie? — Das ist ein überweiter Begriff für Eine, die so viel des Schönen und Interessanten erlebte wie ich, und eine recht harte Pille für abermals Eine, welche — fern von aller Tinte — eine energische und recht angreifende Kur gebrauchen soll. — Da lassen Sie mich, bitte, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und durch die gütige Vermittelung von „Von Haus zu Haus" auf eine Frage Antwort geben, welche neuerdings von meinen Lesern so unendlich oft an mich gerichtet wird, daß es mir nicht mehr möglich ist, jeden Brief persönlich zu beantworten. Angeregt werden die Zuschriften jedesmal durch die Lektüre der „Spukgeschichten mit Aufklärung", welche den Novellenband „Sternschnuppen" eröffnen. Die Frage: „Sein oder nicht sein?" — „Spuk oder Nichtspuk" scheint die Gemüter mehr zu erregen, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. „Glauben Sie an Spuk, oder nicht?" „Halten Sie es für möglich, daß sich Übernatürliches ereignen kann oder nicht!" — „Hörten Sie von Gespenstergeschichten, welche

*) Ein Brief an die Schriftstellerin Frau Anny Wothe, der in der Zeitschrift „Von Haus zu Haus" unter „Selbsterlebtes berühmter Männer und Frauen" abgedruckt ward.

keine natürliche Lösung erfuhren, und doch von Persönlichkeiten erlebt wurden, auf deren Worte man Gewicht legen kann?" — So und ähnlich klingen schon seit längerer Zeit die Fragen aus dem Publikum und haben mich mehr wie einmal zum Nachdenken angeregt, ja, sie haben mich schließlich veranlaßt, auch der entgegengesetzten Geschmacksrichtung Rechnung zu tragen und eine Reihe von Spukgeschichten zu sammeln, welche bis jetzt noch keine natürliche Aufklärung fanden und doch von Menschen erlebt wurden, deren Charakter und Gesinnung für die Wahrheit ihrer Worte bürgt. Ob ich aber persönlich an Spuk glaube oder nicht, das ist eine Gewissensfrage, auf welche ich durch nachfolgende kleine Aufzeichnung Antwort geben möchte. Ich stehe — wenn ich Geschichten schreibe, und namentlich wenn ich die Erlebnisse anderer nacherzähle, auf einem absolut objektiven Standpunkt, sowohl was das „Sein" — wie das „Nichtsein" anbelangt; es gibt Menschen, denen es ein Bedürfnis ist, an Übernatürliches zu glauben, und es gibt wiederum andere, welche jede Gespenstergeschichte als „Humbug" in die Rumpelkammer des überwundenen Standpunktes werfen, — und ich? — und meine eigene Überzeugung? . . .

Als ich noch ein ganz kleines Backfischchen war und höchst selten von einer Menschenseele der Ehre gewürdigt ward, um meine Ansicht befragt zu werden, war ich erschreckend splendid damit und äußerte sie sonder Furcht und Tadel überall, wo ich berechtigt — oder auch nicht — war, eine Meinung zu haben. Da sahen wir uns

einst auf einer Reise nach Süddeutschland eine alte Burg an, und in der Begleitung der Wißbegierigen, welche sich der Führung anschlossen, betraten wir auch mehrere Zimmer, in welchen es „ganz gewiß und wahrhaftig" furchtbar spuken sollte. Hatte ich den braven Schloßvogt schon während der Wanderung durch den Rittersaal durch harmlosen Zweifel an der Echtheit diverser Raritäten geärgert, ihn in der Folterkammer durch meine Ungläubigkeit geradezu entrüstet, so erreichte sein Zorn hier droben in den Spukstuben den Siedepunkt. Die Zuhörer, welche sich schon mit schlotternden Knien und kaltem Angstschweiß durch die entsetzlichen Greuel all der Marterinstrumente — deren Qualen der Vogt um so ausführlicher schilderte, je schreckensbleicher die Gesichter ringsum wurden — hindurchgearbeitet hatten, konnten dem unheimlichen Grausen dieser Spukstuben kaum noch die nötigen Nerven entgegenbringen. Ein trübes, unwirtliches Regenwetter machte die düstern Räume noch gruseliger, und als der Vogt sprach: „Da schaue Se, mei Herrschafte — hier an selbem Kamin hockt jeden Abend a schwarze Katz mit feurige Auge . . un drobe auf'm Sims paradiere lauter Totenköpfe nebe einanner — un dann springt die Thür dort mit eine Krach auf, un die junge Markgräfin tritt ein, — die blutet aus sechs Dolchstiche . . . un tritt zum Kamin, un tätschelt die Katz — wasch ihr ehemaliger Galan gewesche — un dann spiele se mit den Totenköpf — wasch ihre Opfer im Lebe gewesche — Kegel . . ." Da schüttelte ich energisch den Kopf, blickte auf meine

Nachbarin, eine junge Frau, welche schon mit der Ohnmacht kämpfte, und auf ihre Schwester, welcher es vor Unbehagen ganz übel ward, und sagte ruhig: „Schwätze Se doch net so'n Unsinn, dös glaub' i doch net!" — Der Kastellan funkelte mich empört an, überhörte meinen Einwurf und trat gravitätisch in ein wurmstichiges Nebenstübchen. „Hier isch gar Fürchterliches geschehe —" fuhr er fort: „Da hat ein alter Hexemeister von Doktor die Schönheitssalbe für die alte Markgräfin gebraut — un' dazu hat er an die hundert klei Kinderche hier nach einand' abgeschlacht." — Schreie des Entsetzens ertönten aus aller Munde, und ich rief wütend: „So ein nichtswürdiger Unfug! So ein greuliches Gespuke hier! Hören Sie nur auf — 's glaubt's ja doch kein Mensch!" Da sah mich der Biedere voll grollenden Vorwurfs an und sprach: „Sie Mamschell Naseweis — wann Sie's a net glaubt, so schtöre Sie wenigschtens den annere Herrschafte 's Vergniegen net!" — Es war namenlos komisch, wie dieses Wort „Vergnügen" zu den angstverzerrten Gesichtern der Umstehenden paßte, und doch machte es mir einen unauslöschlich ernsten Eindruck — und später, wenn ich einmal in Versuchung kam, meine Ansicht in absprechender Weise zu äußern, fiel mir oft der alte Schloßvogt ein, und ich dachte: „Nein, du willst den andern Herrschaften lieber nicht das Vergnügen stören." Wer weiß, jene bleichen Schreckensmienen waren damals doch vielleicht nur die Physiognomie eines äußerst interessierten Gruselns, wie es manche Menschen als kleinen Nervenreiz

lieben. — Und ein gleiches denke ich auch oft, wenn ich jetzt um meine Ansicht gefragt werde: „Glauben Sie an Spuk oder nicht?“ — Ich glaube, daß es viele, viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, welche unser armer kleiner Verstand wohl ahnt, aber nicht deuten kann, daß manche geheime Kraft in der Natur schlummert, welche ihres Entdeckers harrt, daß Ahnungen und unerklärliche Ankündigungen von Kommendem nicht abzuleugnen sind, — ja, daß besonders beanlagte Naturen wohl auch im stande sind, dieses oder jenes „Überirdische“ zu sehen und zu hören, — und zum Beweis dieser letzten Annahme will ich die nachstehenden Spukgeschichten veröffentlichen. Es sind Erlebnisse nur solcher Persönlichkeiten, welche Bürge für ihr Wort sind, und ich gebe dieselben wieder, wie ich sie gehört habe. Möchten sie diejenigen der verehrten Leser, welche sich für Unerklärliches interessieren, anregen, auf diesem eigenartigen Gebiet weiter zu forschen, und diejenigen, welche der vierten Dimension die Existenz absprechen, aneifern, geängstigte Gemüter zu beruhigen, und ihre Ansicht zu begründen, indem sie auch die unbegreiflichste Spukgeschichte des zuverlässigsten Gewährsmannes auf natürliche Weise erklären! Ich werde mich aufrichtig über jedwede diesbezügliche Mitteilung von seiten meiner liebenswürdigen Leser freuen, — ohne mir dadurch „das Vergniege schtöre z' lasse!!“ —

Besten Gruß!

Nataly von Knobelsdorff-Brenkenhoff,
geb. von Eschstruth.

Joseph Viktor v. Scheffel über Visionen und Vorahnungen.

I.

Wir leben in dem Zeitalter der Entdeckungen und Lösungen großer Rätsel. Wer hätte sich vor fünfzig Jahren etwas von der Existenz der X-Strahlen, von all den Wundern der Elektricität, von lebenden Photographien, von Bazillen und Serums träumen lassen? Und nun sind ein paar geniale, große Männer entstanden, welche die Schleier von den „verhüllten Bildern" gezogen, welche die Geheimnisse entdeckt haben, welche seit Jahrtausenden und Abertausenden unerforscht in ihrer Verborgenheit schlummerten. Der Menschengeist aber ist in unserem Jahrhundert noch lange nicht am Ende seines Forschungsdranges angelangt.

Im Gegenteil, die märchenhaften Erfolge der großen Gelehrten haben ihn wachgerüttelt und ihn thatendurstiger

wie je auf die große Rennbahn gedrängt, deren Preis und Ziel Erfindung und Erfolg heißt!

Eine fiebrische Ungeduld gärt in den Köpfen, tiefer und immer tiefer einzudringen in das Wunderreich der Schöpfung, immer neue Dinge zu erforschen, immer neue Schleier zu lüften, immer Erstaunlicheres, Wunderbareres, Unfaßlicheres zu entdecken!

Himmel und Erde sind nicht mehr sicher vor dem Spürsinn der modernen Menschen; drei Dimensionen genügen ihrem Wissensdurst nicht mehr — sie strecken kühn die Hände selbst nach der vierten aus und versuchen zu haschen und festzuhalten, was bisher selbst den Geschicktesten und Eifrigsten durch die Finger schlüpfte —, sie wollen nicht mehr glauben und vermuten, nein, sie wollen sehen und beweisen!

Was? Daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt.

Welch ein weites, unergründliches, noch so völlig unerforschtes Gebiet in dem unendlichen Reich der Natur! Warum blieb es allein noch verschlossen, während tausend andere Riegel gesprengt, tausend andere Thüren aufgethan wurden? Gerade jenes geheimnisvolle Reich, auf welches alle Menschenaugen voll banger, scheuer Sehnsucht gerichtet sind, zu welchem so mancher Seufzer emporschallt, an welches so ungezählte, brennende Fragen gerichtet werden, so oft wie ein liebes Auge sich im Tod geschlossen, so oft wie ein Grab gegraben ward.

Der Tod ist die natürliche Folge alles Lebens, und

dennoch wehrt und sträubt sich alles Leben dagegen, wie vor der grausamsten Unnatur!

Wohin nach dem Tode? Was dann?

Keine Frage beschäftigt den Menschengeist mehr denn diese. Seit der erste Mensch die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen, hat die trauernde Liebe geseufzt: Was ward aus ihm?

Im Palast und in der Hütte steht das drohende Gespenst, der Tod, gleich furchtbar und rätselhaft an der Thür — König und Bettler liegen in gleicher Todesangst auf dem Sterbebett und jeder heftet den Blick voll bebender Erwartung zum Himmel, dessen Thür so fest und ewig verschlossen bleibt, daß aller Menschenwitz und alle Klugheit vergeblich daran rütteln. Je hartnäckiger aber der Quell des Lichts verschlossen bleibt, desto brennender wird der Durst aus seiner Flut der Erkenntnis zu schlürfen, desto nagender das Verlangen, Unerreichbares zu erreichen.

So lange Menschengedanken zurückreichen, zeigt sich das Streben, ein Blick in das Jenseits zu werfen. Die Hexe von Endor war nicht die erste, welche vor den Augen sehnender Ungeduld und trotzigen Verlangens die Schleier einer anderen Welt lüften wollte; Zauberer und Sibyllen haben ihr Wesen getrieben und ihre Macht über den leicht empfänglichen Sinn der Mitmenschen ausgeübt, so lange es Geschöpfe gab, welche weiter dachten als bis an das Grab.

Was Wunder, wenn die Gelehrsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts, welche so viel Unmögliches schon möglich

gemacht, die Spielerei des Geisterbeschwörens in bittern Ernst verwandeln und auch in jene Finsternis der Grabesnacht Licht bringen will.

Der Glaube, welcher bisher die einzige Brücke über den Abgrund zwischen dort und hier schlug, genügt der aufgeklärten Jetztzeit nicht mehr — die Stimme der Propheten verklingt in dem Lärm der klugen, geschäftigen Welt, welche keine Zeit mehr zum Grübeln und Sinnen, zum frommen Sichversenken in heilige Glaubenstiefen hat, welche nur nachsehen und es bewiesen haben will — daß es noch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt.

Wie gewaltig dieser Zug nach Enthüllungen durch das Jahrhundert geht, beweist der Spiritismus, welcher üppiger und erfolgreicher emporwächst wie je, welcher von Amerika herüberwuchert, und dessen Bedeutsamkeit durch Betrug und Humbug erwiesen wird, welche als Unkraut zwischen dem Weizen aufsprossen.

Die Gelehrsamkeit bemächtigt sich der brennenden Frage — die Wissenschaft gewinnt Interesse dafür, wie lange noch — und ein neuer, gewaltiger X-Strahl flammt auf, welcher die Dunkelheit zerreißt und der Menschheit endlich Antwort auf die sehnlichste aller Fragen gibt: „Was wird aus uns?"

Als ich vor Jahren den Novellenband „Sternschnuppen" veröffentlichte — welcher eine Reihe von Spukgeschichten mit natürlicher Auflösung enthält, ward ich mit unzähligen Zuschriften bestürmt, welche mir bewiesen, daß die große Menge ein ganz besonders lebhaftes Interesse an diesem

Thema nimmt. Obwohl es manche mit Genugthuung zu erfüllen schien, daß jedweder Spuk eine natürliche Ursache haben und schließlich aufgeklärt werden müsse, neigte doch die Mehrzahl der Leser der Ansicht zu, daß die unaufgeklärten Gespenstergeschichten die aufgeklärten bei weitem überstiegen. Man hat mich seit jener Zeit ununterbrochen mit Bitten heimgesucht, der Gerechtigkeit Genüge zu thun und nun auch eine Anzahl Spukgeschichten zu veröffentlichen, welche den Beweis erbrächten, daß nicht alles Unfaßliche mit der Vernunft zu erfassen sei.

Gespenstergeschichten werden zu Tausenden erzählt, und wenn das große und kleine Ehrenwort jeder alten Scheuerfrau und Kindermuhme eine Brücke wäre, so wandelten wir längst im goldnen Licht und wüßten es ganz genau, daß „nachts um die zwölfte Stunde" rasselnde Totengerippe auf dem Kirchhof tanzen — arme Sünder ihren Kopf unter dem Arm spazieren tragen und bleiche Ahnfrauen ruhelos durch alte Schlösser wandeln.

Solche Gespenstergeschichten entbehren aber wohl für dasjenige Publikum, welches dieses Thema ernst behandelt sehen möchte, jedwedes Interesse, und so habe ich denn nach Gewährsmännern ausgeschaut, deren Persönlichkeit der beste Bürge für ihre Worte ist.

Ihre Erlebnisse will ich wiedergeben, so, wie ich sie selber vernommen, und den Anfang mit einer Episode aus dem Leben Joseph Viktor v. Scheffels machen, welche noch wenig bekannt sein und darum doppeltes Interesse erwecken dürfte.

— — — Der erste Schnee wirbelte durch die Luft, als der Zug, welcher meinen Vater und mich zum erstenmale als Gäste nach der Seehalde brachte, auf dem Bahnhof von Radolfzell einfuhr. Die kraftvolle, hohe Gestalt des Altmeisters stand auf dem Perron, der graue Kragenmantel vom Wind gezaust, der breitkrempige Filzhut zum Schutz gegen die ungestüm tanzenden Flocken niedergebogen.

Lachend begrüßte er uns, und die Fahrgäste, welche ihn erkannten, brachten ihm ein jubelndes Hurrah, welches sich von Fenster zu Fenster den ganzen Zug entlang fortpflanzte.

Doppelt traulich und behaglich bei dem unwirtlichen Wetter winkte uns die schmucke Seehalde vom Ufer des Sees zu — und je drohlicher der Sturm sie umpfiff und die Lichter auf dem festlich geschmückten Eßtisch flackern ließ, um so heiterer saßen wir in kleiner Runde und genossen die unvergeßlichen Stunden dieses Zusammenseins.

Die Uhr verkündete die elfte Stunde, als wir uns endlich „gute Nacht" wünschten und Scheffel seine „wegemüden, armen Wandersleut" persönlich nach den Logierzimmern geleitete. Dieselben lagen im ersten Stock, und zwar hatte der Dichter des Ekkehard ein helles, luftiges Eckzimmer für mich und das direkt daneben liegende Stübchen für meinen Vater bestimmt.

Scherzworte flogen noch hin und her, dann ein fester Händedruck: „Nun träumen sie unter meinem Dach höflicherweise von all' meinen Romanhelden, die es Ihnen

angethan haben, Fräulein Nataly!" neckte Meister Josephus, und dann schloß sich die Thür — wir waren allein.

Während die Handkoffer ausgepackt wurden, plauderten

Vater und ich noch in angeregtester Weise, dann pfiff der alte Soldat „Retraite", und auch seine Thür schloß sich.

Ich war sehr müde und schlief sogleich ein und hatte wohl auch recht fest und tief geschlafen, als ich plötzlich ohne jede Veranlassung erwachte. Es war eine mondhelle Nacht; ich erkannte jeden Gegenstand im Zimmer genau, und als meine Blicke schlaftrunken umherschweiften, hafteten sie plötzlich voll Entsetzen und Grausen auf der gegenüberliegenden Wand.

Als ich mich schlafen legte, hatte dort ein zweites Bett, mit weißer Decke überhangen, gestanden, jetzt aber — ich fühlte, wie mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat — stand dort ein hoher, schwarzer Sarg, zu dessen Häupten und Füßen Lichter brannten, ja ich sah deutlich, daß auf dem Totenschrein blanke Waffen und ein Ordenskissen lagen.

Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus und starrte wie gebannt auf das Unfaßliche, Entsetzliche — als schon die Thür aufgestoßen ward und mein Vater mit der Frage, was passiert sei, hereinstürmte.

„Ein Sarg! ein Sarg!" stöhnte ich auf, Papa aber faßte das Feuerzeug auf meinem Tische und zündete Licht an.

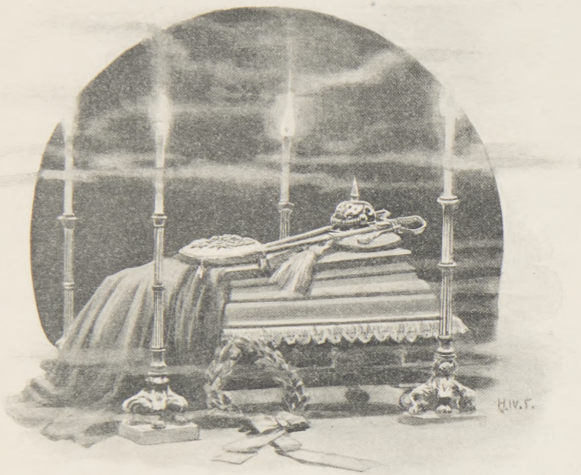
„Wo ist ein Sarg?" fragte er höchlichst überrascht.

Ja, wo war er?

Gegenüber an der Wand stand still und friedlich das weißgedeckte Bett, kein Kandelaber, keine Waffe, kein Ordenskissen . . .

„Kind, Du hast geträumt! Ich sage es ja, Meister Scheffel hat ein viel zu opulentes Souper servieren lassen, und der alte Wein! — Na, hier trink ein Glas Wasser und schlaf weiter!

Ich trank gehorsam das Glas aus, aber schlafen konnte



ich nicht wieder. Ich ließ das Licht brennen und überlegte, ob ich wirklich nur geträumt haben könne. Nein, gewiß nicht, ich war fest überzeugt davon, ich hatte den abscheulichen Spuk viel zu deutlich gesehen.

Wie hätte ich auch auf solch einen absonderlichen Gedanken kommen sollen?

Wir hatten uns so lustig und vergnügt unterhalten, während des ganzen Tages nicht ein einziges Mal das Thema „Spuk" berührt, wie sollte ich ohne jede Veranlassung plötzlich Gespenster sehen?

Und doch mußte es — konnte es nur ein Alpdruck gewesen sein, was sollte der Sarg hier in dem traulichen Fremdenzimmer der modernen, neu erbauten Villa? Wir befanden uns ja in keinem Spukschloß, in dessen Mauern der Tod schon seit Jahrhunderten Einkehr gehalten, gottlob, hier in der Seehalde regierte noch das blühende Leben!

Solche Gedanken und das Glas Wasser thaten endlich doch ihre Schuldigkeit, und die anstrengende Schwarzwaldreise forderte wohl auch ihr Recht, ich schloß die Augen und schlief weiter.

Als ich jedoch am nächsten Morgen erwachte und das Stubenmädchen eintrat, lautete meine erste hastige Frage: „Josephine, wer hat zuletzt dort in jenem Bett geschlafen?

„In jenem dort? Ei, der Herr Excellenz v. F. aus Karlsruhe!" knixte die Kleine und berichtete, wie Herr v. F. und Frau Gemahlin jüngst zum Besuch da gewesen seien und wie schrecklich gerne der alte Herr hier gewohnt habe. Er werde wohl auch bald wiederkommen, denn Sehnsucht nach der Seehalde habe er immmer."

Der alte Excellenz v. F. ! O, nun war ich ganz beruhigt und fest überzeugt, daß mich ein böser Traum geängstigt hatte, denn vor vier Wochen war ich noch in Karlsruhe, im Elternhaus des Dichters Heinrich Vierordt,

mit dem charmanten Offizier zusammengetroffen, hatte ihn so frisch und lebensfroh an der Seite seiner jugendschönen, geistreichen Frau gesehen, daß der Gedanke an sein Ableben wie etwas ganz, ganz Fernes, Undenkbares erschien.

Als wir uns an dem Kaffeetisch versammelten, begrüßte mich Meister Josephus mit etwas besorgtem Gesicht.

„Nun Fräulein Nataly, sind sie heute nacht etwa krank gewesen? Mir war es, als ob ich sprechen und Schritte in Ihrem Zimmer gehört hätte!"

Vater lachte: „Viel Lärm um nichts! Mein vernünftiges Mädel begann plötzlich Gespenster zu sehen, welche bei Kerzenlicht absolut nicht zu entdecken waren!"

„Gespenster? Ei der Tausend, in meiner Seehalde, die sich sonst stets zu aller Zufriedenheit aufgeführt hat, spukt es plötzlich? Nun, da bin ich begierig, was Sie geschaut haben mögen! Schnell, erzählen Sie, Jungfer Dichterin, derweilen Ihr Kaffee sich ein wenig verkühlt."

Ich ward sehr rot und verlegen und wollte nicht mit der Sprache heraus: „Es war ja nur ein thörichter Traum, Meisterchen, und Träume sind Schäume, gar nicht wert, daß man sie der Ehre würdigt, von ihnen zu sprechen!"

„Nun, ich meine, bei einem solch absonderlichen Gespenstertraum kann man schon eine Ausnahme machen!" nickte Meister Josephus bedächtig, „mich interessieren die Träume allemal, weil sie ein gar so närrisches und oft recht konvexes Spiegelwerk unserer Gedanken sind! Lassen Sie uns erfahren, was in solch einem Poetenköpfchen für nächtige Bilder umherschwirren!"

Da erzählte ich — und seltsam, Scheffel lachte mich nicht aus, wie ich gefürchtet hatte.

Er wiegte nur nachdenklich das ergraute Haupt und seine lieben, ehrwürdigen Züge spiegelten ein Gemisch von Sorge und Sinnen.

„Welch ein übles Traumgesicht!“ sagte er, „wie kommen Ihre jungen, lachenden Augen dazu, einen Sarg zu sehen? — Hm . . . Sie bringen das Phantom mit unserem lieben alten F. in Verbindung? Nun, dann hat es, so Gott will, keine böse Vorbedeutung; da hier! Gestern schreibt mir meine liebe Freundin noch gar heiter und guter Dinge und berichtet nur Erfreuliches von ihrem Gatten!“

Ich versicherte auch meinerseits, Excellenz v. F. noch vor wenig Tagen frisch und kerngesund gesehen zu haben, und Vater lenkte das Gespräch ab und versicherte, in dem Sarg habe nur der schwere Lachs gelegen, welchen wir gestern Abend als Majonnaise verspeist hatten, der habe Rache geübt für solch ein unfreundliches Beginnen! Er knüpfte eine Frage über die Fischerei im Bodensee daran, und nach wenigen Minuten war der nächtliche Spuk vergessen und ward auch nicht wieder erwähnt. Am Nachmittag reisten wir nach Sigmaringen weiter, abermals von Scheffel zur Bahn geleitet, und nur unter der festen Zusicherung entlassen, auf der Rückreise abermals Station in der Seehalde zu machen.

Wir versprachen es und hielten auch von Herzen gern Wort.

Wiederum hielt der Zug in Radolfzell und auch dieses

Mal stand Freund Scheffel, auf seinen Stock gestützt, zu unserm Empfang bereit Unvergeßlich aber wird mir der Ausdruck seines Gesichts bleiben.

Kein heiteres, schalkhaft liebenswürdiges Lächeln, ernst, um Jahre älter aussehend, mit kummervollem Blick schaute er mir in die Augen und streckte mir beide Hände entgegen: „Wissen Sie's schon?" fragte er anstatt jeder Begrüßung.

„Nein! Um Gottes willen . . . ein Unglück?"

„Der alte Excellenz v. F. ist tot — Ihr Traum ist leider Gottes doch kein Schaum gewesen —, er ist in selbiger Nacht zu Tode erkrankt."

Ein kalter Schauder überrieselte mich. Unsere Bestürzung war groß, und während des ganzen Wegs zur Seehalde drehte sich das Gespräch um diesen Trauerfall, welcher Scheffel ganz besonders schmerzlich zu erregen schien.

Stets von neuem gedachte er des unheimlichen, spukhaften Traums und setzte zuletzt leise und nachdenklich hinzu: „Wenn es wahrlich nur ein Traum gewesen."

Mit Mühe gelang es, während des Mittagsmahls die alten Geister der Heiterkeit und des Frohsinns zu citieren. Der Altmeister hörte mich so gern lachen und behauptete, „selbes Lachen stecke ihn unrettbar an!" Heute mußte es sich bewahrheiten, und es glückte mir auch, tagsüber die trüben Gedanken von ihm fern zu halten.

Als wir aber abends in Scheffels Arbeitszimmer saßen und der Seewind kalt und seufzend um die Fenster strich, da stützte Meister Josephus die Stirn abermals traurig sinnend in die Hand und sagte ganz unvermittelt: „Also

Sie auch, Fräulein Nataly! Es ist ganz wunderbar, just als ob wir armes Dichtervölklein dazu auserlesen wären, mehr zu sehen und zu erleben als der andern Schulweisheit sich träumen läßt! Mag's die besonders lebhafte Phantasie, das äußerst erregte und wohl auch stärker ausgebildete, vielleicht auch überstraff gespannte Nervensystem der Poeten sein, daß sie mit ihren Gedanken in fremde Welten hineinragen und unbewußt durch das Schlüsselloch der Ewigkeit lugen, ich weiß es nicht! Aber wundersam ist's, daß auch Sie, fröhliches, sechzehnjähriges Kind, solch ernste Vorahnungen haben! Just als ob's die Geister besonders gern mit der Jugend hielten — ich war ja damals auch noch ein lebensfrohes Bürschchen, als ich etwas Ähnliches, unerklärlich Seltsames erlebte —, nachher, im späteren Leben, habe ich nie wieder Geister geschaut."

Er sprach leise, wie in Gedanken, und atemlos vor Überraschung starrte ich ihn an. „Sie selber haben einmal etwas Übernatürliches erlebt? O bitte, bitte, bester Meister, erzählen Sie!"

Sein Blick richtete sich ernst, beinahe forschend auf mein Gesicht. „Ich habe nie gern darüber gesprochen, Fräulein Nataly, die Leute lachen über die Gespensterseher, und wer nicht selber 'mal ein Ähnliches erlebt hat, der glaubt gar, man wolle ihm ein Märlein auftischen."

„Habe ich denn nicht soeben noch den Beweis geliefert, daß ich Ähnliches erlebte?"

Er lächelte. „Wohl wahr, darum wäre ich wohl gar im stande, Ihnen mit gleichem Spuk aufzuwarten, bin

heute just in der Stimmung dazu! Die Gedanken an damals kommen mir immer wieder — wie die Mückenschwärme, welche man auch vergeblich scheucht! Nun — und Sie lieber Major, werden auch nicht allzu ketzerisch über den alten Poeten herziehen, wenn Ihr Husarenherz

auch nicht mit dem des ehemaligen Studentleins in einem Takte schlagen wird."

Vater versicherte, daß wohl der heutige Tag dazu angethan sei, jeden Zweifel an Absonderlichem verstummen zu lassen, und so füllte Scheffel noch einmal die Gläser, lehnte sich nachdenklich in den Sessel zurück und strich mit der Hand über den Kinnbart. Die Augen wie in

weite Fernen geradeaus gerichtet, mit einem Gesichtsausdruck, welcher sein sonst so frisch blickendes, liebenswürdig heiteres Antlitz vollständig veränderte, begann er mit gedämpfter Stimme:

Es war im Jahre 18**, als ich, ein junges, lebensfrohes Bürschchen, die Akademie zu H. bezog. Das Allzuviel der Freundschaft war mir nie sympathisch gewesen, darum beschränkte ich meinen Verkehr auf nur wenige, aber desto liebere und treuere Gesellen, von welchen namentlich der eine mir besonders nahe trat. Nennen wir ihn jetzt Karl — der Name thut ja nichts zur Sache, und falls Fräulein Nataly die Geschichte später einmal der Welt erzählt, so möge Diskretion walten.

Besagter Karl war mir wohl so angenehm im Verkehr, weil er in allen Dingen das ganz direkte Gegenteil von mir war.

Dieweil bei mir Lebenslust und Frohsinn fast überschäumten und ich die Studienzeit durch die rosigen Brillen des Gaudeamus anschaute, war Freund Karl ein stiller, beinahe etwas kopfhängerischer Bursch, dem das Arbeiten und Lernen als heilige Pflicht erschien und welcher wohl in unseren Augen als ärgster und verächtlichster Philister gegolten haben würde, hätten wir nicht den Grund zu seinem altväterischen Wesen allzugut gekannt.

Er war krank.

So gut ihn die frischen, roten Wangen kleideten, wußten wir doch, was ihre hektische Art besagen wollte, wenn wir den armen Jungen husten hörten.

Dazu kamen Verhältnisse, welche seine empfindsame Seele schon seit Jahren schwer belasteten.

Er war das einzige Kind einer Witwe, welche der früh verstorbene Gatte, ein Ministerialbeamter, in geordneter, aber nicht allzu glänzender Vermögenslage zurückgelassen hatte.

Karls ganzes Streben und unermüdliches Lernen galt der Zukunft der Mutter.

Er wußte, daß er die schwere Krankheit des Vaters geerbt, und er sagte sich, daß er nicht allzulange Zeit habe, der unglücklichen Frau eine Stütze zu sein.

Daher sein philisterhaft solides Leben, sein großer, heiliger Ernst dem Studium gegenüber. Ich hatte eine tiefe, herzliche Verehrung für den vortrefflichen jungen Mann, und manch' traute, wohl einflußreiche Stunde verlebte ich in der kleinen Wohnung der Frau Rat, welche selbstverständlich mit dem Sohn zusammenlebte.

Was wir übermütigen Gesellen Freuden und Vergnügungen nannten, Pauken, Biertrinken, Kommerse und lustige Scholarenfahrten ins Land, das existierte nicht für den kranken Genossen, nur eine einzige Erheiterung gönnte er sich — er besuchte die Studentenbälle und Tanzkränzchen, welche wir des öfteren veranstalteten.

Da ich das Tanzen für einen Lungenkranken als recht schädlich erachtete, erstaunte ich über diesen Leichtsinn des Freundes gewaltig, bis ich ihn nach schärferer Beobachtung zu deuten wußte. Karl tanzte nur einen einzigen Tanz, den Walzer nach dem Abendessen, und

diejenige, mit welcher er tanzte und soupierte, war stets dieselbe.

Ein herziges, frisches, junges Mädchen, sanft und lind wie ein Frühlingshauch, herzensgut und freundlich wie ein Schutzengel, welcher mit holdem Antlitz Genesung in die Seele des Kranken lächelt. Einmal habe ich Karl mit Fräulein Gretchen geneckt, dann nicht wieder.

II.

Er sah mich mit seinen schwermütigen Augen so unbeschreiblich an, daß es mir durch Mark und Bein ging.

„Ich habe sie lieb, Joseph!" sagte er leise, „du bist mein Freund, ich will kein Geheimnis vor dir haben!" Und er legte meinen Arm in den seinen und schritt langsam mit mir im Zimmer auf und ab.

Dabei that er mir sein Herz auf, sein junges, liebewarmes Herz, welches so zuversichtlich auf das Glück hoffte.

Die Liebe und Hoffnung erhielten ihn gesund und stählten seinen Körper und seine Seele zur Arbeit, so wähnte er. Gretchen wußte um seine Gefühle und teilte sie, auch die Mutter hütete im Herzen voll stillen Glücks das Geheimnis ihres Sohnes.

Noch ein paar Jahre Geduld, noch ein paar Jahre schaffen und streben, und er wird die Geliebte als trautes Weib in ein bescheidenes Nestchen heimführen.

Bei dem nächsten Tanzkränzchen beobachtete ich voll wehmütiger Rührung diesen jungen Liebeslenz, auf dessen

Knospe schon ein so herber unbarmherziger Rauhreif schwerer Sorge fiel.

Neben dem Ofen befand sich ein stilles Plätzchen zu zwei Sitzen, welches die Liebenden ständig zu dem ihren erwählten. Da saßen sie während des Tanzes, ungestört und unbeobachtet, und schwelgten in dem süßen Glück ihres geheimen Herzensbundes.

Der Winter kam, rauher und stürmischer wie je zuvor, und Karl hustete mehr denn je, und eines Tages blieb sein Platz im Kolleg leer.

Ich eilte sofort in die Wohnung der Frau Rat und fand die alte Frau zwar in Sorge, aber doch ganz zuversichtlich und vertrauensvoll.

Karl lag an starker Erkältung zu Bett. Ein tüchtiger Schnupfen und Husten, sonst nichts. In der Nacht trat Fieber auf und währte etliche Tage, da seine Höhe aber nicht beängstigend war, und es am vierten Tage wieder schwand, so nahmen wir die Erkrankung nicht allzu schwer.

Karl fühlte sich auch nach acht Tagen wieder leidlich

wohl, verließ das Bett und saß behaglich plaudernd im Lehnstuhl am Ofen, als ich zum gewohnten Besuch wieder bei ihm eintrat.

„Hurra! Der Dachs hat den Bau wieder verlassen!“ rief er mir sehr heiter gelaunt entgegen, „ich hoffe übermorgen schon wieder ausgehen zu können!“

„Wenn das gelinde Wetter anhält, mein Junge“, wandte Frau Rat lächelnd ein, „du weißt, was der Doktor gesagt hat!“

„Doktorenweisheit! Wehe dem, welcher sich zu ihrem Sklaven macht!“ rief der Kranke mit beinahe übermütigem Ton. „Nein, nein, Mutterchen, ich lasse mich nicht eine Stunde lang unnötig einsperren! Und nun laßt uns Kaffee trinken, Josephus muß die Kehle anfeuchten, sonst erzählt er schlecht!“

Die alte Dame verließ das Zimmer, und kaum, daß die Thür sich hinter ihr geschlossen, faßte Freund Karl jählings meine Hand und stammelt:

„Ist es wahr, daß am nächsten Samstag das erste Tanzkränzchen stattfindet?“

Ich nickte. „Willst du etwa leichtsinnigerweise bei demselben erscheinen?“

„Und ob ich es will! Ach, Joseph, ich habe meiner kleinen Margaret so viel zu sagen wegen des Onkels, weißt du? Hat er mich wahrlich zum Erben eingesetzt, kann ich ja schon als Referendar heiraten! Und siehst du, des Samstags wegen freue ich mich doppelt, daß es mir wieder so viel besser geht.“

„Hast du Fräulein Gretchen bereits engagiert?"

„Das habe ich ein für allemal. Der Tischtanz ist mein. Laß uns wieder zusammen eine Ecke bilden während des Essens, arrangiere alles wie sonst, Joseph, ich werde mich diesmal nicht viel darum kümmern können!"

Ich versprach, und das Gespräch nahm eine andere Wendung, als Frau Rat mit dem Kaffee erschien.

Es war dies an einem Dienstag! Freitag wollte Karl das Kolleg wieder besuchen und Samstag mit seiner Margaret tanzen.

Vergeblich schaute ich Freitag in der Universität nach ihm aus, und von böser Ahnung erfüllt begab ich mich sogleich in seine Wohnung.

Ich fand den armen Freund erschreckend bleich und matt auf dem Sofa liegend und erfuhr durch seine Mutter, daß ganz plötzlich wieder ein heftiger Bluthusten aufgetreten sei.

So gut ich es bei meiner Bestürzung vermochte, tröstete ich die weinende Frau und versuchte alsdann den sehr niedergeschlagenen Karl ein wenig aufzuheitern.

Er schüttelte wehmütig den Kopf.

„Ich werde morgen abend nicht bei euch sein können; hast du schon eine Dame zum Tischwalzer engagiert?"

Ich verneinte.

Da umschloß er mit fieberheißer Hand die meine.

„Dann thu mir den Gefallen und tanze mit Gretchen!" bat er. „Dir vertraue ich sie am liebsten an! Du wirst ihr von mir und dem Onkel erzählen; alles was ich dir jetzt auftragen werde, — ja?"

Da kam mir der Schalk. „Höre", sprach ich, „die kleine Margaret ist ein herziges Wesen und gefällt auch anderen Leuten gut! Zum Teufel mit der Freundschaft! — Ich werde einmal im trüben fischen und dir dein Bräutchen abspenstig machen, gar so abgeneigt ist sie mir längst nicht!"

Ich hatte lachend und im Scherz gesprochen, aber ich erschrak über die Wirkung meiner Worte. Glühende Röte stieg in Karls leichenblasse Wangen, sein Blick flammte so drohend und leidenschaftlich auf, wie ich ihn nie zuvor gesehen.

Joseph! — Mensch!" flüsterte er mit heiserer Stimme. „Wenn du zum Verräter an mir werden würdest! — Bei meiner ewigen Ruhe — ich schwöre dir's — bei dem ersten Wort, welches du in deinem Interesse zu ihr sprichst, stehe ich zwischen euch — und sollte ich aus dem Grabe steigen!"

Ich lachte hell auf und versicherte ihm so heiter meine absolute Ungefährlichkeit, daß er sich schnell beruhigte.

„Nun höre, was du ihr sagen sollst", fuhr er leise fort, nachdem ein heftiger Hustenanfall ihn minutenlang geschüttelt, und mit kurzen, abgerissenen Sätzen informierte er mich.

Ich war damals jung und sorglos, ich hielt Karl für krank, aber nicht für todkrank, dieser Gedanke lag uns allen noch sehr, sehr fern.

Der Samstag kam.

Karls Wohnung lag in derselben Straße wie unser Tanzlokal, nur wenige Häuser von demselben entfernt.

Ich sprach zuerst noch einmal bei dem Kranken vor

und fand ihn überraschend wohl. Er schritt im Zimmer auf und nieder und blickte mir mit seltsam schalkhaftem Lächeln entgegen.

Als ich wieder ging, drohte er mir scherzend mit dem Finger: „Daß du ihr nicht den Hof machst! Ich drehe dir den Hals um! — Verstanden?"

Ich zuckte übermütig die Achseln. „Ich beschwöre nichts!" rief ich lachend und stürmte die Treppe hinab.

Der Tischtanz kam. Ich hatte mich während des Essens ganz nach Vorschrift mit Fräulein Gretchen unterhalten und nun führte ich sie in den Saal und flog nach den Walzerklängen mit ihr dahin. Dann führte ich sie zu dem Ofeneckchen.

„Es muß alles ganz so sein wie sonst!" lachte ich, „nun werde ich versuchen, ob ich Ihnen ebenso die Cour machen kann, wie Karl!"

Sie ward rot und sah in diesem Augenblick reizender aus wie je. Ganz unwillkürlich rückte ich ihr ein wenig näher und hub an, sie zu necken:

„Wissen Sie auch, Fräulein Gretchen, daß ich Karl angedroht habe, ich wolle Ihnen heute gewaltig den Hof machen? Wie wär's, wenn ich Wort hielte?"

Kaum hatte ich die Worte über die Lippen gebracht, fühlte ich einen heftigen Schlag auf die Schulter, und als ich mich jählings umwandte, entfuhr ein leiser Schrei der Überraschung meinem Munde.

Hinter mir stand mein Freund Karl, die weit aufgerissenen Augen starr auf mich geheftet.

„Karl", stammelte ich, „du hier?!" und dann fiel mein Blick auf seine Gestalt und ein Schrei des Schreckens rang sich abermals von meinen Lippen.

Wie sah er aus. Im Ballanzug, dem Rock und der weißen Weste, stand er vor mir, aber Weste und Vorhemdchen waren von Blut überströmt, und über seine Lippen sickerten die dunklen Tropfen unaufhörlich weiter.

„Allmächtiger Gott — Karl!"

Aber was war das? — Vor meinen Augen zerrann die Gestalt des Freundes und statt seiner drängten näherstehende Herren und Damen herzu, lachten hell auf und riefen mich staunend an:

„Haben Sie Visionen, Scheffel? — Mit wem in aller Welt sprechen Sie denn?"

Ich stand wie gelähmt. „War soeben nicht Karl X. hier?" rang es sich von meinen Lippen.

„Unsinn! Kein Mensch war hier!"

Aufs höchste erregt, wandte ich mich zu meiner Tänzerin. „Aber Sie haben ihn doch auch gesehen, Fräulein Gretchen?"

Das arme Kind sah leichenblaß aus.

„Nein — ich sah niemand — es war keiner da, zu dem Sie sprachen!"

Ich ward sehr erregt. „Unsinn! Ich soll mystifiziert werden! Ihr alle steckt hinter dem Komplott! Aber jetzt Scherz beiseite, saht ihr nicht, wie der Unglückliche aussah? Er war über und über von Blut überströmt!"

An den Blicken der Umstehenden sah ich jetzt, daß man

mich für verrückt oder betrunken hielt; ehe aber ein weiteres Wort fiel, drängte sich ein Kellner durch die Tanzenden und rief mir mit bestürzter Miene zu:

„Ach, Herr Scheffel! Die Frau Rätin X. läßt dringend bitten, einmal herüber zu kommen, es ist ein Unglück passiert!“

Wie ich über die verschneite Straße und die Stiegen emporgekommen bin, weiß ich selber nicht mehr. Als ich in Karls Zimmer trat, lag der Unglückliche vor mir auf dem Fußboden, ganz wie ich ihn soeben als spukhafte Erscheinung vor mir gesehen, im Ballanzug, von Blut überströmt.

Später, nachdem wir den teuern Toten zur ewigen Ruhe gebettet, gab mir die beklagenswerte Mutter Aufschluß über das Seltsame.

Karl hatte sich an dem unglückseligen Samstag so auffallend wohler gefühlt, daß er beschloß, einen kleinen Scherz auszuführen.

Alles Flehen und Bitten der Mutter half nichts.

„Ich tanze ja nicht! Ich will sie nur in der Ofenecke überraschen und Joseph ‚eins versetzen', wenn er galant wird!"

In großer Hast hatte er sich angekleidet, und mag es eine heftige Bewegung oder die Aufregung veranlaßt haben, ein Blutsturz trat plötzlich ein, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß der Kranke inmitten des Zimmers zusammenbrach.

Die schwache, alte Frau vermochte nicht, ihn auf das Bett zu schaffen; sie kniete neben ihm und hielt seinen Oberkörper in den Armen.

Da habe sich der Sterbende noch einmal aufgerichtet. „Jetzt — jetzt — hörst du . . . er sitzt neben ihr . . . er sagt ihr . . ." und dann sei sein Körper steif und eiskalt geworden, er habe die Hand wie zum Schlag er-

hoben — sekundenlang geradeaus gestarrt und wäre hierauf mit einem tiefen Seufzer tot vornüber gesunken.

Es war der Augenblick, als ich auf solch unerklärliche Weise den unglücklichen Freund im Ballsaal vor mir sah.

Scheffel machte tief atmend eine Pause und strich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Das ist eine wahre Begebenheit, ein Spuk, welchen ich selbst erlebte, und ich hatte nicht geträumt." — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich verhehle nicht, daß die Erzählung aus dem Munde dieses Gewährsmannes tiefen Eindruck auf mich machte, und die Unterhaltung begreiflicherweise längere Zeit bei diesem Thema festhielt.

Scheffel bekundete viel Interesse dafür. „Ich bin so garnicht phantastisch und hellseherisch beanlagt", sagte er, „habe auch während meines ganzen Lebens nichts Übernatürliches wieder geschaut oder gehört, darum ist mir jenes zweite Gesicht, welches ich im Ballsaal hatte, doppelt unbegreiflich. Man wird vielleicht sagen, ein Poet ist schon von Natur ein viel sensibler und einbildungsreicher beanlagtes Wesen wie andere Sterbliche, dem aber kann ich ein anderes Vorkommnis, welches ein guter Freund von mir erlebte, entgegenstellen. Sein Wort bürgt mir für die absolute Wahrheit seiner Erzählung, denn Freund S. ist eine Persönlichkeit, welche jedweden Zweifel ausschließt. Eine Soldatennatur par excellence, sehr realistisch, nüchtern und ehrlich denkend, geradezu bis zur Derbheit, leicht mißtrauisch jedem gemachten Wesen gegen-

über, von echter Landsknechtsfrömmigkeit, welche nicht viel Worte macht, und keinen Kultus zur Schau trägt, und im rechten Moment doch ein Stoßgebetlein aus tiefstem Herzensgrunde stammelt."

S. war Kavallerist, und zwar während des Feldzugs 1870/71 besonders viel kommandiert, Jagd auf Francstireurs zu machen.

Seine Umsicht, Kaltblütigkeit und ein oft an Tollkühnheit grenzender Mut befähigten ihn ganz besonders zu diesem aufreibenden und gefährlichen Dienst.

Später erzählte er mir persönlich folgendes Ereignis:

„Es war eine warme, mondhelle Nacht, als ich mit etlichen, besonders zuverlässigen Leuten meiner Schwadron das Wagstück unternahm, die Stellung des Feindes auszukundschaften.

Das Terrain war uns nur in großen Strichen bekannt; wir wußten, daß sich vor uns ein mäßig großer Wald, hinter demselben freie Wiesen und Ackerland — und angrenzend an dieses ein Gehöft befand, in welchem wir den Hauptschlupfwinkel und die Munitionskammern der Francstireurs vermuteten.

Der Wald erwies sich jedoch tiefer und beschwerlicher passierbar als wir dachten, und obwohl wir die menschenmöglichsten Vorsichtsmaßregeln beobachteten, wurden wir doch öfters durch Geräusche und Wahrnehmungen beunruhigt, als ob wir vom Feind umschlichen und beobachtet würden.

Wir überlegten schon, ob es unter diesen Verhältnissen

ratsam sei, bei dem hellen Mondlicht das schützende Waldesdunkel zu verlassen, als ein heraufsteigendes Wetter den Himmel überzog und alles Licht in tiefste Finsternis tauchte.

Wir hatten die Lisière erreicht und hielten einen Augenblick ratlos still, auf die grabesstille, stockdunkle Ebene hinausblickend.

Der Wind fuhr rauschend durch die Baumkronen und jagte heulend über das flache Land, Regentropfen klaschten hernieder und Nachtvögel strichen mit heiserem Schrei über uns hinweg.

Man sah nicht mehr die Hand vor Augen und es schien eine Unmöglichkeit, den Weg nach dem Gehöft aufzufinden. Schon wollte ich mich mißmutig entschließen, den Rückweg anzutreten, als plötzlich in ziemlicher Entfernung ein Licht aufblitzte.

‚Das Haus! — Hurra — dort liegt das Haus!‘ raunte mir ein Gefreiter zu, und ich nahm das Fernglas und forschte eifrig nach der Wahrheit.

Richtig, das Licht schien durch Glas, — die Fensterscheibe, und verdunkelte sich zeitweise, als ob Schatten vor demselben hin und her glitten.

Die Stube war sicherlich von Feinden besetzt.

Wir frohlockten. Das dunkle Wetter begünstigte unsere Annäherung, Sturm und Regen übertönten die Hufschläge, wir hatten die beste Aussicht, uns unbemerkt heranpirschen zu können.

So ritten wir los, erst vorsichtig prüfend, dann, als

sich der Boden als hochbegraste, sammetweiche Wiese zeigte, dreister werdend und schärfer ausgreifend.

So ging es eine gute Weile leise und schnell vorwärts, dann ward der Boden plötzlich härter und knirschte hie und da wie loses Geröll.

Dennoch ritten wir scharf zu, denn das Licht rückte näher und näher und mußte nach unserer Berechnung in spätestens zehn Minuten erreicht sein.

Auffällig schien es, daß weder Gartenland, noch Acker oder Zäune die Nähe des Gehöftes anmeldeten, doch war es wohl möglich, daß sich diese Anzeichen nach der entgegengesetzten Seite befanden, während die Front des Hauses nach der freien Heide hinausblickte.

Das Licht stand unbeweglich und brannte inmitten des sausenden Sturmes ruhig und hell.

Ich ritt als erster meinen Leuten voran, den Blick starr auf die Flamme gerichtet, deren heller Schein noch mehr gegen die Dunkelheit blendete.

Plötzlich schrak ich zusammen, und zwar so jäh, daß ich ganz unwillkürlich mein Pferd zurückriß und dadurch auch die mir nachfolgenden Reiter aufhielt.

Mit weit aufgerissenen Augen, die Haare in jähem Grausen gesträubt, starrte ich auf eine weiße Frauengestalt, welche jäh aus der Finsternis auftauchte und die Arme in angstvoller Abwehr nach mir ausstreckte, — meine Mutter!

Wahrlich und leibhaftig meine Mutter, welche schon seit drei Jahren daheim auf deutschem Friedhof schlummerte.

Ich sah sie genau — jeden Zug ihres lieben, trauten Gesichts, ihre Augen, ihren Mund, ihre Gestalt in dem weißen Totenhemd, ganz so wie ich sie zum letztenmal voll verzweifelnden Schmerzes angeschaut, ehe der Sarg für immer geschlossen ward.

Und nun plötzlich stand sie vor mir in stockdunkler Nacht — im fernen Feindesland, auf einsamer Heide.

‚Mutter!‘ schrie ich auf — ‚Mutter!‘

Der Gefreite faßte mich entsetzt am Arm: ‚Um Himmels willen — Herr Rittmeister —‘

Da zerran die wundersame Erscheinung vor meinen Augen. Noch einmal winkte sie mir mit allen Zeichen großer Angst zu: ‚Zurück! Zurück!‘ und dann umgähnte mich abermals die schwarze Finsternis.

Keines Wortes mächtig saß ich im Sattel. Ich fühlte, wie das Pferd unter mir zitterte und aufschnaufend zurückdrängte.

‚Herr Rittmeister . . .‘

‚Hackert — haben Sie nichts gesehen?‘ rang es sich endlich keuchend von meinen Lippen.

‚Nein, Herr Rittmeister! . . . was . . .?‘

‚Und ihr anderen saht auch nichts?‘

‚Nein, Herr Rittmeister!‘ flüsterte es betroffen im Kreise.

Ich richtete mich entschlossen auf. ‚Halt! — Keinen Schritt weiter! — Es droht uns eine Gefahr. — Hackert, halten Sie mein Pferd!‘ Ich sprang zur Erde. ‚Lassen Sie mich ein paar Schritte vorgehen!‘

Unter meinen Sohlen knirschte loses Steingeröll, es bröckelte ab, und ich hörte wie ein Stück fortrollte und dann polterte, als stürze es einen tiefen Abgrund hinab.

Was war das?

Als ich unschlüssig stehe und zaudere, noch einen Schritt vorwärts zu thun, bricht der Mond mit hellem Strahl durch das Gewölk, und ich blicke vor mir nieder in die gähnenden Tiefen eines Steinbruchs, während drüben, am jenseitigen Rand desselben eine Laterne aufgehängt ist.

Eine Falle, welche uns die Franctireurs gestellt haben.

Einen Augenblick rinnt es wie kaltes Grauen durch meine Glieder, — noch zwei Schritt weiter und wir lagen zerschmettert in der Tiefe.

Ich sprang zurück auf mein Pferd. — ‚Kehrt! Wir sind an Steinbrüchen!‘ rufe ich leise, und meine wackeren Reiter, welche das Entsetzliche gleich mir geschaut, reißen die Pferde herum.

Da knattert es jenseits des Steinbruchs. Kugeln pfeifen über uns hinweg, meinem Gefreiten schlägt die eine gegen den Karabiner, dennoch hat er denselben schon an der Backe und gibt gleich uns Feuer.

Zweimal schießen wir in die Dunkelheit hinein, der Mond versteckt sich wieder, wir sehen keinen Feind mehr und jagen nun durch Sturm und Regen dem schützenden Wald wieder zu.

Erst später, als wir wieder wohlbehalten bei den Unsern angelangt sind, überkommt mich die Erinnerung an das

soeben Erlebte mit elementarer Gewalt Ich öffne meine Brusttasche, blicke auf das Bildchen meiner lieben seligen Mutter, presse das Antlitz darauf und weine wie ein Kind. Eine Erklärung für die rätselhafte gespenstische Erscheinung habe ich nie gefunden, nur die, daß ich schon während Lebzeiten der Mutter stets ihr Sorgenkind gewesen, über welches sie ganz besonders treu und liebevoll schützend ihre Hände gebreitet!"

Soweit mein Freund, ein Mann der nie gelogen hat, und welchem ich dieses Erlebnis Wort für Wort glaube. Möglicherweise habe ich es Ihnen nicht mit der vollen, militärischen Genauigkeit erzählt, lieber Major, — ich bin kein Soldat! — aber die Hauptsache gab ich wohl wahrheitsgetreu wieder; sie hat mich oft beschäftigt in Gedanken, und ich habe mich der seligen Bestätigung gefreut, daß auch das Grab der Mutterliebe noch keine Schranken setzt; unter vielen Tausenden ist aber wohl nur einer, dem sich solches in Stunden höchster Gefahr und Not offenbart!

* * *

Jahre sind vergangen, seit Meister Scheffel mir in der Seehalde gegenübersaß und das Haupt sinnend in die Hand stützte mit der grüblerischen Frage: War's ein Spuk? — und gibt es wahrlich auserwählte Menschen, welche schon mit irdischen Augen Dinge sehen, vor denen, andern gegenüber — noch die Schatten des Todes lagern? — Ist das Grab eine Thüre — und wohin führt die-

selbe? Zuvor in eine Zwischenwelt, oder allsogleich vor das Angesicht des ewigen Gottes?

Cypressen rauschen über der Gruft des teuern Meisters; er durchschritt die Todespforten und erhielt Antwort auf seine Frage.

Die Wasserrose.

I.

Wir saßen — eine außerordentlich fröhliche Gesellschaft — inmitten des sonnendurchleuchteten Hochwaldes und genossen in vollen Zügen den Zauber des wolkenlosen Julitages, dessen Hitze hier droben unter rauschenden Baumkronen zur behaglichsten Temperatur ward. —

Der wilde Thymian duftete berauschend, die roten Steinnelken glühten wie Blutstropfen im Moos, und gelbe, rote und blauschillernde Schmetterlinge wetteiferten mit Hummel und Biene um die Gunst der wilden Rosen, welche malerisch über dem Gestein des Abhanges nickten.

Die Kiefern schickten schwüle Duftwogen zu uns herüber, der Specht hämmerte im Wald, und ein Hasenpärchen huschte aufgescheucht durch den hochstarrenden Ginster, um sich im Wald zu verlieren, dessen Rasensaum wie Smaragd im Sonnenglanz leuchtete.

Wie überschwenglich schön war dieser Waldesfrieden, nur unterbrochen durch singende Mädchenstimmen, durch

Jubel, Gelächter und Becherklang.

Die Bowle stand inmitten des kleinen Zigeunerlagers, welches wir malerisch auf der Bergeshöhe, auf einem kleinen Wiesenplatz arrangiert hatten. Rechts und links und hüben und drüben mündeten die Waldwege, man sah tief hinein und hinab in

die geheimnisvoll dunkelnden, dicht verwachsenen Pfade, aus welchen die weißen Kleider der blumenpflückenden Mädchen aufleuchteten, just als ob schwebende Huldinnen ihr Spiel dort trieben.

Ein junger Offizier trocknete mit dem eleganten Sporttuch die Stirn, streckte sich behaglich aus auf dem weichen Moosteppich und fand es recht langweilig, daß seine beiden allerliebsten Bäschen noch immer auf Entdeckungsreisen und Beutezügen in den Büschen herumkrochen.

Er stützte den Kopf in die Hand: „Gretel! Mietze! seid doch nicht so eklig und kommt her! Es gibt auch hier an Ort und Stelle genug zum Raufen — zum Blumenraufen meine ich!! — Da seht mal hier! Diese famose blaue Blume hier — Campanula oder Enzian oder weiß der Teufel, wie sie heißen mag."

Er bog den schlanken Stengel mit der Fußspitze hin und her, eine junge Frau aber, welche seitlich von ihm auf der Steinbank saß, hob wehrend die Hand:

„Nicht zertreten! Es ist eine Armsünderblume!" Sie sagte es beinahe ängstlich, fast scheu, und überrascht wandten sich alle Köpfe, — ihre Stimme klang schier wie ein Mißton in die allgemeine Heiterkeit.

„Armsünderblume? — Was heißt das?!"

„Nach welcher Botanik haben Sie gelernt, gnädige Frau?" — lachte es im Kreise.

Die Baronin schob das rosige Mündchen etwas vorwurfsvoll vor.

„Ich denke, die Herrschaften haben alle regelmäßig

das Schulgeld bezahlt, und nun kennt niemand den Heinrich Heine?"

„Dessen Gedichte lernt man nicht in der Schule, Teuerste!" —

„Aber man liest sie heimlich schon in der ersten Klasse und schwärmt sich so recht von Herzen satt!!" —

„So ist's, mein Feldherr! — Für welche Verse haben Sie sich begeistert?" —

„Nicht so neugierig, Mäxchen!

„Frau Hadwig hat sicherlich um die Armsünderblume Thränen vergossen!"

„Armsünderblume? — Heine? — Herrschaften, es ist heute zu heiß, um nachdenken zu können, mein Gedächtnis ist geschmolzen, ich kenne das Gedicht nicht!!" —

Fräulein Gretel und Mieze waren Arm in Arm herzu getreten.

Das blonde Gretelein mit den großen Rehaugen und dem Gesichtchen, zart wie ein Rosenblatt, blickte gedankenverloren gerade aus und sprach mit leiser Stimme:

„Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um —
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum' . . ."

Der junge Offizier hob jählings den Kopf und blickte umher.

„Teufel ja! wir habens just getroffen!!" —

„Richtig — der Kreuzweg! Wir sitzen ja am Kreuzweg!"

„Und hier blüht die blaue Blume!"
„Die Armesünderblum'!" —

„Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'!"

flüsterte Fräulein Gretchen, — und während sie sprach und aller Blicke die blaue Glockenblume trafen, strich ein leiser Lufthauch von den Kiefern herüber, und die Geheimnisvolle neigte und wiegte sich schier geisterhaft, als wolle sie den Worten der Sprecherin zustimmen. Wie still es plötzlich im sonnigen Wald war! Nur ganz fernher klang das Hämmern eines Spechtes, wie der schwere, angstvolle Herzschlag des dunklen Buchengrundes.

„Herr Forstmeister . . . hat sich wohl an dieser Stelle schon ein Mensch umgebracht?" — fragte die Baronin und zog die weiten Spitzenärmel fester um die Arme, als fröre sie.

Herr v. R. blickte nachdenklich einem Goldkäfer nach, welcher angstvoll über die Ecke des weißen Damasttuches auf der Erde, worauf unser Picknick lagerte, rannte.

„O ja!" nickte er „erst vor zwei Jahren hat sich hier ein Unterförster von mir erschossen —"

„Aus unglücklicher Liebe?!" —

„Man nahm es an, weil keine anderen Gründe vorlagen! Oder sind Sie besser unterrichtet, lieber Cörlin?"

Der Forstassessor zuckte die Achseln, sein blasses, ernstes Gesicht mit den umschatteten, dunklen Augen sah noch nachdenklicher aus wie gewöhnlich. „Man behauptet, und wohl auch mit Recht, daß er Schulden gemacht,

welche sein Vater nicht bezahlen wollte. Nach dem Tode des Sohnes hat er sich dazu entschlossen und die Sache ward totgeschwiegen, — auf seinen Wunsch."

„Pfui, Cörlin, wie prosaisch! Sie sahen doch, daß die Damen sämtlich schon den interessantesten Roman träumten!"

„Ich bin überzeugt, der Ketzer glaubt nicht einmal an die Armsünderblume!" lachte der junge Offizier. „Strafen Sie ihn, Baronin! Ziehen Sie ihm den Feldstuhl weg!!"

Man lachte, aber nicht so laut wie zuvor, und der Forstassessor blickte sogar sehr ernst auf die blaue Blume zu seinen Füßen nieder. „Nein — an diese Armsünderblume habe ich bisher allerdings nicht geglaubt, wohl aber an eine andere." —

„Eine andere? Gibt es verschiedene?!"

„Ja, in meiner Heimat nennt man die Wasserrosen Armsünderblumen."

„Die Seerosen? Diese entzückenden, poetischen Blumen? Wie barbarisch! Ich liebe sie so sehr!"

„Thun Sie das nicht, gnädiges Fräulein, diese Blumen soll man nicht lieben — aber . ." Der Sprecher stockte und eine heiße Blutwelle ergoß sich über sein bleiches Gesicht.

„Nun — aber?" —

„Aber man soll sie auch nicht gefühllos auf die Straße werfen, daß sie zertreten werden", stieß er kurz hervor. —

„Hm . . das klingt geheimnisvoll; ich glaube, Assessor — Sie könnten etwas darüber erzählen?"

„Ach ja! eine Gespenstergeschichte im Sonnenschein!" riefen die Damen und rückten ganz nahe auf der Steinbank zusammen, dieweil sich die Herren, welche noch standen, auf die Erde niederstreckten, das Bowleglas vor sich, die Cigarette zwischen den Lippen.

„Famose Idee!" lachte der Leutnant, „bitte, meine Damen, vergegenwärtigen Sie sich einmal dieses reizende, sonnenstrahlende Plätzchen hier um Mitternacht! — Dunkel und still. Der Kreuzweg schimmert wie gleitende Schlangenleiber. Hu-hu-hu — streicht der Wind über den Ginster, und dort, aus den Buchen, schreit das Käuzchen herüber. Da kommt etwas Helles den Weg dort herauf — leise — gespenstisch schwebend — ein blasser Mann mit einem Loch in der Stirn, aus welchem das Blut sickert — —"

„Hören Sie auf!! es ist gräßlich!" —

„Und er schreitet hierher — blickt mit den hohlen Augen wild um sich — — ein Schrei . . ."

„Still! — wir sind eiskalt vor Grausen!" —

„Und im Mondschein bewegt sich langsam
Die Armesünderblum'."

Kein Laut ringsum, nur die Bienen summen und die Damen schmiegen sich fester aneinander.

„Glauben Sie an Gespenstergeschichten?" fragt die Baronin aufatmend.

„Ja und nein. Wer kann Unerklärliches ableugnen? — Allen ist wohl schon im Leben etwas Seltsames be-

gegnet, welches sich nicht deuten ließ. Vorahnungen, Träume — das Gefühl, als ob übernatürliche Gewalten zu dieser oder jener Handlung zwangen — Handlungen, welche alsdann vor großem Unglück bewahrten! Man glaubt einen Ruf zu hören, die Stimme eines lieben Abgeschiedenen, ja — man sieht hie und da wohl auch Dinge, von welchen sich die nüchterne Schulweisheit nichts träumen läßt."

„Ich glaube nicht eher an Spuk, als bis ich einen erlebe!" schüttelte der junge Offizier beinahe trotzig den Kopf. „Wie oft habe ich das Schicksal herausgefordert! — Nachts im Ahnensaal — auf dem Kirchhof, um Mitternacht auf dem Schlachtfeld —, in der Kirche — ich sah nie etwas, aber mein Vater . . ja der . . . !"

„Erlebte Außergewöhnliches?"

„Ja, und er schwor darauf. Wie ist das nun möglich, daß der eine sieht und der andere nicht?"

Ein alter Herr, der Vater von Gretel und Mieze, wiegte ernst den Kopf.

„Ich meine, das sei sehr leicht zu erklären. Es gibt nicht nur körperlich, sondern auch geistig grundverschiedene Menschen. Hier ist der Körper, dort die Seele mehr entwickelt, dieser steht auf der untersten — jener auf der obersten Stufe geistiger Vollkommenheit. Warum ist nicht jeder Mensch ein bedeutender Musiker — ein gottbegnadeter Dichter — ein Bildhauer — ein Maler? — Weil nicht einem jeden das Talent gegeben ist. Auch das Geistersehen, das Eindringen in die vierte Dimension ist ein Talent. Es

verlangt besonders beanlagte Menschen. Diese können, was andere nicht können. Wie verschieden sind die Augen gebaut! Warum sieht eine Katze im Dunkeln? Warum sieht ein Hund so bedeutend besser wie ein Pferd? Warum ist sein Geruchsinn so viel schärfer entwickelt? Ich habe als Kind auf dem Jahrmarkt einen Mann gesehen, welcher mit dem Spürsinn eines Indianers hörte und roch. Man ließ ihn an einem Handschuh riechen und er fand unter Hunderten von Menschen die Person heraus, welche den Handschuh getragen. Warum soll es nicht auch Menschen geben, welche mit besonderer Geistesschärfe Dinge wahrnehmen, welche weniger Begnadeten verhüllt bleiben? Das Rätsel der Totenseher ist auch noch nicht gelöst und das Gedankenlesen eines Cumberland ist kein Humbug, sondern eine jener Naturkräfte, welche in dem Menschen unentdeckt schlummern."

II.

Die Unterhaltung blieb in dem ernsten Geleise, in welches sie eingelenkt war. Obwohl hier und da versucht wurde, die alte Heiterkeit herauf zu beschwören, scheiterte diese doch an dem Interesse, welches für ein Thema geweckt war, über welches sonst nur in stiller Abendstunde am Kamin, bei Schneegestöber und heulendem Nordwind, leise flüsternd debattiert wird.

„Welch eine herrliche Idee, im hellen Sonnenschein, bei gemütlicher Erdbeerbowle, Gespenstergeschichten er-

zählen!" lachte der Forstmeister und hob das Glas an die Lippen: „Wenn es uns gar zu kalt über den Rücken rieselt, setzen wir uns bei 21° R. in die Sonne!"

„Wer soll beginnen?"

„Selbstredend derjenige, welcher etwas Übernatürliches erlebt hat!"

„Vetter Eberhard hat soeben verraten, daß sein Vater mehr gesehen wie er; was war es?"

„Und Assessor Cörlin hat schon irgend ein unheimliches Abenteuer mit einer Armsünderblume bestanden!"

„Woher wissen Sie das, Baronin?" Der Genannte blickte betroffen auf und errötete wie ein Mädchen.

„Weil ich es Ihnen ansehe."

„Hut ab vor diesem Scharfblick!"

„Er täuschte mich nicht?"

„Nein, gnädige Frau."

„O bitte, bitte, erzählen!"

Der Forstassessor blickte unschlüssig vor sich nieder und grub die Zähne in die Unterlippe: „Ich thue es nicht gern, meine Herrschaften, ich habe bisher nur zu meiner Mutter von diesem Erlebnis gesprochen, welches mich seiner Zeit unbeschreiblich erregt hat."

Die junge Frau legte ihre weiße kleine Hand, an welcher die Brillanten blitzten, auf den Arm des Sprechers und blickte mit den träumerischen Augen flehend zu ihm auf: „Glauben Sie nicht, lieber Herr Cörlin, daß Sie Ihr Geheimnis der frivolen Neugierde preisgeben. Wir sind Ihre Freunde, und werden es zu ehren wissen!"

Leise Beifallsworte im Kreise; der Forstassessor blickte in die ernsten Gesichter, atmete tief auf und begann:

„Ich hatte die erste Anstellung erhalten und reiste voll stolzer Freude nach meinem neuen Bestimmungsort, einer reizend gelegenen Oberförsterei in Hannover, ab. Mein überaus liebenswürdiger Vorgesetzter holte mich mit seinem flotten Jagdwagen ab, und unter den heitersten Gesprächen ging die Fahrt durch eine zauberhaft schöne Gegend, durch friedliche Dörfer, gesegnete Felder, vorbei an malerisch stillen Waldteichen inmitten rauschender Eichen- und Buchenriesen, dem Forsthause zu. — Schmuck und traulich leuchtete es uns durch die Kiefern entgegen, goldgetigert lag der moosige Waldboden im Sonnenglanze vor uns, Tauben gurrten auf dem Dach und weiße Lämmer weideten seitlich am Grasrain. Kinderstimmen jubelten uns entgegen, und eine rotwangige, glückselig lächelnde Oberförsterin stand auf der Treppe und that den letzten Hammerschlag an einer buntblumigen Guirlande, welche das fröhliche: ‚All Waidmannsheil' umschlang. Das alles waren Eindrücke, so froh und hell, daß wohl dem melancholischsten Geisterseher keine Spukgedanken gekommen wären, wie viel weniger mir, dem das Herz im Leibe lachte, der jung, sorgenlos, thatendurstig das Terrain seiner Thätigkeit betrat.

Ein dreifenstriges Zimmer mit weißen Mullgardinen, Blumenstrauß und würdigem Kattunsofa heimelte mich sogleich an, als meine lieben Hausgenossen mir dieses Reich zum Eigentum anwiesen.

Meine Sachen wurden niedergestellt, ich spülte Haupt

und Hände in frischem Quellwasser, und dann rief Frau Martha zum Abendessen, welches den Kleinen zu Liebe frühzeitig eingenommen wurde.

Das wolkenloseste Familienglück umgab mich. Die Buben erzählten Jagderlebnisse und die kleine Eva legte mir ihre Puppe in den Arm. — Dann saßen wir noch im kühlen Abenddämmer im Garten, bis der Oberförster die Pfeife ausklopfte und aufstand.

‚Nun wird für heute Feierabend gemacht, mein junger Freund!‘ sagte er, ‚ich muß beizeiten aufstehen und Sie werden die lange Eisenbahnfahrt auch gern aus den Knochen schlafen wollen. — Gott befohlen, — Sie haben morgen noch Ruhetag.‘

Wir schüttelten uns die Hände und gingen zur Ruhe. —

Ein Gefühl behaglichsten Friedens überkam mich. Freundliche Melodien gingen mir durch den Kopf, als ich mich zum Fenster hinauslehnte und die balsamische Luft atmete. Wie schön war es hier! Der Mond stand über dem dunklen Wald und goß sein Silberlicht durch mein Stübchen, daß es taghell erleuchtet ward. Ich löschte die Kerze und schaute voll trunkenen Entzückens in den stillen, nebelweißen Forst hinaus.

Nur liebe, frohe Gedanken beschäftigten mich. Da schlug es vom fernen Dorfkirchturm die zehnte Stunde. Die Luft wehte kühler, und ich schloß das Fenster und trat zurück.

Das Zimmer lag in dämmerndem Grau, nur quer über den Tisch ergoß sich ein breiter Mondstrahl und

traf den Blumenstrauß. Ein grellweißer Fleck leuchtete mir schier phosphoreszierend entgegen und blendete mir das Auge.

Ich trat herzu und sah eine große, voll erblühte Wasserrose, welche mir geradezu aufdringlich die Blicke bannte.

Ein unbehagliches Gefühl, — ich möchte es Ärger über diese Störung meines fröhlich idyllischen Träumens nennen — überkam mich.

Was sollte die Armsünderblume hier unter Rosen, Lilien und Gelbveiglein?

Seerosen bringen Unglück ins Haus, man sagt: ‚so viel Wassertropfen, wie sie im Teich getrunken, so viel Thränen trägt sie unter das Dach.‘ Ich hatte diese bleiche, sentimentale Blume niemals geliebt. Fort mit ihr! Ich faßte den zarten Kelch mit rauher Hand, riß die Blüte aus der Vase, trat an das Fenster und schleuderte sie hinaus auf die sandige Straße, welche das Haus vom Wald trennte. Dann zündete ich Licht an und begann mich langsam zu entkleiden. Die Musterung eines kleinen Nebenzimmers, in welchem ein paar allerliebste Jagdscenen an den Wänden hingen, amüsierte mich, und als ich mich zu Bett legte, hatte ich die Wasserrose vollkommen vergessen. Ich schlief sogleich ein und mußte wohl schon länger als eine Stunde gelegen haben, als ein seltsames Geräusch mich weckte.

Ich hörte leises, herzbrechendes Schluchzen neben mir.

Was war das?

Ich schnellte in die Höhe und rieb mir die Augen.

Das Zimmer war im Vollmondlicht so hell, daß ich die Gegenstände erkennen konnte, wenn auch nicht scharf und deutlich. Ich wende das Haupt seitlich — und ein jäher, gurgelnder Laut der Überraschung entfuhr mir. Neben meinem Bett standen zwei weiße, nebelhafte Gestalten, deren Gesichter ebenso geisterhaft grell zu mir herab leuchteten, wie vorhin der Kelch der Wasserrose.

Ich wollte aufspringen, wollte nach dem Hirschfänger greifen . . . unmöglich, ich lag wie gelähmt, unfähig ein Glied zu rühren, und ich fühlte, wie mir kalter Schweiß auf die Stirn trat.

Das leise Weinen verstummte. Die nächststehende Gestalt neigte sich zu mir und flüsterte: ‚Wehe dir, Grausamer, Erbarmungsloser, der du die bleiche Rose im Staub der Straße sterben läßt! Weißt du nicht, daß sie über unserm Grab gewachsen ist! Daß ihre Wurzeln unser Herzblut getrunken? Daß sie drunten im kühlen See unser Gebein geschaut? Wehe uns, daß wir uns so lieb hatten!‘ Und dann erstickte die Stimme abermals in leisem, qualvollen Schluchzen.

Nun neigte sich auch die andere Gestalt und sprach mit leiser, aber tieferer Männerstimme: ‚Versündige dich nicht an den Blumen! Du weißt nicht, aus welch liebeswunden Herzen sie aufgewachsen sind! Du bist glücklich! Du liebst und wirst geliebt! Du darfst dein Lieb in Ehren küssen! Uns aber hat die mitleidslose Liebe in den Tod getrieben, denn ihr fehlte der Segen und das Glück. Wir schlafen still und einsam in dem See, die weiße Blume

entsproß unserm Gebein, der einzige Schmuck unsres Grabes! Nun wird sie im Straßenstaub zertreten! Wehe uns!'

Die Stimme hatte leise, sehr schnell gesprochen, ein Klagelaut brach von den Lippen des unheimlichen Mahners, und gleichzeitig klang auch über die Lippen der bleichen Frau ein Schrei. ‚Walther! verflucht für alle Ewigkeit! — Für alle Ewigkeit . . .'

III.

Ein wildes Grausen packte mich. Voll übermenschlicher Kraft sprang ich auf die Füße. Vor meinen Blicken zerrannen die weißen Spukgestalten wie Nebel.

Ich fühlte, daß mein Haar sich sträubte; kaum vermochte ich Licht zu entzünden.

Dann stürzte ich an das Fenster. Leer und still lag die Straße im Mondenschein, — in einer Sandfurche blinkte die Seerose in grellem Weiß.

Still — leer und einsam um mich. Alle Thüren fest verschlossen.

Was war es gewesen?

Ein Traum? Alpdrücken? fraglos; die infame Blume hatte mich erregt, und die Rosen und Lilien dufteten zu stark. Ich trug sie in das Nebenzimmer und legte mich nieder.

Aber ich fand keine Ruhe. Es zog mich wie mit unheimlichen Gewalten zu der Wasserrose. Ich konnte nicht anders — ich mußte mich aus dem Fenster schwingen und sie zurück holen. Ich schalt mich selber einen Narren,

einen feigen Einfaltspinsel, aber gleichviel, ich trug die Armsünderblume in das Nebenzimmer, faßte sie scheu, mit spitzen Fingern an und stellte sie ins Wasser. Sie sollte nicht im Straßenstaub sterben.

Gegen Morgen erst schlief ich wieder ein. Als ich zum Frückstück kam, sah mich die Oberförsterin mit einem seltsam forschenden Blick an, und auch ihr Gatte, welcher just aus dem Wald zurückkam, musterte mich mit eigentümlichem Gesicht.

‚Sind Sie krank gewesen, lieber Cörlin? Wir hörten Sie gegen zwölf Uhr im Zimmer hantieren?‘

Ich ward verlegen. ‚O nein — ich bin ganz wohl —‘

‚Sie sehen so blaß aus?‘

‚Ich träumte schlecht — weiter nichts.‘

‚Ah? — Können Sie nicht erzählen?‘

Nach einigem Zögern gab ich mein unheimliches Erlebnis zum besten, in der festen Überzeugung, tüchtig ausgelacht zu werden.

Ich irrte mich.

Der Oberförster starrte finster vor sich hin, und seine kleine Frau ward totenbleich und barg schaudernd das Gesicht in den Händen. ‚O, Adolf, wie unheimlich, wie entsetzlich! ja ganz recht, er hieß ja Walther!‘

Atemlos lauschte ich auf. ‚Wer hieß Walther? Ich beschwöre Sie — sagen Sie mir, ob mein Erlebnis kein Traum gewesen?‘

‚Unbegreiflich!‘ murmelte der Oberförster, ‚verfluchte Sputerei . . . hol sie . . .‘

Erschrocken legte ihm Frau Martha die Finger auf den Mund. ‚Versündige dich nicht! Du hörst, sie finden keine Ruhe ... und im See also liegen sie ... o Herr, mein Gott, warum hat man damals nicht dort nachgesucht!‘

‚Zwei Meilen von hier?‘

Ich ward fieberisch erregt. ‚Herr Oberförster ...

von wem sprechen Sie? Lassen Sie es mich wissen — ich habe ein Recht dazu!' rief ich leidenschaftlich.

Das Ehepaar wechselte einen schnellen Blick, dann nickten sie einander seufzend zu, und Frau Martha flüsterte unter Thränen: ‚Erzähle es ihm, Adolf! es ist ja kein Geheimnis, und im Dorfe erfährt er es doch!'

Der Oberförster paffte ein paar mächtige Dampfwolken aus der Pfeife und starrte nachdenklich vor sich hin, dann hob er jäh den bärtigen Kopf und sprach mit beinahe rauher Stimme.

‚Gewiß erzähle ich es Ihnen! Warum auch nicht? Ihr Traum ist so seltsam . . . hm . . . wir finden nun vielleicht das Grab im See! Die Jungens haben gestern eine Partie nach Oberdorf gemacht und die Seerose mitgebracht, die werden die Stelle schon wiederfinden. Also die Geschichte! Als wir jung verheiratet waren und mein Frauchen oft Langeweile hatte, kam sie auf den genialen Einfall, Sommergäste im Hause aufzunehmen. Wir inserierten und hatten viel Glück damit. Liebenswürdige, charmante Menschen zogen Jahr für Jahr unter unser Dach, wir verlebten frohe amüsante Wochen, und mein Frauchen sparte von den Einnahmen tüchtig in den Strumpf. Da kam im letzten Spätherbst noch ein Brief von Herrn Walther Sigurd, welcher anfragte, ob er und seine junge Frau für etliche Wochen in tiefster Zurückgezogenheit bei uns wohnen könnten.

Ich sagte zu, und nach drei Tagen traf das junge Paar ein. Menschen, die es einem schon durch den An-

blick allein anthun konnten. Er ein schlanker, blonder, bildhübscher junger Mann von vorzüglichen Manieren, sie ein blasses, schwarzäugiges, engelgleiches Wesen, mit sanftem Lächeln, wunderbar feinen Händchen und einem Teint, wie ein weißes Rosenblatt. Wir gewannen sie geradezu lieb.

Sie schienen aber bei all ihrer zärtlichen, überströmenden Liebe doch nicht glücklich, wir erklärten es uns als Angst der jungen Frau um die Gesundheit des Gatten, welcher ein ernstes Halsleiden zu haben schien, er war wenigstens sehr heiser und hustete oft. Die junge Frau weinte heimlich sehr viel. Sie schrieb in der ersten Zeit Briefe, welche sie selber zur Post trugen. Nur einmal kam eine Antwort darauf, und diese mußte wohl sehr traurige Nachrichten enthalten, denn das junge Paar schien außerordentlich erregt und unglücklich.

Sie verlebten fast den ganzen Tag im Wald, bis ein heftiger Regen sie zwang, die Zimmer aufzusuchen. Droben die beiden Zimmer, welche Sie jetzt bewohnen, lieber Cörlin. Von Anfang an hatte man viel musiziert. Die junge Frau sang reizend, und als eines Tages meine Martha ihr Entzücken äußerte, warf sich Lea, so war der Name der Fremden, leidenschaftlich an die Brust des Gatten und rief mit stolzer Seligkeit: ‚Sein Werk ist alles, was ich kann! Er war mein Lehrer!‘

‚Aha — und beim Gesang fanden sich Ihre Herzen?‘ neckte meine Frau.

Lea errötete heiß und nickte stumm mit dem Köpfchen. ‚Ja der Gesang und die Stunden, die sind an all unserem

Glück schuld!‘ flüsterte sie, gleicherzeit aber stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie eilte in das Nebenzimmer, wohin ihr der Gatte seufzend folgte.

Zeitweise aber waren sie wieder von strahlender Heiterkeit, ja beinahe voll Übermut; sie jubelten durch den Wald wie zwei sorglose Kinder, welche nur an den Augenblick denken.

Sie schienen voll lebhafter Spannung auf einen postlagernden Brief zu warten. Tag für Tag wanderten sie zum Dorf, und je mehr die Zeit verging, desto trübseliger und mutloser schauten sie drein.

Dann kam ein Tag — grau — neblig — sonnenlos.

Lea war bleicher wie je. Wie ein schöner, lebloser Geist stand sie am Fenster, an die Brust des Geliebten gelehnt, Thränen an den Wimpern.

Walther hatte seine Wochenrechnung bezahlt, dann zogen sie sich sehr zeitig zurück.

Wir hatten das Klavier in ihr Zimmer gestellt, und bald hörten wir die junge Frau singen. Aber lauter ernste, klagende, todtraurige Lieder. So ist mir eins ganz besonders im Gedächtnis geblieben, dessen schwermütig bange Melodie und Worte mich wochenlang verfolgt haben, es ist eins der Eulenburgschen Rosenlieder, ‚Seerose‘ überschrieben! ‚Kannst du es noch singen, Martha?‘

„Der Abend ist still und dunkel der See,
Im Schilfe leuchten die Rosen wie Schnee,
Wir träumen zusammen im schwebenden Boot
Und schweigen in lastender Herzensnot.

Es kommen die silbernen Sternelein
Und tauchen ihr Licht in das Wasser hinein,
Da kühlet ihr Händchen mein Lieb in dem See,
Ach kühlte das Wasser auch unser Weh!
Es hat keine Dornen die Wasserros'
Sie trägt den Frieden in ihrem Schoß,
Bei ihr auf dem leuchtenden Seesgrund
Da werden die Herzen alle gesund!"

Damals ergriff mich das Lied so ganz besonders, und heute, nach Ihrem Traum, weiß ich wohl auch warum.

In der Nacht, welche darauf folgte, hörten wir leise Schritte über uns in dem Zimmer, welches das junge Paar bewohnte.

Auch war es uns, als ob eine Thür vorsichtig geöffnet würde.

Wer aber hat Arg auf so etwas, wenn man so völlig ahnungslos ist, wie wir naiven Menschen es damals waren!

Ich mußte frühzeitig in den Wald hinaus, und als ich heim kam, da hörte ich von meiner verzweifelten kleinen Frau das Furchtbare.

Vergeblich hatte sie auf den Ruf nach dem Kaffee gewartet.

Als es zehn Uhr geschlagen und droben alles totenstill geblieben, ergriff sie eine unerklärliche Angst.

Sie schickte zuvor die Buben, daß sie unter dem Fenster rufen sollten.

Keine Antwort.

Da stieg sie mit zitterndem Herzen selber empor.

Die Thüre war unverschlossen, das Zimmer leer. Auf dem Tisch lag ein Zettel. Wenige Worte nur darauf. Ein herzliches Lebewohl — eine flehende Bitte, zu vergeben und für ihre armen Seelen zu beten. Ein unerbittliches Schicksal treibe sie vereint in den Tod. Ihre Angehörigen bitte man zu benachrichtigen. Die Adresse des Berliner Bankiers war angegeben.

Meine kleine Frau war einer Ohnmacht nahe, wie gelähmt vor Entsetzen sank sie nieder.

In demselben Augenblick kam ich heim, und die Kinder stürmten mir entgegen und brachten mich zu der schluchzenden Mutter.

Was ich an Leuten zur Hand hatte, machte ich mobil, die Unglücklichen aufzusuchen, ich selber warf mich auf ein Pferd und jagte in die Stadt, die Polizei zu benachrichtigen.

Tagelang suchten wir vergeblich.

Jeder Busch im Walde ward abgepirscht. An den See im Oberdorfer Walde hat kein Mensch gedacht, er liegt zwei Meilen von hier.

Anfänglich kamen sehr erregte Depeschen von den Angehörigen der jungen Frau. Vater und Stiefmutter schienen mehr empört und sittlich entrüstet über die ungeratene Tochter, welche heimlich aus ihrem Hause entflohen, als erschüttert über das tragische Ende dieses jungen Liebestraumes.

Der Herr Bankier traf schließlich persönlich hier ein. Ein unangenehmer, aufgeschwemmt dicker Patron, mit

wulstigen Lippen und blassen, unsagbar kalten und gefühllos blickenden Augen.

In cynischer Weise steinigte er seines toten Kindes Ehre noch im Grabe.

Er erzählte, daß sich die überspannte kleine Gans an ihren Gesanglehrer, einen simplen, bettelarmen Opernsänger, ‚verplempert' habe, und daß er selbstverständlich nicht in die Ehe mit solch einem Hungerleider gewilligt habe. Der Kerl sei zu allem Überfluß noch an einem schweren Halsleiden erkrankt, welches den Verlust der Stimme und seiner Stellung an der Oper zur Folge gehabt habe. Nun sei er raffiniert genug gewesen, die reiche Bankierstochter völlig in seine Netze zu ziehen. Alle Vorwürfe, alle Strenge habe nichts gegen den hirnverbrannten Eigensinn Leas vermocht. Ihr Verhältnis zu der Stiefmama, deren Jugend und Schönheit diejenige der Tochter in Schatten gestellt, sei von Anfang an ein äußerst gespanntes gewesen. Um der skandalösen Liebelei ein Ende zu machen, habe er das verblendete Mädchen nach Brüssel in ein Klosterpensionat geschickt. Von dort habe sie sich von ihrem gewissenlosen Galan entführen lassen, und das habe alle Bande, welche sie an das Elternhaus geknüpft, zerschnitten. Es habe auch nicht lange gedauert, so seien die lamentabeln Bettelbriefe angekommen. Rührend poetische Redensarten, herrliche Phrasen von Vatersegen und Vergebung — von der Allgewalt der Liebe und Treue bis in den Tod, — und zum Schluß die Bitte um Unterstützung, da sie nichts mehr

zu leben hätten. Na, er habe ihr gebührend geantwortet. Dann sei abermals ein sehr kläglicher Brief mit Todes- und Selbstmorddrohungen gekommen, worauf er der ungeratenen Tochter freigestellt habe, heimzukehren, aber ohne Liebhaber. Ihr wolle er verzeihen, dem Lumpenkerl von einem Komödianten aber nie, — in Ewigkeit nicht. Nun sei die verrückte Person thatsächlich ein Opfer dieses Spekulanten geworden.

Wir alle konnten kaum den Haß gegen diesen herzlosen, gemeinen Geldprotz, welcher so selbstbewußt von seinen Millionen sprach und sein Kind dem Hunger und Elend geopfert hatte, unterdrücken, und er hat es uns allen wohl angemerkt, wie wir über ihn dachten. Als am fünften Tage noch keine Spur der Leichen entdeckt war, brach er in ein rohes Lachen aus.

‚Habe ich es mir doch gleich gedacht, daß der saubere Herr Walther nur eine kleine Komödie in Scene gesetzt hat, um uns einen Schreckschuß einzujagen! Die beiden und sich erschießen! Haha! Heimlich auf und davon sind sie gegangen, und werden in irgend einem behaglichen Winkel den günstigen Moment abwarten, um wieder aufzutauchen. Wenn man eine Tochter als Tote beweint hat, ist man mürbe und nachgiebig geworden, das ist der feine Plan, welchen sie verfolgen! Was da! Morgen früh reise ich wieder ab! Werde mich gerade von der Bande nasführen lassen!‘

Wir standen stumm und betroffen vor dieser Mutmaßung, und ich gestehe es zu meiner Schande ein,

ich war ein paar Stunden lang beinahe selber dieser Ansicht.

Aber eine Stimme in meinem Herzen schrie auf dagegen, wie gegen einen sündhaften Verrat. Wie anders hatte ich die beiden lieben, vortrefflichen jungen Menschen kennen gelernt, wie lieb hatten wir sie gewonnen, wie unmöglich war es, daß sie ein solch freves Spiel treiben sollten.

Unruhig wälzte ich mich nachts im Bette und fand keinen Schlaf.

Droben in dem Zimmer des jungen Paares schlief der Bankier.

Plötzlich ein Schrei, ein wildes Keuchen, ein angstvolles Hilfeschreien.

Wie ich die Treppe hinauf gekommen bin, weiß ich selber nicht.

Ich fand den alten Herrn aufrecht im Bett sitzend, mit wilden Augen um sich schauend, das Gesicht von Angst und Grauen verzerrt.

‚Sie waren da! Alle beide!‘ stöhnte er, sich mit zitternden Händen an mich klammernd, ‚und Lea weinte und schluchzte — aber Walther war entsetzlich . . . und fluchte mir . . .‘

‚Sie träumen! Sie haben geträumt, verehrter Herr.‘

‚Nein! nein! — es war kein Traum! Fort hier! nehmen Sie mich mit sich . . . ich kann nicht allein sein! . . . Wo sind meine Kleider . . . helfen Sie mir — ich kann nichts fassen . . .‘

Ich nahm ihn mit hinab zu uns, wir mußten die ganze Nacht bei ihm sitzen. Seine Aufregung und sein Entsetzen grenzten an Wahnwitz.

Gegen Morgen ward er ruhiger, nur sein Blick blieb scheu und verstört.

‚Thorheit!‘ spottete er, ‚ich habe selbstverständlich geträumt und Alpdrücken gehabt, die ganze Geschichte hat mir auf den Nerven gelegen! Auch das noch! Seine Gesundheit zusetzen um dieser beiden . . .‘ er verschluckte das kommende Wort, und sein Blick schweifte furchtsam durch das Zimmer.

Sowie die Sonne aufgegangen war, hielt es ihn nicht länger. Er befahl den Wagen und entfloh, wie von Furien gepeitscht.

Wir glaubten nicht an einen Spuk, sondern waren überzeugt, daß sein böses Gewissen ihm den entsetzlichen Traum vorgespiegelt hatte.

Das Zimmer des unglücklichen jungen Paares stand nun leer, bis nach Weihnachten, wo verschiedene Gäste zu den Saujagden eintrafen. Verschiedene Herren logierten darin, beherzte, kaltblütige Jäger und Offiziere, welche erstens keine Gespensterfurcht kannten und zweitens keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatten.

Seltsamerweise beklagten sich sämtliche Herren über ein wundersames leises Weinen und Schluchzen, welches sie längere Zeit in der Nacht beunruhigt habe!

Sie können sich denken, wie gespannt wir waren, ob auch Sie den Spuk erleben würden, und nun kommt er

gar in leibhaftiger Gestalt, um Ihnen das so lange gesuchte Grab zu weisen.

Eine kleine Pause entstand.

Auf das tiefste ergriffen saß ich, den Kopf in die Hände gestützt, und schämte mich nicht, daß es feucht an meinen Wimpern zitterte.

‚Und nun wollen wir uns den Dorfgendarm holen und in dem See forschen, ob Ihr Erlebnis thatsächlich ein unerklärlicher Spuk oder nur ein unheimlicher Traum gewesen!‘ fuhr der Oberförster erregt fort. „Hole uns die Jungens herzu, Martha, sie sollen uns die Stelle im See zeigen, wo sie die Wasserrose gepflückt haben‘.“

Der Forstassessor schwieg und strich mit dem Taschentuch tief aufatmend über die Stirn.

„Nun . . . und fanden Sie etwas?“ flüsterte die Baronin atemlos.

Er nickte. „Drunten im See, just an der Stelle wo noch ein paar Blätter der Wasserrose schwammen, fand man die noch sehr wohlerhaltenen Skelette des unglücklichen Paares.

Die Behörde konstatierte, daß es untrüglich diejenigen des im vergangenen Spätherbst vergeblich gesuchten Opernsängers und seiner Gattin waren.

Man erstattete den Angehörigen die Anzeige, und unter großer, allgemeiner Teilnahme wurden die Liebenden auf dem nächsten kleinen Dorfkirchhof zur ewigen Ruhe bestattet. Unser Gebet und unsere Thränen begleiteten sie. Das Grab verschwand unter den Blumen, welche es überhoch bedeckten, abends aber, als es still und einsam dort geworden und die Nachtigall ihre leise Totenklage sang, habe ich die welkende Wasserrose auf dem kleinen Hügel niedergelegt. Nun ruhte sie abermals über ihren Herzen und ward nicht im Straßenstaub zertreten.“

„Und was sagte der Vater?“ fragte Leutnant Eberhard mit gedämpfter Stimme.

„Nichts; es traf eine Antwort an die Polizeibehörde ein, daß der Herr Bankier sich schon seit zwei Monaten in einer Irrenanstalt befinde. Ein Verfolgungswahn sei bei ihm ausgebrochen, er behaupte, überall das Weinen seiner verstorbenen Tochter zu hören. Die gnädige Frau

befinde sich auf einer Reise nach dem Süden und habe keine Adresse hinterlassen. Da große Summen des Vermögens vermißt wurden, sei bereits der Verdacht aufgestiegen, daß sie mit einem Parforcereiter des Cirkus S. heimlich entflohen sei. Die Untersuchung solle im Interesse der unmündigen Kinder eingeleitet werden."

„Entsetzlich! Welch ein furchtbares Strafgericht!"

In tiefe Gedanken verloren saß die kleine Gesellschaft im strahlenden Sonnenschein, umgaukelt von Libellen und Schmetterlingen, umwogt von der duftigschwülen Juliluft, und dennoch fröstelte es uns bis in das tiefste Herz hinein.

„Das ist allerdings ein seltsames Erlebnis!" nickte Gretels Vater, „ein Spuk, welchen ich beim besten Willen nicht aufzuklären wüßte!"

„Und spukte es auch später noch in Ihrem Zimmer, lieber Cörlin?"

„Nein, Herr Forstmeister. Ich habe seit jener Nacht nie wieder etwas Außergewöhnliches darin erlebt."

„Und Ihre Erzählung ist thatsächlich Wahrheit?"

„Sie ist Wort für Wort eine Thatsache. Ich bürge mit meiner Ehre dafür."

„Seltsam, höchst seltsam. Ob es der Wissenschaft der Zukunft vorbehalten ist, die Rätsel zu lösen, welche uns zwischen Himmel und Erde noch wundersam umgeben? Wer mag es sagen!" — —

Der Wind erhob sich, und die blaue Glockenblume, die Armsünderblume zu unseren Füßen wiegte sich auf dem schlanken Stengel wie in zweifelnden Gedanken.

Ein geheimnisvolles Rauschen und Flüstern ging durch den Wald.

Es war sehr still um uns her geworden, oder bildeten wir es uns nur ein?

Die Tannen warfen dunklere Schatten, und der Stamm einer Birke leuchtete unheimlich aus dem Gebüsch hervor.

Die Baronin erhob sich jählings und griff nach den Handschuhen. „Wir wollen weiter fahren!“ sagte sie leise, „es ist so einsam hier.“

„Ja, hinab unter Menschen! Die Kurmusik wird bald spielen.“

Voll eigentümlicher Hast ward unser ehedem so heiteres Zigeunerlager abgebrochen. Ein unerklärliches Verlangen nach Welt und Leben ergriff uns. Die Wagen rollten davon.

Still lag der Kreuzweg im Sonnenglanz und die Armsünderblume nickte verlassen im Wind.

Unerklärliches.

Auf der Rhede von Zoppot lagen die Kriegsschiffe. Gute Freunde, mit welchen wir kurz zuvor im Kurhause ein freudig überraschtes Wiedersehen gefeiert, hatten uns die Gig des Kommodore gesandt, welche uns zu einem fröhlichen Abend an Bord S. M. S. schaukeln sollte.

Wohlbehalten langten wir an.

Die Stimmung war eine unvergleichlich lustige und angeregte.

Das Diner in der Schiffsmesse machte dem Ruf, welcher ihm leuchtend vorangegangen, alle Ehre, dennoch verbot

die Gewitterschwüle, welche in der Luft lag, es länger, wie notwendig, auszudehnen.

Voll Entzücken setzten wir uns auf Deck nieder, die Seeluft um unsere erhitzten Stirnen wehen zu lassen. — Es war am Spätnachmittag, die ersten Schleier der Dämmerung wehten wie duftiger Nebel über die leise wogende See, welche sich nach Hela zu tiefer und tiefer färbte, bis sie mit beinahe blauschwarzen Tinten den Horizont umzog.

Plötzlich ein Schrei! — „Mann über Bord!" — gellte es. Und dann ein jähes, aufgeregtes Durcheinander. Über Bord gelehnt, die Arme wie in jähem Entsetzen erhoben, stand Leutnant L. — „Hier! . . Hier unten! Ich sah eine weiße Gestalt sich aus dem Wasser heben, welche mir mit leisem Klagelaut die Arme entgegen breitete — dann versank sie!" —

Eine Viertelstunde der Angst und Aufregung. Dann zeigte es sich, daß niemand an Bord fehle.

Jüngere Kameraden steckten die Köpfe zusammen und flüstern. „Damals . . . wißt ihr noch?" klingt es leise.

Alle Seeleute sind mehr oder weniger abergläubisch, und so wegwerfend die jungen Herren auch lachen, und so sehr auch ein heiterer Kapitän seine Glossen darüber machen will — etliche Gesichter bleiben dennoch ernst, und am allerernstesten dasjenige des ehedem so übermütigen Leutnants L.

„Wie können Sie sich auf das Leugnen legen, mein bester K.!" — sagt er beinahe ärgerlich. „Als ob Sie jene Dinge auf der ‚Naxos' nicht selber miterlebt hätten!" —

„Dinge auf der ‚Naxos?‘ — Welche Dinge?“ klingt es hastig von den Lippen der Damen.

„Sehr unerklärliche Dinge, meine Herrschaften!“

„Ein wirklicher Seespuk?“

„In seiner grausigsten und vollsten Bedeutung!“

„Erzählen Sie! — Bester, verehrtester Leutnant L., erzählen Sie es!“

Dieser zaudert. „Heute ist wohl nicht recht der Tag dazu!“ sagt er und senkt den blonden, rotwangigen Kopf sehr tief zur Brust.

Die jungen Damen schmollten mit ihm. Wenn Sie uns nicht den Gefallen thun wollen, Sie böser Mensch — Leutnant B. thut es sofort!“ flüsterte eine bezaubernde, kleine Blondine.

B. verneigte sich hastig: Ich bin Wachs in Ihren Händchen, meine Gnädigste!“ stammelte er.

„Wenn er aufschneidet, bin ich ja noch zur Stelle, um ihm energisch die Locken zu raufen!“ lachte der Kapitänleutnant, abermals mit einem Versuch, die Sache humoristisch zu färben, aber es lachte niemand mit. Alle rückten näher zusammen.

Der Wind strich wie ein schwerer Atemzug über Deck. —

„Es war im Januar 188 .“ begann der junge Offizier mit gedämpfter Stimme. „Wir befanden uns an Bord S. M. S. ‚Naxos‘ im Hafen von St. Thomas, einer Insel des westindischen Archipels.

Es ist zwölf Uhr nachts. — Der Läufer hat soeben 8 Glas — (es sind dies 8 Glockenschläge, meine Damen,

welche an Bord den Ablauf einer Wache anzeigen) geschlagen. Der Posten auf der Back hat sein monotones: ‚Auf der Back ist alles wohl, Laterne brennt!‘ gesungen. Die Ablösung der Abendwache durch die ‚Hundewache findet statt. Diese rechnet von zwölf bis vier Uhr nachts.

Auch dies ist bald beendet.

Das Wasser liegt still, wie in tiefstem Schlaf. Kein Windhauch regt sich, wie geschmolzenes Silber flimmert der breite Streif des Mondlichts über der See, und zu Häupten wölbt sich der klare, wolkenlose Tropenhimmel mit seinen märchenhaft strahlenden Gestirnen. —

Da plötzlich wird die Stille durch ein Geräusch unterbrochen. Ein Gegenstand, und anscheinend ein recht schwerer, stürzt unter lautem Gekrach und Gepolter aus der Vorbramsaling hernieder.

‚Posten auf der Back — was ist da vorne los?!‘

‚Bootsmann der Wache! Sehen Sie nach, was da vorn von oben gekommen ist!‘

‚Läufer! — Laterne!!‘

So schallt es in rascher Reihenfolge im Kommandoton von der Brücke.

Das ganze Vorderdeck wird gründlich abgesucht.

Vergeblich! Keine Spur ist zu entdecken.

Der Posten auf der Back, derjenige, welcher dem rätselhaften Vorgang zunächst stand, kann nur aussagen, es wäre ihm so vorgekommen, als ob ein schwerer, großer Gegenstand pfeilschnell aus der Saling, an der Marsraa, dem Mars und der Fockraa vorbeigestürzt sei, dann das Ober-

deck scheinbar durchschlagen hätte und in der Batterie liegen geblieben sei. — Auch hätte es ihm so geschienen, als ob ein schwacher Schrei dabei laut geworden wäre, — aber der könne wohl von einem herrühren, der sich auch erschrocken habe!

Niemand aber hatte, laut Versicherung, aufgeschrien.

Kaum sind zehn Minuten vergangen, als die tiefe Ruhe abermals durch ein Geräusch unterbrochen wird — ein Geräusch, wie es ein über Bord fallender, schwerer Gegenstand verursacht.

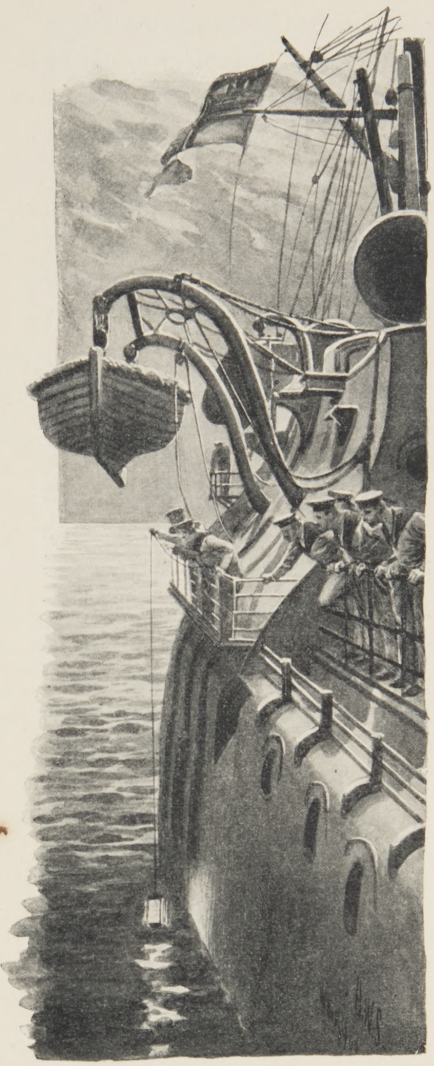
Diesmal kommt der Schall direkt von dem Hinterteil des Schiffes, und zwar scheint der Körper über das Heck hinweg gefallen zu sein.

Ohne erst den Befehl dazu abzuwarten, stürzen sofort Bootsmannsmaat und Läufer nach hinten; ihnen voran hat jedoch schon Leutnant M. die Heckgräting, von welcher das Geräusch gekommen ist, erreicht.

Man leuchtet die ganze Raaling und das Achterdeck ab, das Tauwerk wird revidiert, der Bootsmannsmaat geht in die am Heck hängende Gig des ersten Offiziers, um nachzusehen, ob aus derselben vielleicht irgend etwas herausgefallen ist, ja, man hängt sogar die Laterne über Bord und läßt sie bis auf das Wasser hinab. Aber vergebens! Nicht das geringste fehlt, und das Wasser liegt so glatt wie ein Spiegel im Mondenschein.

Einen Augenblick starren sich die Suchenden sprachlos an.

Der erste Offizier zieht die Uhr und blickt darauf nieder,



es ist gerade zwölf Uhr fünfundvierzig Minuten. Also noch immer Geisterstunde!

Er will sich erheben, um auf die Brücke zu gehen, und da er just die Uhr wieder in die Tasche gleiten läßt, schnellt er jählings empor und eilt nach vorn. Vor ihm her stürmt bereits die Wache.

‚Bootsmann der Wache! Wäscht man da vorn etwa Zeug?!‘ ruft er schon auf halbem Wege.

‚Nein, Herr Kapitänleutnant, es ist niemand hier!‘ lautet die Antwort.

‚Na, zum Kuckuck noch eins — was war denn das! Es ist doch eben hier Wasser ausgegossen worden?‘

‚Und wie viel Wasser! Es schien, als ob eine See das ganze Deck überholte!‘ bestätigt Leutnant M., atemlos herzutretend.

‚Gehört haben wir es auch — es klang schlimm; aber das ganze Deck ist trocken!‘

Es wird nach außen alles abgesucht und abgeleuchtet, ob vielleicht dort etwas wahrzunehmen sei; doch auch diesmal ist jedes Forschen vergeblich.

Nachdenklich und schweigsam schreiten die Offiziere wieder nach achtern, und dort angekommen, streicht sich der Kapitänleutnant langsam über die Stirn. ‚M.,‘ sagt er ernst, ‚sollte dies eine Ankündigung für den Krieg sein?‘

Daran anknüpfend, erörterten die Herren noch die gegenwärtige politische Lage in Europa, welche gerade damals einen sehr ernsten Charakter angenommen hatte. Das Gespräch drehte sich um die für die Marine vorhandenen Aussichten in einem etwaigen Kriege.

Unter diesen Gesprächen war es zwei Uhr geworden, und da sich nichts Außergewöhnliches und Auffälliges mehr gezeigt hatte, ging der erste Offizier unter Deck.

Am folgenden Tage bildeten die rätselhaften Vorgänge der letzten Nacht das Gespräch der ganzen Schiffsbesatzung.

Da der Dienst eine Langeweile nicht aufkommen und ebensowenig Zeit zu Grübeleien übrig ließ, so geriet bald die ganze Sache in Vergessenheit. —

Etw acht Tage später fand das gewöhnliche Segel-

exerzieren mit ‚Alle Mann' statt, von dem ersten Offizier persönlich geleitet.

‚Kai die Raaen!' erschallte das Kommando.

Die Raaen fliegen gleichmäßig in die Höhe und in ihre wagerechte Lage.

Da — ein Poltern, ein Sausen . . . ein furchtbarer Krach und gellender Schmerzensschrei! —

Die Vorbraamraa ist von ihrer Höhe herabgestürzt, an der Marsraa, dem Mars und der Unterraa vorbei, herniedergesaust, hat einem gerade darunter hindurchlaufenden Schiffsjungen das linke Bein aufgerissen und den Knöchel zerschmettert, hat hierauf das Oberdeck glatt durchgeschlagen und ist endlich in der Batterie stecken geblieben.

Die ganze Mannschaft steht einen Augenblick wie gelähmt vor Schrecken und Entsetzen.

Der erste Offizier stürmt von der Kommandobrücke herab und läßt den Schwerverwundeten in das Lazarett bringen.

Da die Raa durch den Sturz nicht gelitten hat, wird sie wieder aufgebracht, das übrige Exercitium aber beendet.

Wie eine dumpfe, unheimliche Schwüle liegt es über dem Schiff. — ‚Der Spuk hat es angezeigt! Was er wohl noch weiter bringen wird?' —

Im Laufe des Nachmittags trat dann ein Ereignis ein, welches alles übrige jählings in den Hintergrund drängte.

Der telegraphische Befehl traf ein, so schnell wie mög-

lich nach den Bermuda-Inseln zu gehen, dort den Kohlenvorrat schleunigst zu ergänzen und weitere Befehle zu erwarten.

Das längst Gefürchtete war eingetroffen!

Jetzt war es ja so gut wie sicher, daß der Krieg in nächster Zeit seine blutige Fackel entzünden werde.

An demselben

Nachmittag noch wurden Kohlen und Proviant bestellt und am nächsten Tag an Bord genommen. Am darauf folgenden Tag — einem Donnerstag, vormittags neun Uhr, verließen wir St. Thomas und erreichten nach neun Tagen wohlbehalten die Bermuda-Inseln.

Am Nachmittag ankerten wir, nahmen während der Nacht Kohlen ein, und da schon bei der Ankunft der Befehl an Bord gekommen war, so schnell wie möglich wieder in See zu gehen und dort einen mitgekommenen Befehl zu erbrechen, so verließen wir schon am nächsten Morgen wieder den Hafen, der Ungewißheit entgegen zu dampfen.

Um zwölf Uhr machte der Kommandant bekannt, daß wir Befehl erhalten hätten, so schnell wie irgend möglich einen deutschen Hafen aufzusuchen, da voraussichtlich ein Krieg nicht mehr zu vermeiden sei.

Auch sollten wir uns klar halten, schon unterwegs von französischen Schiffen angegriffen zu werden.

Diese Arbeit nahm die nächsten beiden Tage vollauf in Anspruch, — dann konnten wir das Schiff als kriegsbereit betrachten.

So war der zwölfte Februar herangekommen, der achte Tag nach dem Unglücksfall im Hafen von St. Thomas.

Am Vormittag hatte die Instruktion stattgefunden, und jetzt, nach Beendigung derselben, war die Wache zum Segelkanten befohlen.

Als auch diese Arbeit gethan ist, wird noch das Deck gefegt, und sehnsüchtig erwarten die Schiffsjungen den Befehl zum Wegtreten, denn schon seit zehn Minuten ist

‚Backen und Banken‘ gepfiffen, der schöne Befehl, das Essen in der Küche zu empfangen. Gleich muß es: ‚Alle Mann — Mittag!‘ sein.

Um diesen Zeitpunkt — zwölf Uhr mittags — festzusetzen, sind schon der Navigationsoffizier, der Kapitänleutnant, Leutnant und Steuermann auf dem Heckgräting versammelt.

Der Steuermann hat sich zum Zwecke der Beobachtung rittlings auf die Raaling gesetzt und beobachtet so, das Instrument vor Augen, aufmerksam das langsame Steigen der Sonne.

‚Achtung!‘ rufen beide Beobachter zum Zeichen und gleich darauf: ‚Null!‘

In demselben Moment aber auch ein Schrei und dann der vielstimmige Schreckensruf: ‚Mann über Bord!‘

Der Steuermann ist rücklings abgestürzt!

Leutnant R. ergreift — schnell wie der Gedanke — die neben ihm hängende Rettungsboje und wirft sie dem Sinkenden in das Wasser nach. Sie ist direkt auf die Stelle gefallen, wo soeben der Steuermann verschwunden ist, so daß er sie beim Hochkommen sofort ergreifen kann.

‚Mann über Bord! Ruder hart Steuerbord! Ersten Kutter klar!‘ schallt das Kommando des wachthabenden Offiziers.

Voll fiebrischer Thätigkeit regen sich alle Hände. Wie elektrisiert stürzen gleich darauf Kommandant, Offiziere und Mannschaften an Deck. Schon in verhältnismäßig kurzer Zeit ist das Schiff durch ‚Backbrassen‘

der hinteren Raaen zum Stillstand gebracht. Der Kutter gleitet in das Wasser hinab.

‚Leutnant R., bringen Sie mir meinen braven Steuermann wieder!‘ ruft der Kommandant mit halberstickter Stimme dem Fahrzeug nach.

Dieses setzt vom Schiffe ab und nähert sich pfeilgeschwind der Stelle, an welcher die Boje schwimmt. So haben sich die Bootsleute noch nie — selbst beim Wettrudern nicht — in die Riemen gelegt!

Es gilt ein Menschenleben!

Bald hat das Boot die Boje erreicht, und jeder an Bord glaubt nun den Steuermann gerettet.

Doch was ist das?

Die ganze Besatzung beobachtet von Bord aus, wie die Boje — und noch ein anderer kleiner Gegenstand, welcher auf die Entfernung noch nicht zu erkennen ist, in den Kutter aufgenommen wird.

Der Steuermann ist es nicht!

Langsam fährt das Boot an der Unglücksstelle hin und her und scheint zu suchen.

Vergeblich!

Es muß zurückgerufen werden, die See fängt an unruhig zu werden.

Der Steuermann ist ertrunken!

Starr, wie gelähmt in Grausen und Schmerz, steht die Besatzung an Bord. —

‚Am vierzehnten Tag — um die zwölfte Stunde!‘ murmelt es. — ‚Der Seespuk! — Der Spuk hat's angezeigt!‘

Es ist etwas Furchtbares um solch einen Unglücksfall an Bord. — Wird dadurch doch ein jeder nur zu sehr

daran erinnert, wie nahe allen der Tod jederzeit ist. Und nun gar unter den so unheimlichen, schwer lastenden Umständen eines durch unerklärlichen Spuk vorausgesagten Unheils! Der Kutter will kaum hochkommen, trotzdem die ganze Mannschaft ihn hochzieht.

Die Mütze des allgemein beliebten und verehrten Kameraden ist alles, was er heimbringt. — Ernst und feierlich, wie nie zuvor, so will es jedem scheinen, tönt bald darauf das Läuten der Schiffsglocke zur Kirche.

Langsam senkt sich die Flagge auf Halbstock. Eine kurze, ergreifende Ansprache des Pfarrers und ein darauf folgendes Gebet für die Seele des Ertrunkenen, dessen Mutter vielleicht zur selben Stunde daheim den letzten Brief ihres Sohnes voll Stolz und Glück an die Lippen drückt. Und droben pfeift der Wind durch die Takelage, und ein geheimnisvolles Rollen und Rauschen geht durch die See. — —

Gar mancher Blick schweift wie in heimlicher Scheu zu den Masten und Raaen empor, als müsse dort ein bleicher Spukgeist sitzen, mit unheimlich triumphierendem Grinsen das Stundenglas in knöcherner Hand emporhaltend.

Doch jetzt ist nicht Zeit, düsteren Ahnungen und Gedanken nachzuhängen.

Der See fängt schon an hohl zu gehen, und dort, die dunkle Wolkenbank, welche sich langsam, aber stetig über den ganzen Himmel ausbreitet, deutet an, daß bös Wetter im Anzug ist.

Es rollt und donnert in der Tiefe — just, als trüge ein weltfernes Echo den Kanonendonner herzu, welcher vielleicht schon daheim die Erde erzittern macht.

Sturm! — Sturm sowohl dort wie hier!

Da heißt es, Maßregeln treffen.

Um vier Uhr nachmittags ist alles so weit fertig, und es ist nicht zu früh gewesen.

Der Wind saust stärker daher — er beginnt die Wellenköpfe wie spritzenden Schaum vor sich herzufegen, und in der Takelage pfeift, heult und schrillt es bereits, wie wenn die Instrumente eines Orchesters gestimmt werden, ehe sie in voller Wucht ihre Melodien erbrausen lassen.

Sturm! — Dort fliegt er heran mit blauschwarzen Fittichen! Sein zerfetzter Mantel flattert über den Himmel und hüllt ihn in Nacht.

Mit kochendem Atem fegt er die Luft, und die wilden Geister, welche ihn in entfesselten Horden begleiten, peitschen das Meer, daß es wild aufbäumt wie in Schmerz und Wut!

Nach kaum einer Stunde umtobt uns ein regelrechter, und nicht umsonst so sehr gefürchteter Februarsturm.

Der Nordatlantic scheint uns zeigen zu wollen, wie überwältigend groß die Mächte der Natur, wie jammervoll klein und hilflos der Mensch, die Krone der Schöpfung, gegen ihn, den Riesen, ist!

Da es nach Sonnenuntergang nicht schlechter geworden war, so erhielt um acht Uhr die Freiwache Hängematten und ging schlafen, während die Wache an Deck blieb, um jederzeit zur Verfügung zu sein.

Um zehn Minuten vor zwölf Uhr muß alles wieder auf und ablösen.

Wie das heult und tobt! Wie die ‚Naxos‘ in allen Fugen stöhnt und ächzt, wie die See brüllt und mit betäubendem Getöse daher donnert!

Da wachen selbst die Verschlafensten auf — ist doch ein Liegen in den Hängematten kaum noch möglich.

Da — es muß kurz vor Mitternacht sein —

‚Alle Mann auf! Klar zum Manöver!‘

Es braucht nicht erst gepfiffen zu werden.

In wilder Hast stürzt die Freiwache, nur mit dem Unterzeug bekleidet, an Deck.

Was nicht aus den Hängematten gesprungen, ist wüst herausgeschleudert worden.

Eine ganz plötzlich und unerwartet einsetzende Bö hat das Schiff soweit zurückgelegt, daß es vorne bis an die Raaling im Wasser liegt, und nun stürzen die Seen wildbrausend, schäumend und donnernd über Deck.

Das ist ein Augenblick, in welchem selbst dem Unerschrockensten der Herzschlag stockt.

Wenn es nicht gelingt, die Fock, welche das Schiff vorne immer mehr herunterdrückt, so schnell wie möglich zu bergen, dann ist das Schiff verloren. —

Ein kurzer — harter — verzweifelter Kampf um Tod und Leben — ein wildes Ringen mit Sturm und See, welche sich ihr Opfer nicht so leicht entreißen lassen wollen, ein Stoßgebet aus jedem angstgefolterten Menschenherzen — und es gelingt, das Segel zu gaien!

Das Schiff ist von seiner größten Last befreit; langsam, stöhnend und in jeder Holzfaser erzitternd, richtet es sich wieder auf.

Die Gefahr ist für den Augenblick überwunden. Zwar arbeitet die ‚Naxos' noch heftig und nimmt, wenn sie vorn in See einsetzt, große Mengen Wasser über, aber die eigentliche, verderbendrohende Lage ist überstanden, die ‚Naxos' und ihre Besatzung ist für den Augenblick gerettet!

Was weiter kommen wird, weiß Gott der Herr allein!

Welch eine Mitternachtsstunde auf hoher See!

Das Gewölk jagt am Himmel wie dräuende Riesenleiber, welche zermalmend auf das Gebild von Menschenhand niederzubrechen drohen, das gleich einer Nußschale von schäumenden Wogenbergen umhergeschleudert wird.

Schwarze Massen türmen sich vor- und seitwärts von uns auf, um unter donnerähnlichem Rollen, den Gischt hoch über die Maste sprühend, vorüberzubrausen.

Wie in gähnende Tiefen hinab schießt die ‚Naxos', um sich im nächsten Augenblick schon senkrecht auf neuen Wogen zu heben.

Und dazu eine Musik, als ob alle bösen Geister eine wilde Orgie feierten, als ob die Hölle ihre gellendsten Töne und Klänge entfesselt hätte, um den rasenden Wirbeltanz ihrer Dämone zu begleiten!

Welch eine Mitternachtsstunde!

Zähneklappernd geht es wieder nach unten. Ein Schluck ‚Kräftiger' muß vorerst die Magen wärmen, bis

es dem Koch nach vieler Mühe gelingt, ein warmes Getränk zu stande zu bringen, welches er unter dem stolzen Namen ‚Kaffee' verabreicht. — Seltsamer Mokka! Er schmeckt so bitter salzig, als habe der Kessel alle Seen, welche über Deck gekommen sind, in sich aufgefangen. — Aber was thut's! — Das Getränk ist warm, und das ist eine Tugend, welche in dieser Sturmnacht gar nicht hoch genug angerechnet werden kann!

Man trinkt damit voll jubelnden Herzens der aufsteigenden Sonne zu!

Gegen Mittag hat sich der Sturm so weit gelegt, daß kein Wasser mehr an Deck kommt, und gegen Abend können sogar mehr Segel gesetzt werden, um den Wind, welcher etwas mehr herumgegangen ist, besser zum Vorwärtskommen auszunutzen.

Pfeilschnell fliegt die schwergeprüfte ‚Naxos' der Heimat zu.

Erst hier im Hafen, wo die Mannschaft endlich wieder zur Ruhe kam, wurden die Vorgänge der letzten drei Wochen eingehender besprochen. Die drei unerklärlichen, gespenstischen Vorgänge in der Nacht von St. Thomas bildeten das Hauptinteresse.

Fraglos standen dieselben in prophetischem Zusammenhang mit den nachfolgenden Ereignissen.

Das zuerst vernommene Geräusch bedeutete wohl das Herabstürzen der Bramraa mit dem dadurch entstandenen Unglück; der über Bord fallende, schwere Gegenstand kündete den Tod des Steuermanns an, und das letzte Geräusch,

das scheinbar über Deck strömende Wasser, sagte die für das ganze Schiff so verhängnisvolle Sturmnacht voraus!

War diese Annahme richtig oder nicht?

Tiefer und tiefer dringt der Menschengeist in die Geheimnisse und Wunder der Natur ein. Ob es ihm je möglich sein wird, das irdische Auge derart zu schärfen, daß es die Zwischenwelt zu schauen vermag, welche uns rätselhaft und ahnungsvoll umgibt?

Auch die Stunde wird vielleicht noch schlagen, welche jene geheime Kraft enthüllt, die den Schlüssel zur Thür einer Geisterwelt öffnet." — — — — Es war still, sehr still an Bord. — Die Dämmerung hauchte graue Schleier über die leise wogende See, und die schwarze Wolkenwand stieg höher und höher am Himmel empor; wie verlöschende Feuersglut sanken die purpurnen Sonnenlichter am Horizont in Nacht.

Drüben von Zoppot strahlten die Lichter auf, die Menschenmenge wogte bereits auf dem Seesteg, das bald beginnende Abendkonzert zu erwarten.

Wir saßen einen Augenblick nachdenklich, in tiefem Sinnen.

Die Gemahlin eines höheren Offiziers hob das Haupt und reichte Leutnant B. die Hand.

„Ich danke Ihnen in aller Namen für Ihre so außergewöhnliche und interessante Erzählung! Ich bin aber trotz meiner grauen Haare noch wie ehemals als Baby, wo ich bei jeder Geschichte auf Ehre und Gewissen fragte: Ist sie auch wirklich wahr?"

Leutnant B. küßte respektvoll die schmale Rechte.

„Sie ist ganz gewißlich wahr, Excellenz!“ sagte er ernst. „Ich habe die Vorgänge ohne jede Ausschmückung genau so erzählt, wie ich sie erlebt habe. Ihnen eine spukhafte Deutung zu geben, überlasse ich dem Ermessen und Gutdünken jedes Einzelnen, welcher sie hört!“

„Gewiß ist es ein Spuk gewesen, Tante!“ rief die reizende, kleine Blondine mit glühenden Wangen! „Warum soll man Dinge ableugnen, welche durch Gegenbeweise nicht entkräftet werden können! — Hat nicht Leutnant L. soeben vor unser aller Augen einen Spuk erlebt?“

„Eine Spiegelung! Irgend ein Lichtreflex, welcher die Täuschung hervorrief!“

„Erkannten Sie denn das Gesicht, Leutnant L.?“ forschten die jungen Damen ernsthaft.

Der Gefragte zuckte die Achseln. Er saß noch immer schweigsam über sein Glas geneigt, und sein so lebensprühend heiteres Gesicht blickte seltsam verändert drein.

Dann hob er jäh das Haupt: „Es kam alles so plötzlich, ich war so überrascht, meine Damen — wohl möglich, daß alles nur eine Hallucination war! — Wie schön der Abend heute! Über uns strahlen noch Sterne. Freuen wir uns ihrer, ehe die Wetterwolken sie verschlingen! Ah — und Musik! Drüben von dem Badesteg! — „O du Jugendzeit, o du goldene Zeit — o Jugend, wie bist du so schön!!“ —

Er sang die Worte laut mit, reichte sein Glas zum Füllen und war plötzlich wie ausgewechselt, vergnügt und

übermütig heiter wie zuvor: „Wie freue ich mich darauf, heute abend noch zu tanzen!“ lachte er.

Die älteren Damen erhoben sich. „Sie mahnen an die Réunion, Leutnant L., und erinnern uns, daß es höchste Zeit ist, an die Rückfahrt zu denken! Die Herren schließen sich uns sogleich an?“

„Was dienstfrei ist, gibt sich die Ehre, Excellenz, die Herrschaften an Land zu bringen!“

„Vortrefflich!“

„Kantine! — Aufpassen!“

„Wasserdroschke vor!“

Ein fröhliches, heiteres Durcheinander.

Frischer Wind blies um unsere Stirnen, von dem Badesteg herüber jubelte ein Walzer — — die Gespenstergeschichten von St. Thomas und der Seespuk des Leutnants L. waren vergessen. Wir besuchten die Réunion und amüsierten uns herrlich.

Die Jugend tanzte so flott wie nie, und am unersättlichsten dabei war Leutnant L. Alles war Leben, Heiterkeit, Frische und Freude an ihm.

Sein Gesicht glühte, er stürzte lachend den perlenden Sekt hinab und stürmte weiter im Tanz.

„Ich habe ja nur bis zwölf Uhr Zeit, meine Damen!“ sagte er, „der Kapitänleutnant hat mich ja heute perfiderweise mit der Hundewache beehrt!“

Und um zwölf Uhr verabschiedet er sich.

Er geht so ungern — es wird ihm so schwer, sich loszureißen.

Namentlich ein kleines Händchen küßt er wieder und immer wieder.

„Wenn Sie wirklich eifersüchtig auf die schöne Seejungfrau wären, Fräulein Lilly, würde ich ja toll vor Glück!"

Sie errötet und wendet das Gesichtchen ab: „Ich hasse die abscheuliche Nixe, welche Ihnen erschienen ist!" — sagte sie leise, halb schmollend, halb neckisch.

Er neigt sich tiefer, er flüstert ihr noch etwas zu — seine Augen leuchten wie berauscht.

Dann muß er scheiden, — er *muß* es! —

Flott und siegesfroh wie ein junger Kriegsgott schreitet er durch den Saal, wendet sich noch einmal zurück und umfaßt mit langem Blick die schlanke Mädchengestalt in dem duftigen, weißen Spitzenkleid.

Ein letzter Gruß. — Er geht.

Man tanzt und lacht und amüsiert sich weiter. Eine halbe Stunde vergeht. Da entsteht eine jähe, ungewohnte Bewegung unter den Seekadetten und Offizieren, welche der Thür am nächsten stehen.

Eine tiefe Bestürzung, ein Ausdruck des Entsetzens ist in allen Gesichtern.

Man ruft nach den Offizieren von Seiner Majestät Schiff B.

„Um des Himmels Willen, was ist passiert?" —

Ohne rechts und links zu blicken, stürmen sie davon.

Ein angstvolles Fragen und Forschen.

Lilly steht totenbleich und preßt die zitternde Hand gegen das Herz.

„Ein Offizier ist verunglückt! — ertrunken!!"

„Allmächtiger Gott — wer?!" —

„Leutnant L., welcher eben noch hier tanzte!"

„Wie ist das möglich? Wie ist das gekommen?"

„Er hat sich wohl etwas verspätet — hat in der Eile, beim Aussteigen aus dem Boot, die Schiffstreppe verfehlt und ist in die See gestürzt?"

„Und keine Hilfe zur Stelle?"

„Gewiß — genug! Die Bemannung des Kutters ist ihm unverzüglich zu Hilfe gekommen, aber der Unglückliche

ist anscheinend gar nicht mehr hochgekommen. Er war so erhitzt vom Tanzen und vom Wein — ein Herzschlag muß ihn sofort getötet haben."

Und wieder eine jähe Bewegung unter den Gästen.

Im Nebenzimmer ist eine junge Dame ohnmächtig geworden.

Sie hat wohl zuviel getanzt; armes Fräulein Lilly! Der Arzt hatte es ihr streng verboten, sie soll sehr herzleidend sein! — Ein so bildhübsches, allerliebstes Mädchen!

Ein Wagen wird geholt. Ich sitze auf dem Sofa und halte die Bewußtlose, deren Köpfchen wie eine bleiche, welkende Rose an meiner Brust ruht.

Da schlägt sie die Augen auf. — Ein herzzerreißender Blick trifft mich. „Ich habe es geahnt . . . die andere im Wasser drunten . . . die hat ihn geholt . . . die hält ihn nun im Arm . . . der Seespuk . . . o ich glaube an ihn . . . er bedeutete seinen Tod . . . . . ."

„Sie fiebert! — Sie phantasiert!" flüstert ihr Vater mir entsetzt zu.

Ich kann nicht sprechen, ich schüttle nur den Kopf, und meine Thränen fallen auf die Blüten, welche geknickt und entblättert an ihrer Brust welken — seine letzte Liebesgabe! —

Erst nach zwei Tagen konnte man die Leiche des unglücklichen jungen Offiziers bergen.

Selten ist größere Teilnahme bewiesen worden, als bei seinem Begräbnis. —

Die Blumen verdeckten sein Grab. —

Von dem Seespuk sprach niemand, nur die Mutter des Toten erfuhr davon.

Wir anderen aber, die wir das Seltsame miterlebten, haben oft mit sinnend ernsten Augen hinaus auf die blauwogende Unendlichkeit des Meeres geblickt, in stummer Frage, auf welche niemals eine Antwort werden wird.

In der Dämmerstunde.

I.

Zur Dämmerstunde war es. —

Auf meinem Schooß lag ein aufgeschlagenes Journal.

Zum Lesen war es zu dunkel geworden und mechanisch blätterte ich in den Seiten, ob vielleicht noch ein Bild zu erkennen sei.

Da ragen waldige Berge empor, Mauerwerk, Zinnen und Turm, — die Wartburg! meine liebe alte Wartburg!

Mit so viel herzlicher Freude begrüßt man das Antlitz eines treuen Freundes, welcher jählings und unvermutet unseren Weg kreuzt! —

Die Wartburg! Verschleiert vom grauen Dämmerlicht, verschwimmend in geheimnisvoller Undeutlichkeit schwebt das Bild vor mir, und ich strenge die Augen nicht mehr an, es zu erkennen, lebt es doch frisch und unauslöschbar in meinem Herzen, so oft in trautem Rückerinnern von meinem geistigen Auge geschaut! —

Draußen saust der Herbstwind! Horch, wie die Regenschauer gegen die Fenster prasseln, wie es im Schornstein heult, wie die Bäume im Garten rauschen und wild gegen die Mauern schlagen, der wüsten Umarmung des ungestümen Gesellen zu entgehen! Ein blutroter Streifen zuckte noch einmal grell am westlichen Himmel — dann jagen die Wolkenschatten wie Wodans Geisterheer heran und stürzen sich durch das offene Thor Walhalls, — es schließt sich. — Wie feurige Lohe wallte es noch einmal auf am Himmel, Ränder von Gold und Purpur säumen das Gewölk, das sind die gleißenden Brünnen und Helme, die blitzsprühenden Lanzen, mit welchen das wilde Heer herniederstürmt — und dann ist es Nacht, durch welche Allvaters Jagd mit gellendem Hussa einherfährt!

Ich schmiege mich fester in den Sessel — und das Bild der Wartburg raschelt geheimnisvoll auf meinem Schooß, als wolle es flüsternd fragen: „Denkst du an damals? — an jene Sturmnacht, wo dein angstzitterndes Mädchenherz in meinen Mauern Zuflucht fand??"

Ja, ich denke daran, in dieser Stunde lebhafter denn je! „Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt?!"

Nein, so etwas vergißt man nicht!

Ich lehne den Kopf zurück und schließe die Augen, ich sehe uns — all die lieben, treuen Gesichter, von denen drei schon längst nicht mehr auf dieser Welt weilen, — und sehe uns im altdeutschen Restaurationszimmerchen der

Wartburg sitzen, dieweil um Turm und Zinnen der Wettersturm heulte — just so wie heut!

Lange Jahre sind vergangen. Es war ein herbstschöner, sonnenheller Oktobertag, als wir in heiterer Gesellschaft zur Wartburg empor pilgerten.

Wir jungen Leute wählten einen tüchtigen Umweg, die älteren Herrschaften aber wanderten gemächlich die breite Fahrstraße empor, führten sie doch einen hochbetagten Herrn mit sich, einen Zeitgenossen des Altmeisters Goethe, welchem das ehemalige Studentlein K. gar oft im Laboratorium eifrig zur Hand gegangen war.

Geheimrat K. war trotz seiner silberweißen Locken noch frisch und rüstig wie ein Mann von fünfzig Jahren. Hoch und kraftvoll gebaut, mit Vorliebe noch die Kleider von altmodischstem Schnitt tragend, schritt der Greis wie eine liebe, ehrwürdige Erinnerung an längst vergessene Zeiten rüstig die Straße empor. Zeitweilig stützte ihn der Arm seiner Tochter oder Enkelin, wenn er hochatmend einen Augenblick stehen blieb, hellen Blicks, voll warmherzigen Entzückens, umher zu schauen und die köstlich würzige Luft um Brust und Stirne wehen zu lassen.

Wir Jungen schritten wacker aus, kletterten hie und da abseits vom Wege einen besonders verlockenden Pfad in der Bergwildnis empor, und achteten es in unserm Eifer nicht, daß die Sonne sich versteckte und der Wind immer kühler und bedrohlicher durch die Baumkronen fuhr.

Dunkler und dunkler bezog sich der Himmel, und zwang uns endlich, das noch ferne Ziel im Sturm zu nehmen.

Schon klatschten die einzelnen Regentropfen schwer hernieder, als wir atemlos in die Vorhalle der Restauration stürmten.

Unsere Angehörigen saßen bereits bei dem Kaffee und hatten recht voll Sorge nach uns ausgeschaut, die Stimmung

H.W.S.
WMR-1900.

wurde durch unser Erscheinen sehr gehoben und wir fanden es sogar äußerst gemütlich, bei diesem unwirtlichen Wetter so wohlgeborgen unter Dach und Fach zu sitzen.

Der kurze Herbsttag wurde durch die trübe Witterung noch bedeutend abgekürzt.

Der Regen strömte, es pfiff und heulte um den Turmbau und die buntgefärbten Wipfel des Laubwaldes drunten wogten wie ein wild entfesselt Meer, umsprüht von den Schwärmen dürrer Blätter, welche gleich Gischt und Schaum über die Wellenkämme flogen. Wie eigenartig schön, wie großartig in dieser wetterdüstern Färbung lag das sonst so sonnige Thüringen vor unserem Blick!

Die fernen Bergketten waren längst im bleifarbenen Grau versunken, auch die näher ragenden Berghäupter verschleierten sich mehr und mehr, und mit Riesenschritten stieg die Nacht daher und hüllte bald alles in ihren sturmzerfetzten Mantel!

Anfänglich hatten wir uns sorglos unseres sichern Unterschlupfs gefreut, bald aber schüttelten die älteren Herrschaften doch bedenklich die Köpfe und pflogen Rat mit dem liebenswürdigen Wirt, was bei solchem Unwetter betreffs des Heimwegs anzufangen sei!

„Abwarten! ruhig abwarten!“ lautete der allgemeine Beschluß und unser liebenswürdiger alter Geheimrat gedachte seines unsterblichen Freundes und citierte lächelnd:

„Laß regnen, laß regnen, —
Laß regnen seinen Lauf,
Denn wenn's genug geregnet hat,
Dann hört's auch wieder auf!“

Man bestellte das Abendbrot und wir junges Volk freuten uns schon unbändig auf den interessanten Heimweg durch Nacht und Sturm, oder gar auf ein höchst poetisches Nachtquartier auf der Wartburg.

Die letzten beiden Touristen, welche an einem Nebentischchen gesessen, rüsteten sich unter Groll und Galgenhumor zum Aufbruch. Sie mußten den Zug erreichen und darum sonder Wahl den Kampf mit den Elementen aufnehmen.

Wir blieben allein.

Im Nebenzimmer saß eine schweigsame Eisenacher Skatpartie und der Kellner glitt lautlos einher und entzündete die Lampen.

Durch die Thür trat ein neuer Gast, der greise Kommandant der Wartburg, Herr v. A., ein Junggeselle, welchem es doch gar zu einsam in seinem Schloßzimmer geworden, und welcher hoffte, hier in der Restauration Gesellschaft zu seinem Abendbrot zu finden.

Mit großer Freude begrüßten wir den charmanten alten Herrn, und saßen bald im engen Kreise an dem großen, bleigefaßten Fenster zusammen, um welches der Herbststurm immer wildere Weisen sang.

„Eine entsetzlich unheimliche Musik!“ schauderte eine junge Dame furchtsam und schob ihren Arm in den meinen, um sich noch fester anschmiegen zu können, „so recht ein Gespensterkonzert in der Vollendung! — Es ist gut, Herr v. A., daß Sie sich zu uns geflüchtet haben, denn in den dunklen, alten Rittersälen der Wartburg muß es doch jetzt zum Todfürchten sein!!“

Die Herren lachten. „Aber Fräulein Hedchen, Sie glauben doch nicht etwa, daß es in unserer braven alten Wartburg spukt?!"

„Und warum soll ich es nicht glauben?" trotzte Schön-Hedchen, mit dem dunklen Lockenköpfchen eine energische Bewegung machend. „In allen alten Schlössern spukt es, in historischen ganz besonders! Großpapa hat selber Stein und Bein darauf geschworen, daß er in Schloß Wilhelmsthal bei Kassel den Totenkopf aus der berüchtigten schwarzen Rüstung hat grinsen sehen — und Großpapa glaubt sonst faktisch an keinen Spuk —"

„Totenkopf? — Berüchtigte schwarze Rüstung? Stopp, meine Gnädigste! Sie sprechen in Rätseln für mich! Erklären Sie!" riefen ein paar Stimmen, und Hedchen setzte sich in Positur und flüsterte mit großen Augen: „Haben sie noch nicht von dem Spuk gehört? Wenn ein Kurfürst von Hessen begraben wird, mußte einer alten Tradition gemäß der ‚schwarze Ritter' dem Trauerzug voranreiten. Einer der Hofmarschälle oder Kammerherren wurde bestimmt, die schwarze Rüstung anzulegen und seinem hochseligen Herrn das letzte Geleit zu geben. Dies war aber ein grauenvolles Amt, denn verbürgterweise starb der betreffende Kavalier jedesmal ganz kurze Zeit nach seinem Auftreten als ‚schwarzer Ritter.'

Als mein Großvater noch ein junges Bürschchen war, starb der regierende Kurfürst und die Beisetzungsfeierlichkeiten wurden vorbereitet. Mein Urgroßvater, als Flügeladjutant des hochseligen Herrn, sollte die schwarze Rüstung

einem Waffenschmied übergeben, sie reinigen und auf ihre Brauchbarkeit prüfen lassen. In Begleitung eines Freundes, des Waffenschmieds und meines Großvaters fuhr er nach Wilhelmsthal hinaus.

Es war helles, sonniges Wetter, und die schwarze Rüstung stand wohlbeleuchtet im Glanz des Fensters vor ihnen. Die Herren schreiten unter harmlosem Gespräch näher; kaum aber, daß sie sich dem eisernen Recken auf fünf Schritt genähert haben, klappt mit scharfem Klang das Visir zurück und die vor Entsetzen regungslos Stehenden blicken auf einen Totenschädel, welcher ihnen aus dem Helm entgegen grinst.

Mein Großvater schrie gellend auf vor Angst, der Waffenschmied taumelte leichenblaß zurück, und auch der Urgroßvater und sein Freund faßten sich voll Grausen bei den Händen.

Dann riß Urgroßvater den Degen aus der Scheide und hieb voll sinnloser Erregung auf den greulichen Spuk ein.

Der Helm polterte zur Erde, — die Erscheinung war verschwunden.

Man meldete dem Thronfolger das Unfaßliche, dieser aber befahl, den Vorfall, welcher wohl nur auf einer Spiegelung beruhen könnte, zu verschweigen.

Ein junger Kammerherr trug in dem Trauerkondukt die schwarze Rüstung; drei Tage darnach erkrankte er an heftiger Lungenentzündung und starb."

Ich nickte. „Gewiß, ich habe auch davon gehört. Man erklärt sich das unheimliche Zusammentreffen sehr einfach. Die sehr schwere, festgeschlossene Rüstung ist für den Träger eine Last, welche er kaum zu tragen vermag. Natürlicherweise transpiriert er sehr stark und erkältet sich alsdann während der Beisetzung rettungslos. Daraufhin

ist es zurückzuführen, daß der Träger der schwarzen Rüstung fast jedesmal einer tödlichen Krankheit zum Opfer fiel!"

Hedchen sah mich beinahe feindselig an. „So erklärt man es sich! Natürlich! Die superklugen Menschen werden sich doch nicht blamieren und an einen Spuk glauben! Großvater und Urgroßvater aber sahen den Totenkopf in dem Helm, — wie erklärt sich das?"

„Die Herren sprachen auf Wunsch des Kurfürsten damals nicht über das Erlebnis, sonst hätte sich sicher auch eine Auflösung dafür gefunden."

Sie glauben also auf keinen Fall an übernatürliche Dinge?" fragte mich Herr v. A. mit einem so nachdenklichen Gesicht und so seltsamer Betonung, daß wir alle überrascht aufschauten.

„Wie kann ich etwas ableugnen, was schon so manchen Beweis und so manchen Gegenbeweis erfahren hat!" schüttelte ich lebhaft den Kopf. „Die vierte Dimension ist vorläufig noch ein Rätsel, und wenn demselben auch noch die wissenschaftliche Lösung fehlt, so wäre es dennoch kühn, seine Existenz ohne triftige Gründe zu leugnen."

„Es ist ja so schön, an die Fortexistenz der Seele zu glauben!" sprach Geheimrat K. in seiner mildlächelnden Weise, „daß ich mich stets von Herzen freue, neues Beweismaterial dafür zu sammeln. Es ist seltsamerweise wenig bekannt geworden, daß auch Goethe sehr stark zum Spiritismus neigte, und ich habe persönlich sogar zwei Abenteuer mit dem Altmeister erlebt, welche mich zu seinem treuen Glaubensgenossen gemacht haben!"

„Abenteuer mit Goethe? — Thatsächlich als wahr verbürgte Erlebnisse?!“ klang es schier atemlos vor Interesse aus dem Kreise.

Der alte Herr nickte. Sein schönes, regelmäßiges, bartloses Antlitz neigte sich wie in momentanem Sinnen etwas zurück, — das matte Lampenlicht glänzte auf den silberweißen Haaren, wie ein Heiligenschein wallten sie um die ehrwürdige Stirn.

Wie ein Gefühl scheuer Andacht überkam es uns bei dem Anblick, wir sahen den greisen Mann als jugendfrischen Studenten, wie er Hand in Hand mit einem Dichter, welcher uns bereits wie ein Halbgott aus grauer Sagenzeit erschien, durch die Gassen von Jena wandelte.

Ohne sich lange bitten zu lassen, begann der Geheimrat: „Es war zu einer Zeit, da Goethe sich vorübergehend in Jena aufhielt, um ungestört im chemischen Laboratorium arbeiten zu können. Durch gute Empfehlung meines Professors gelangte ich zu der Auszeichnung, ihm kleine Handlangerdienste thun zu dürfen, und weil das Glück mir immer hold war, fand der große Meister so viel Wohlgefallen an mir, daß ich ihn sogar auf seinen Spaziergängen begleiten durfte. Mit ganz besonderem Interesse lenkte er seine Schritte nach dem Schlachtfeld. Mit Vorliebe gegen Abend, so daß uns oft die Dunkelheit überraschte. Dann stand er plötzlich still, in geheimnisvollem Lauschen, den scharfen Adlerblick durchdringend in das Dunkel gerichtet.

‚Hören Sie nichts? sehen Sie nichts?‘ fragte er oft

flüsternd, ‚Roßgestampf und Waffengeklirr, Todesseufzer und Jammerschreie?‘ —

Ich verneinte überrascht.

‚Man sagt, es soll hier spuken —‘, fuhr Goethe lebhaft fort, ‚und ich möchte für mein Leben gern einmal etwas Außergewöhnliches erleben! Da zieht es mich wie mit übermächtigen Gewalten hierher. Es liegt eine schauerliche Poesie in diesen weiten, einsamen, blutgetränkten Feldern! Wie manch ein Herz mag hier, unversöhnt mit seinem Gott, gebrochen sein! Und solche Geister, sagt man, sind gebannt an die Erde. — Ich interessiere mich gewaltig für dieses Thema, ich lechze danach, nur einen einzigen kurzen Blick durch die geheimnisvolle Thüre, welche das ‚Dort vom Hier‘ scheidet, zu werfen! Aber ich erlebe nichts. Eine Person — eine durchaus achtbare Frau, welche bei Hof in Weimar viel Vertrauen genießt, hat mir ein sonderbares Erlebnis mitgeteilt, verbürgt durch vier weitere Augenzeugen.

Die Dame hatte sich in Jena durch irgend welche Zwischenfälle verspätet und war gezwungen, noch in der Nacht zu Wagen nach Hause zurückzukehren.

Ihr Weg führte über das Schlachtfeld.

Eine köstliche warme, mondhelle Sommernacht. Man lacht und plaudert in der offenen Kalesche, die beiden Töchter beginnen zu singen und der Schwiegersohn begleitet sie mit gefälliger Stimme. Da klingen Glockenschläge fern her durch die Stille, — Mitternacht.

Gleicherzeit wendet der Kutscher besorgt den Kopf:

‚Möge sich die Herrschaft nicht erschrecken, uns entgegen kommt in wilder Jagd ein Wagen, an dem die Rosse durchzugehen scheinen!‘

Richtig, ein dumpfes Rollen, Dröhnen und Hufgeknatter schallt ihnen entgegen.

‚Halten Sie!‘ ruft der Schwiegersohn meiner Gewährsmännin dem Kutscher zu. ‚Ich will absteigen und unsere Braunen am Zügel nehmen! Sie sind auch Durchgänger und böses Beispiel verdirbt oft gute Sitten!‘

Er sprang herab und stellte sich neben die Pferde, dieweil die Damen in verzeihlicher Neugierde sich aus dem Wagen bogen, das eigentümliche, so wild daherstürmende Gefährt zu sehen.

Seltsam, zuerst hatte man ein dumpfes Rollen und Hufschlag vernommen, jetzt mit einemmal flogen Roß und Wagen lautlos, schier geisterhaft daher.

‚Es sind vier schwarze Rosse!‘ sagte der Kutscher. ‚Aber sie scheinen mager wie Skelette zu sein!‘ fügte der junge Herr hinzu.

‚Warum hört man keinen Laut mehr von dem Gefährt?‘ fragte der Schwiegersohn erstaunt.

Da sauste es auch schon schattenhaft heran.

Gleichzeitig ein Schrei des Entsetzens, welchen der Kutscher ausstieß, und welcher bei den Damen ein markerschütterndes Echo fand. —

An ihnen vorüber sauste ein vierspänniger schwarzer Wagen, ein französischer Bagagewagen, und auf demselben standen dichtgedrängt französische Soldaten, anstatt der

Köpfe weiß grinsende Totenschädel unter den Käppis. — Halb ohnmächtig vor Entsetzen sanken die Damen zurück, der Kutscher drückte die Arme vor das Gesicht und der

junge Herr stand wie gelähmt vor Grauen und starrte wortlos dem Geisterwagen nach. Er flog lautlos über das Brachfeld und verschwand schließlich in dem nebelnden Mondschein, ohne daß die scharfen Augen des Spähenden sahen, wo er blieb."

Goethe machte hochaufatmend eine Pause und fuhr dann leiser fort: ‚Diese wundersame Begebenheit hat fünf Augenzeugen, deren Wort mir volle Bürgschaft für die Wahrheit desselben ist! Ich kenne seit der Zeit keinen höheren Wunsch, als einmal ähnliches zu erleben, denn erst dann, wenn wir mit eigenen Augen schauten, sind wir völlig überzeugt!'"

Geheimrat K. blickte einen Augenblick schweigend in die dunkle Herbstnacht hinaus, welche noch immer Sturm und Regen gegen das Fenster trieb; er wartete, bis sich unsere Erregung über das Gehörte etwas gelegt hatte, dann fuhr er lebhaft, wie er meist von seinen Erinnerungen sprach, fort: „Ich hatte bei diesem Gespräch die Empfindung, als ließe der große Meister mich in selber Stunde tiefer in sein Inneres schauen, als je einen anderen Menschen. Es reizte mich auf das höchste, ihm zur Erfüllung seines Wunsches behilflich zu sein.

‚Excellenz', sagte ich mit blitzenden Augen, ‚es ließe sich wohl ermöglichen, einen Spuk auf dem Schlachtfeld zu schauen! Ich kenne persönlich etliche glaubhafte Personen in Jena, welche die ‚Schildwache' auf dem Felde schon mehr denn einmal gesehen, ja, die ganze Stadt weiß davon, und ich bin überzeugt, auch wir werden sie sehen.

Dazu aber müßten wir bei mondheller Nacht zur elften Stunde hinaus wandern!'

Goethe sah mich schweigend mit seinen schönen großen Augen an. Es lag beinahe etwas mißtrauisch Forschendes in seinem Blick, welcher mich zu durchdringen schien. ‚Von einer spukenden Schildwacht habe ich noch nichts gehört', entgegnete er ernst, ‚würde mich aber sehr freuen, sie kennen zu lernen. Sie werden mich doch begleiten?'

‚Wenn mich Ew. Excellenz der Ehre würdigen wollen, ohne Frage!' rief ich freimütig, ‚ich stehe allem Übernatürlichen sehr zweifelnd gegenüber und würde mich aufs höchste begeistern, eine eventuelle Mystifikation entlarven zu können!'

‚Gut, gehen wir, mein junger Freund! Meine Pistolen sollen Sie bei diesem Entlarven unterstützen.'

Goethe hatte den Argwohn, daß ich ihm zu Gefallen ein kleines Possenspiel in Scene setzen werde, darüber herrschte kein Zweifel.

Und thatsächlich bestand der alte Herr darauf, schon am nächsten Abend, obwohl der Himmel bedeckt war, den nächtlichen Spaziergang zu unternehmen. Er kündete mir den Entschluß erst an, als er bereits marschfertig vor mir stand. So glaubte er wohl die etwaige Vorbereitung eines Studentenscherzes am besten vereiteln zu können und ich sah daraus, wie ernst es dem bedeutenden Mann mit dem Wissenseifer war.

Wohl ausgerüstet wanderten wir hinaus. Die Stelle, an welcher der gespenstische Posten sich zeigen sollte, hatte ich mir genau angeben lassen. Sie war nicht zu verfehlen, da

sie unmittelbar am Weg, am Fuß eines kleinen Hügels lag, unter welchem man ein französisches Massengrab mutmaßte.

Unter ernsten Gesprächen schritten wir dahin. Der Himmel war wolkig, aber die Nacht nicht dunkel. Wir gewöhnten uns an den Dämmerschein und unterschieden bald jeglichen Gegenstand in voller Deutlichkeit, — ja, als wir die Hälfte des Weges hinter uns hatten, trat sogar der Mond zeitweilig hervor und tauchte das Schlachtfeld und die Berge in silbernen Glanz.

Goethe rauchte eine kleine Pfeife, er nahm sie plötzlich aus dem Mund und deutete mit leisem, kurz hervorgestoßenem ‚Da!' geradeaus nach dem Hügel.

Wir blieben stehen. ‚Da bewegte sich etwas!' — Ich schärfte die Blicke. Richtig, eine Gestalt, noch fern und undeutlich, schritt langsam dort auf und nieder.

Jetzt blitzte etwas an ihr auf. Das Bajonett oder die Kopfbedeckung.

Eine fieberhafte Erregung bemächtigte sich unserer. Goethe schob die Pfeife in die Tasche und faßte die Pistole mit krampfhaftem Druck.

‚Sind Sie auch bewaffnet?' raunte er mir zu.

‚Ich habe meinen Schläger, Excellenz.'

‚Gut, dann vorwärts!' —

Leise, aber so eilig wie möglich schritten wir auf dem weichen Boden weiter. Immer näher kamen wir der seltsamen Erscheinung.

Goethes Atem ging schwer. ‚Wahrlich — ein französischer Soldat!' murmelte er.

Wir waren ganz nahe, bis auf zwanzig Schritte wohl herangekommen.

Vor uns, auf dem freien Feld schritt die Gestalt ruhig und gleichmäßig auf und nieder. Wir erkannten sie genau, die hohen Stiefel, weißen Beinkleider, den Waffenrock mit Bandelier und die hohe Mütze. Das Gewehr im Arm wandelte Napoleons alter Gardist auf kleiner Strecke hin und her.

‚Erkennen Sie das Gesicht?‘

‚Mich deucht so, Excellenz, aber seltsamerweise nicht so deutlich wie alles andere, es scheint mir von phosphoreszierender Weiße!‘ —

‚Wir wollen ihn anrufen, — kommen Sie näher.‘

Abermals näherten wir uns um drei bis vier Schritte. Dann blieb Goethe stehen. —

‚Heda! — Wer geht dort?‘ klang seine Stimme unheimlich laut über das stille Feld.

Die Schildwacht wandelte ruhig weiter.

‚Qui vive?!‘

Keine Regung der Gestalt, sie schritt ganz wie zuvor marionettenhaft hin und her.

‚Antwort, Gesell, oder ich schieße!‘

Dasselbe Resultat.

Ich sah, wie Goethe die Zähne zusammenbiß. ‚Eine freche Persiflage!‘ knirschte er. ‚Der Bursch verdient einen Denkzettel!‘

Er hob die Pistole, zielte und schoß.

Der Pulverdampf verflog — und die Schildwache schritt ruhig wie zuvor auf und nieder.

Einen Augenblick standen wir regungslos, wie erstarrt.

Dann warf Goethe wie ein gereizter Löwe das Haupt in den Nacken. ‚Nun wollen wir den Spuk mit Händen greifen!‘ keuchte er. Vergessen war sein weißes Haar, wie ein Jüngling stürmte er mir voran — und plötzlich standen wir und starrten uns aufs höchste betroffen an. ‚Wo blieb der Posten?‘ — Still, einsam lag die weite Ebene vor uns. Kein Mensch nah und fern zu erblicken;

keine Fußspur im Sande, wo eben noch der alte Grenadier auf und ab geschritten war. —

Mit krampfhaftem Druck umspannte Goethe meinen Arm. ‚Wo ist er hin, K.? wo ist er hin?!‘ Ich schüttelte den Kopf und stotterte konfuses Zeug. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß mir ein eiskalter Schauer über den Rücken lief. ‚Ist ein Graben da, in den er gesprungen sein könnte?‘

Nichts dergleichen weit und breit. Wir stampften sogar im Umkreis die Erde ab, ob vielleicht ein hohler Klang eine Höhle offenbare, — nichts, absolut nichts zu finden.

Im hellen Mondschein lag die Heide, und die tauschweren Halme und Rispen zitterten im Nachtwind.

Goethe strich langsam über die Stirn. ‚Lassen Sie uns heimkehren!‘ sagte er leise.

Und wir gingen zurück. Schweigsam, in tiefe Gedanken verloren. Nur einmal blieb Goethe stehen, hob das wunderbar feierliche, schöne, greise Antlitz mit leuchtenden Augen zum Himmel und sprach aus tiefster Brust heraus: ‚Also doch!‘ — Und ein andermal sagte er: ‚Welch eine erhabene, schauerlich schöne Poesie lag in dieser gespenstischen Schildwacht! Ein Getreuer der Garde, welcher keine Ruhe im Grabe findet, welcher auf seinen Kaiser wartet, die zerfetzten Siegesbanner aufs neue aus dem Staub zu heben! — Das wäre eine Ballade! Beim Himmel — mir klingen schon die Reime wie Marseillaisenton im Herzen!‘ —

Ich bin überzeugt, daß Goethe sich ernsthaft mit dem

Plan getragen hat, die tote ‚Schildwacht' in einer Dichtung zu verewigen, warum er es nicht gethan? — Es kamen damals jähe Ereignisse, welche seinen Besuch in Jena abkürzten und die Erinnerung an jene Spuknacht auf dem Schlachtfeld wohl in den Hintergrund drängten. Später erzählte mir ein Weimarer Freund, Goethe habe doch zum öfteren noch über seinen Plan, ‚die tote Schildwacht' gesprochen; ja er behauptete mit Bestimmtheit, diese Idee zu einer Ballade sei auch zu den Ohren Heinrich Heines gedrungen und habe die Entstehung der ‚Drei Grenadiere' zur Folge gehabt.

„So will ich liegen und warten still
wie eine Schildwacht im Grabe —"

Inwieweit diese Mutmaßung Beachtung verdient, ja ob sie überhaupt glaublich ist, möchte ich sehr dahingestellt sein lassen. Ich bezweifle es, daß Goethe sich vielen Menschen über unser mysteriöses Erlebnis anvertraut hat, — er sprach auch mit mir wenig darüber und ermahnte mich, nicht solch ernste Sachen durch Gespräche am Biertisch zu entweihen.

‚Die Welt ist leichtfertig im Urteil', sagte er, ‚ich habe es zu viel erlebt, daß man ehrenwerte Leute durch Spott und Zweifel kränkte.' —

Ich begriff ihn, sein spröder, leicht gereizter Sinn hätten einen Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit nicht ertragen. — Noch ein anderes Erlebnis, welches Goethe mehr erregt und erschüttert hat, wie je ein anderes, ist unbegreiflicherweise nie an die Öffentlichkeit gedrungen, obwohl es im

Freundeskreise lebhaft besprochen wurde; es lag wohl nicht in dem Sinn der Zeit, außergewöhnliche Ereignisse mit dem wissenschaftlichen Ernst zu behandeln, wie z. B. heutzutage dem Mysterium des zweiten Gesichts nachgeforscht wird."

Mit glühenden Wangen saßen wir um den Sprecher und bestürmten ihn mit Bitten, auch dieses zweite Erlebnis zu erzählen.

Der Geheimrat schien besonders angeregt und fuhr in seiner würdigen, so unvergleichlich anziehenden Weise fort: „Ich erhielt eine Einladung zu Goethe nach Weimar, ihm bei einer besonders mühsamen Arbeit im Laboratorium zu helfen. Wir hatten uns den ganzen Vor- und Nachmittag tüchtig angestrengt, und obwohl das Wetter regnerisch war, schlug Goethe gegen Abend einen Spaziergang vor.

Es war im Sommer und die Tage noch lang, und so schritten wir denn noch vor Eintritt der Dämmerung den Weg von Belvedere zurück. —

Wir plauderten nicht übermäßig lebhaft, Goethe schien das Bedürfnis zu haben, auch geistig der Ruhe zu genießen.

Vor uns lag der freie, menschenleere Weg.

Plötzlich blieb mein Begleiter stehen, streckte ein wenig den Kopf vor, um besser sehen zu können, und sprach im Tone größter Überraschung: ‚Undenkbar . . sollte er es wirklich sein?'

Ich blickte den Sprecher verdutzt an. ‚Von wem sprechen Euer Excellenz?'

‚Nun, da, von dem Herrn, welcher uns entgegen kommt: Wüßte ich nicht zu genau, daß Friedrich in Frankfurt ist, würde ich darauf schwören, daß er es ist!‘ —

Tödlich erschrocken starrte ich den alten Herrn an. Sprach er plötzlich irre? — Er redet von einem Herrn, welchen er sieht, und doch ist die regenüberflutete Straße völlig menschenleer und still. Ehe ich antworten kann, schlägt Goethe die Hände über dem Kopf zusammen und bricht in ein jubelndes Gelächter aus. „Wahrhaftig, er ist es! Freund Friedrich! — Hier in Weimar! — Aber um Gotteswillen, Mensch, wie siehst du aus? In meinem Schlafrock — in meinen Morgenschuhen gehst du auf offener Straße?!‘ —

Entsetzen ergriff mich, — mein Gönner redet im Wahnsinn! — Er sprach mit einem Menschen, welchen ich beim besten Willen nicht zu erblicken vermochte.

‚Excellenz —‘ stammelte ich — —

Gleicherzeit aber taumelte Goethe mit allen Anzeichen höchster Betroffenheit ein paar Schritte vor, die Arme ausgestreckt, als wolle er jemand greifen.

‚Friedrich — um Gottes willen . . . wo bist du hin?! Lieber K., haben Sie nicht gesehen, wo der Herr geblieben ist, welcher uns eben hier entgegen kam?!‘ —

Kalter Schweiß stand mir auf der Stirn. ‚Ich habe keinen Menschen gesehen, Euer Excellenz, es ist niemand hier gewesen‘ — —

Da schlug Goethe die Hand vor die Stirn. Er sah erschreckend bleich aus. ‚Eine Vision! ich habe meinen

Freund deutlich — leiblich und wahrhaftig vor mir gesehen! mit meinem eigenen Schlafrock und meinen Pantoffeln bekleidet! Was soll das bedeuten?

— Ein Gutes wahrlich nicht! Er hat sich angemeldet, — er ist tot!' — Der alte Herr war so erregt und bestürzt, daß ich kaum vermochte, ihn einigermaßen zu beruhigen. — ‚Seine Todesnachricht erwartet mich wohl schon daheim', fuhr Goethe in nervöser Erregung fort. ‚Und daß er meinen Schlafrock trug . . . o, ohne Frage ist das ein Zeichen, daß ich ihm bald folgen werde!' —

All mein Gegenreden half nichts. ‚Ist die Vision nicht an und für sich schon etwas Unerklärliches — Übernatürliches?' schüttelte er erregt den Kopf, ‚und warum

sehe ich die Gestalt meines fernen Freundes mit meinen Sachen bekleidet? Das steht in irgend einem geheimnisvollen Zusammenhang, und daß es unerforschliche Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, das werden Sie doch wohl am wenigsten ableugnen wollen, lieber K., nach unserem Erlebnis auf dem Schlachtfelde!' —

Was sollte ich entgegnen? Auch meiner bemächtigte sich ein beklommenes Gefühl, und nicht ohne Sorge folgte ich dem alten Herrn in seine Wohnung. — Goethe öffnete die Thüre und trat hastig vor mir ein. Da ertönte ein Schrei aus seinem Munde, und wie ich dem starr, mit erhobenen Armen Dastehenden erschrocken nachdränge, da sehe auch ich die unheimliche Spukgestalt, welche den Meister abermals entsetzte.

Auf dem Sofa saß ein fremder Herr, mit Goethes Schlafrock und Pantoffeln bekleidet, der wandte sich bei dem Schrei hastig von einem Buch, in welchem er gelesen, ab, sprang auf und kam uns laut lachend mit ausgebreiteten Händen entgegen.

Aber Goethe taumelte zurück. ‚Von mir, Spuk! hinweg!' keuchte er.

‚Aber Wolf! liebe treue Seele — ist das ein Empfang für den treuesten Freund?'

Bei dem Klang der Stimme atmete Goethe tief auf — trat wie ein Mondsüchtiger dem Fremden entgegen, tastete nach seiner Hand, faßte . . . fühlte sie an — und stieß dann halb weinend, halb lachend vor Freude hervor: ‚Nein — diesmal ist es kein Geist — er ist von Fleisch und Blut!' — Einen Augenblick später lagen sich die

Goethes Wohnzimmer.

Gez. im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar von Hans W. Schmidt.

alten Freunde in den Armen, und mir war es, als ob Zentnerlasten von meinem Herzen gewälzt wären.

Natürlich wurde bei einem Glase Wein die seltsame Vision des großen Dichters erzählt. Freund Friedrich lauschte erstaunt, ließ sich die Stelle des Wegs nennen, wo er von Goethe gesehen wurde, und erzählte uns alsdann folgendes: ‚Ich kam überraschend hier an und war sehr niedergeschlagen, dich nicht zu Hause zu treffen. Man sagte mir, du habest einen Spaziergang nach Belvedere unternommen. Anfänglich wollte ich dir folgen, aber in anbetracht des schlechten Wetters, welches mich eben erst bis auf die Haut durchnäßt hatte, stand ich von dem Vorhaben ab. Ich ließ mir deine trockenen Kleider reichen, da mein Gepäck noch nicht gebracht war, setzte mich auf das Sofa und malte mir voll Ungeduld deine Überraschung aus, wenn du heimkommen würdest. Meinem liebenden, sehnsuchtsvollen Herzen währte dein Säumen unerträglich lang, und da ich ja den Weg nach Belvedere sattsam kenne, so begleitete ich in Gedanken deinen Gang, malte mir aus: jetzt ist er wohl dort — jetzt dort — jetzt da — und während solcher Gedanken muß ich wohl entschlummert sein, denn ich träumte äußerst lebhaft, daß ich dir entgegenging und dich auch just an der Stelle sah, wo ich dir als Vision erschien. Ich wollte dir entgegeneilen, da riefst du mir zu: ‚In meinem Morgenrock und Hausschuhen auf der Straße?‘ —

Ich sah an mir herab, schämte mich und erschrak so sehr über meine Ungehörigkeit, daß ich erwachte!‘ —

Betroffen sahen Goethe und ich uns an. Er hatte die Worte gehört, welche Goethe, wohl eine halbe Stunde von uns entfernt, seiner Erscheinung zugerufen hatte.

Dieses unerklärliche Erlebnis wurde selbstverständlich auf das lebhafteste von uns besprochen, und der Altmeister faßte unsere Hände mit bebendem Druck und sprach feierlich: „Nun ist es das zweite Mal, daß das Jenseits mich gegrüßt hat. Ich that abermals einen Blick in seine geheimnisvolle Existenz und glaube an dieselbe. Nun weiß ich, daß ich meine Lieben wiedersehen werde.' —

Und diesen Glauben hat Goethe bis an sein Lebensende, welches leider nicht allzulange Zeit nach diesem Vorkommnis erfolgte, behalten. Auch ich habe noch oft über das Unerklärliche nachgedacht, und ich gestehe es freudig ein, in meinem schweren Beruf als Arzt ist es mir oft ein seliger Trost an den Sterbebetten gewesen. — Ich habe diese Erlebnisse manch verzagtem Sterbenden erzählt und er hat mir mit leuchtendem Blick die Hand gedrückt und gelächelt: ‚Haben Sie Dank! Nun weiß ich, daß auch ich meine Lieben wiedersehen werde, — daß es einen Himmel gibt!'" —

Der greise Sprecher schwieg, sein mild lächelndes Antlitz hatte sich zur Brust geneigt, die gefalteten Hände ruhten in seinem Schoß. Der Sturm aber hielt einen Augenblick inne mit seinem Brausen, als wolle er die Weihe dieses Augenblicks nicht stören.*)

*) Anmerkung der Verfasserin. Ich habe obige Erlebnisse nacherzählt, wie ich sie aus dem Munde des hochverehrten

Ein paar Minuten blieb es still in dem kleinen Zimmer der Wartburg; nur der Sturm setzte mit neuer Gewalt ein und die Bäume rauschten wie Meeresbrandung.

Wir alle waren mit unseren Gedanken beschäftigt, bis sich schließlich eine Frage nach der andern an den Geheimrat heranwagte, welche noch über dies und jenes Aufschluß oder Detaillierung erbat.

„Es ist nur sehr seltsam, daß so wenig Menschen derartig übernatürliche Dinge erleben!" sagte einer der Herren. „In den Kinderstuben oder Gesindekammern wimmelt es allerdings von Spukgeschichten, aber wirklich zuverlässige glaubwürdige Gewährsmänner aus unseren Kreisen findet man doch höchst selten!"

„Das ist wohl leicht erklärlich! Je gebildeter und gelehrter ein Mensch ist, desto ungläubiger verhält er sich Dingen gegenüber, welche die Schulweisheit der aufgeklärten Zeit nun einmal in Acht und Bann erklärt hat! Er wird stets nach natürlicher Lösung des Rätsels suchen und — falls er eine solche nicht findet — sich bei dem Gedanken beruhigen: ‚es muß sich ja aufklären, denn Spuk

alten Herrn gehört habe. Wenn es seltsam erscheint, daß solch eingreifende Momente aus Goethes Leben nicht früher allgemein bekannt geworden (daß sie bekannt waren, bestätigte mir ein anderer Zeitgenosse Goethes, Herr Hofrat G. in Jena), so kann ich nur darauf hinweisen, daß auch Joseph Victor von Scheffel mir ein ähnliches spukhaftes Erlebnis mitteilte, welches er bei ernstem Anlaß meinem Vater und mir auf Seehalde erzählte und welches er bis dahin außer seiner Mutter wohl nur wenigen oder keinen Freunden anvertraute. Da der Meister mir kein Schweigen darüber auferlegte, habe ich es diesen Aufzeichnungen vorausgehen lassen.

und Gespenster gibt es eben nicht!' — — Außerdem hält jeden feinfühligen Menschen eine gewisse Scheu zurück, von etwaigen unerklärlichen Erlebnissen zu sprechen, weil er den Spott und taktlose Neckereien der Menschen fürchtet. Manche Leute halten es ja für ein Zeichen von Feigheit, an Geister zu glauben, während es meiner Ansicht nach kaum noch ein höheres Zeichen von Mut gibt, als an die Existenz einer Zwischenwelt zu glauben — und sich doch nicht zu fürchten! — Einen Gegner von Fleisch und Bein bekämpfen, erfordert nur eine körperliche Kraft und das trotzige Vertrauen in dieselbe, — es aber mit dem ungeheuren Grausen einer Geistererscheinung kaltblütig aufnehmen, das erfordert eine heldenhafte Willenskraft und höchste Überwindung, denn es liegt in der menschlichen Natur, vor Dingen zu schaudern, an welche unsere Vernunft und unser Verstand nicht heranreicht! — Mancher Mensch, welcher gar viel Spukhaftes erzählen könnte, schweigt, um sich nicht lächerlich zu machen, und begeht dadurch einen unverzeihlichen Fehler. — Die vierte Dimension ist ein Feld des Wissens, welches mehr denn jedes andere Pioniere braucht, um es urbar zu machen und zu erforschen. — Der Humbug manch spiritistischer Veranstaltung, die Betrügereien mancher geisterbeschwörenden Hochstapler versperren leider dem ernsten Forscher den Weg und erschweren — ja vereiteln geradezu seine Bemühungen. Wollten aber zuverlässige Leute von Ehre und Gewissen den hohen Mut der Wahrheit haben, ihre Erlebnisse auf dem Gebiet des Unerklärlichen rückhaltslos

zu erzählen und aufzufordern: ‚Nun kommt ihr alle, die ihr euch dafür interessiert, und helft das Rätsel lösen!‘ dann würde wohl mancher Spatenstich gethan werden, den großen Schatz, welcher vielleicht die Wissenschaften der Zukunft birgt, zu heben!“ —

Wir alle stimmten dem Sprecher lebhaft bei, und Herr v. A. strich lächelnd den weißen Bart und sprach: „Gut, ich melde mich als Pionier! Ich gestehe, daß ich bisher auch nicht gern über Erlebnisse gesprochen habe, welche doch keinen Glauben bei dem großen Publikum gefunden hätten! Und Sie haben recht, lieber Baron, es ist für einen Kavalier eine heikle Sache, sich bespötteln und verhöhnen zu lassen! Hier aber, wo unser hochverehrter Herr Geheimrat den Anfang gemacht hat, die Wahrheit mutig auf den Schild zu heben, will ich nicht zurückstehen!“

„Bravo! — bravo! Verehrtester Herr Kommandant, haben Sie gar einen Spuk hier in der Wartburg erlebt?“

„Einen Spuk? — ja, ich persönlich glaube es, daß es sich um etwas absolut Unerklärliches handelte, aber möglicherweise finden die Herrschaften ja eine ganz einfache Aufklärung, an welche ich noch nicht dachte! — Hören Sie also kurz und bündig die Thatsache an und urteilen Sie alsdann selber, ob sie in das Register ‚Gespenstergeschichte‘ gehört!

Es ist wohl schon zwei Jahre her, als in den Privatgemächern Sr. Königl. Hoheit ein großes Ölbild hing. Dasselbe stellte eine Dame dar, von welcher man in dem

Jahrhundert, da sie lebte, manch geheimnisvolle Dinge geflüstert, ob mit Recht oder Unrecht, hat die Geschichte ebensowenig erforscht, wie bei den anderen weißen oder schwarzen Ahnfrauen, welche in alten Fürstenschlössern friedlos umherwandeln.

Die schöne Dame auf meinem Bilde jedoch hatte noch niemals Spukgelüste gezeigt, wenngleich ich öfters von Besichtigern des Gemäldes sagen hörte: Welch ein unheimliches Gesicht! Vor den Augen könnte man sich ja fürchten, so lebendig funkeln sie von der Leinewand hernieder!

Ich hatte das Bild stets voll Interesse betrachtet, ohne ihm jedoch im mindesten mehr Wohlwollen oder Abneigung zu bewahren wie irgend einem anderen.

Da war es denn an einem Wintertage, als ich auf dem beschneiten Pflaster des Hofes ausglitt und mir unerheblich den Fuß verletzte. Der Knöchel schwoll etwas an und ich legte mich frühzeitig zu Bett, um bequemer die Umschläge machen zu können.

Mein Diener, welcher mir die Handlangerdienste that, hatte sich, nachdem ich eingeschlafen, in dem Nebenzimmer angekleidet niedergelegt, die Lampe in meiner Stube aber brennen lassen.

Ich mochte geraume Zeit geschlafen haben, als mich ein Gefühl weckte, als ob jemand eine recht kalte, schwere Hand auf die meine lege. Ich schrak empor und starrte um mich her. Das Zimmer war hell erleuchtet und vor mir stand — ich rieb mir aufs höchste betroffen die Augen — die schöne, längstverstorbene Schöne jenes besagten Gemäldes.

Ich richtete mich jählings auf und glaubte im ersten Augenblick an irgend einen Scherz, den man sich mit mir machen wollte; ich griff nach den schweren Seidenfalten ihres Gewandes, welche ganz dicht vor mir glänzten — und faßte leere Luft.

Nun starrte ich betroffen in ihr Antlitz — und ich sah ihre unheimlichen dunklen Augen so stier und geisterhaft auf mich gerichtet, daß mir ein eisiger Schauder durch Mark und Bein ging.

‚Wer da?!‘ schrie ich auf, — und als die Gestalt keine Antwort gab, sondern lautlos noch einen Schritt näher schwebte und sich zu mir herabneigen wollte, da donnerten ein paar alte Kernworte von meinen Lippen. — Mit hochklopfendem Herzen, unter dem Bann eines Grauens, in welches sich die Wut mischte, riß ich den Degen, welcher stets am Kopfende meines Bettes steht, an mich, zog blank und führte einen mächtigen Hieb gegen die spukhafte Unholdin.

Ein leiser, stöhnender Schmerzensschrei. Ich sah, wie meine scharfe Klinge von oben bis unten durch die strahlende Gestalt zuckte, sie gleichsam mitten durch spaltend — und dann noch ein Wimmern — leis und verhallend, währenddem die Gestalt wie Dunst vor meinen Blicken zerrann.

Gleicherzeit stand mein Diener neben mir, mich ganz entsetzt anstarrend. ‚Sie fiebern, gnädiger Herr! — allmächtiger Gott, nach wem schlugen Sie?!‘

‚Siehst du nichts!!‘ murmelte ich ganz verstört und wischte den kalten Schweiß von der Stirn, ‚die Dame hier . . . von dem Gemälde drüben . . .‘

Der Getreue nahm statt aller Antwort meine Hand und fühlte besorgt den Puls.

Ich schüttelte ihn ärgerlich ab.

‚Narrheit! ich bin ganz gesund! ich habe auch nicht geträumt! Ich habe das Frauenzimmer wahr und wahrhaftig vor mir gesehen! — Hast du denn ihren Schmerzensschrei und das Wimmern nicht gehört, als ich nach ihr schlug?‘

Der Diener blickte sich entsetzt im Zimmer um. ‚Das schon . . . aber . . ich dachte, der Herr Baron hätten den Hund getroffen —‘

‚Thorheit, es ist gar kein Hund in der Stube!‘

‚Ja, wer soll denn aber sonst so schreien?!‘

‚Nun, die Spukgestalt, — ich sage dir's ja, Kerl!‘

‚Ein Spuk?!‘ — Er riß die Augen weit auf. ‚I das wäre doch!! — es hat doch sonst nicht hier in den Stuben umgegangen!‘

Ich hatte mich währenddessen erhoben, warf die nötigsten Kleidungsstücke über, schlüpfte in die weiten Pantoffeln und hüllte mich in den Pelz.

‚So, nimm dir auch den Mantel um, faß' die Lampe und komm mit, ich muß sehen, ob das Bild noch an Ort und Stelle hängt!‘

Der brave Kerl schien einen Augenblick etwas fatal von dieser Zumutung berührt, als ich aber sagte: ‚na wenn du dich fürchtest, dann gehe ich allein‘ — erwachte der alte Soldat in ihm, er warf hastig eine warme Joppe über und nahm die Lampe zur Hand.

Ich entzündete noch eine Laterne, welche ich selber zur Hand nahm, mit der Rechten faßte ich den Degen und schritt eilig, von einer unbestimmten Unruhe getrieben, durch die Thür voran.

Alle Schlösser, welche ich sorgfältig auf dem ganzen Wege prüfte, waren verschlossen.

Unsere Schritte hallten in den hohen, leeren Gemächern, und der Mondschein fiel durch die Fenster und beleuchtete grell weiß die einzelnen Gegenstände.

Endlich standen wir vor dem Gemälde, welchem unsere Wanderung galt.

Es kostete mich eine thatsächliche Überwindung, es anzusehen.

Ich hielt den Arm mit der Lampe hoch, gleichzeitig aber entfuhr ein Schrei höchster Bestürzung meinen Lippen, welcher bei meinem Diener ein Echo fand.

Das Gemälde war von oben bis unten, wie durch einen scharfen Säbelhieb, gespalten!

Sprachlos starrten wir das Unfaßliche an.

Mein Blick schweifte scheu zu den Augen des Gemäldes empor. Es waren dieselben Augen wie ich sie stets auf dem Bilde und vorhin bei der Erscheinung gesehen, — und doch waren sie anders geworden, nicht mehr so grell — so lebendig funkelnd, jetzt blickten sie erloschen ins Leere, wie das gebrochene Auge einer Toten.

Ein unbeschreibliches Gefühl überkam mich. Das Gefühl unaussprechlich banger, unheimlicher Hilflosigkeit, welche umsonst nach Erlösung sucht.

Stumm winkte ich dem Diener und schritt zurück, trotz meines warmen Pelzes fror ich bis in das Mark hinein.

Am nächsten Morgen stellte ich die umfassendsten Untersuchungen an. Sie blieben resultatlos.

Das Bild hing, von scharfem Schnitt mitten durchgeteilt, als ungelöstes Rätsel vor unser aller Augen. — Nun, meine Herrschaften, hatte ich in jener Nacht nur geträumt?!" —

Tiefe Stille. Auch wir froren plötzlich, so daß wir uns enger noch aneinander schmiegten.

Der Geheimrat wiegte nachdenklich das Haupt.

„Verzeihen Sie dem Arzt eine Frage. Sie haben das Außergewöhnliche in heller Vollmondnacht erlebt; wissen Sie bestimmt, daß Sie nicht mondsüchtig sind? — Wäre es der Fall, so ließe sich Ihr Abenteuer dadurch erklären. Sie würden in nachtwandelndem Zustand den Weg zu dem Bild zurückgelegt haben, würden dasselbe in der Wahnvorstellung einer Erscheinung angegriffen und durchschlagen haben!"

Herr v. A. schüttelte den Kopf. „Diesen Gedanken haben wir bereits erörtert. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß ein Nachtwandler so viele richtige Thürschlüssel an einem Bund heraussucht, wie es zu dem fraglichen Weg nach dem Gemälde notwendig war; auch hätte ich bei meinem schmerzenden Fuß, bei strenger Kälte nicht so lange gehen können, ohne zu erwachen. Außerdem war ich niemals mondsüchtig, und wäre auf jeden Fall von dem Diener bemerkt worden, dessen Zimmer ich passieren

mußte. Auch hörte der Diener alle Worte, die ich zu der Erscheinung sprach, und sah, wie ich den Hieb führte. Dieser ist also ohne jeden Zweifel von meinem Bett aus geführt worden. Wäre noch ein Bedenken, so würde der Schrei, welchen der Spuk ausstieß, und das leise Wimmern, welches von uns beiden, dem Diener und mir, gehört wurde, jeden Zweifel an dem Schauplatz des Ereignisses ausschließen. Wir haben schon jedwede Möglichkeit, welche das Erlebnis auf natürliche Weise erklären könnte, in Betracht gezogen, ohne jedoch den mindesten Anhalt für diese oder jene Auflösung zu finden!"

Wir besprachen das Gehörte noch eine Zeit lang, ohne zu günstigerem Resultat zu gelangen, bis Herr v. A. abermals das Wort nahm.

„Wenn es die Herrschaften interessiert, kann ich mit noch einem zweiten Erlebnis aufwarten, welches seinerzeit viel besprochen und auf die verschiedenste Weise ‚gelöst' wurde, ohne daß jedoch thatsächliche Beweise erbracht werden konnten. Ich will mich auch diesmal auf den neutralen Standpunkt in dieser Kriegsfrage stellen und die Sache so erzählen, wie ich sie persönlich erlebt habe.

Da war ich denn eines schönen Sommertages nach heiterm Abendbrot im Kreise guter Freunde, an welchem jedoch dem Wein keineswegs tapfer zugesprochen war, aus der Restauration hier heimgekommen und hatte mich zur Ruhe begeben.

Ich war auch bald recht fest und tief eingeschlafen,

als ich durch das Geräusch meiner knarrenden Thüre geweckt wurde.

Mein Diener stand halb angekleidet vor mir und meldete in wichtigem Flüsterton, daß in der Waffenhalle eingebrochen werde. Mit einem Satz war ich aus den Federn und legte die notwendigsten Kleider an.

‚Wer meldet es?‘ fragte ich atemlos.

‚Der Wächter hat ein Klirren und Poltern gehört und behauptet, es rühre von Dieben her!‘

‚Hat er die Außenthür untersucht, ob sie geöffnet war?‘

‚Jawohl, sie ist aber fest verschlossen. Die Kerls müssen durch die Fenster eingestiegen sein!‘

‚Na nu! das soll mir mal einer vormachen!! Aber gleichviel, abfassen wollen wir die Burschen schon!‘

Ich eilte, ohne im Eifer an eine Waffe zu denken, zur Thür hinaus und traf auf dem Hof den Wächter, welcher mit allen Zeichen der Ungeduld mir entgegenkam.

‚Sie scheinen an die Rüstungen zu gehen!‘ flüsterte er mir zu, ‚gewiß die beiden blonden Engländer, die dem Führer gestern so verdächtig vorgekommen sind!‘

‚Wohl möglich. Haben Sie den Posten benachrichtigt?‘

‚Befehl.‘

Ich sann eine Sekunde. Dann entwarf ich folgenden Schlachtplan.

Auf einem Umweg wollte ich mich mit dem Diener auf die Galerie der Waffenhalle schleichen, um die Diebe zu beobachten und dieselben möglicherweise zu erkennen,

falls sie durch die Fenster flüchten sollten, wenn Wächter und Posten durch die Thür eintraten.

Wir wollten einen gewissen Vorsprung haben und die Flüchtenden durch überraschenden Anruf — von der Fensterecke her — irreführen.

Gesagt, gethan.

Wächter und Posten stellten sich an der Außenthür auf, um nach etlichen Minuten, wenn sie mein ‚Wer da' gehört, einzudringen.

Behutsam schleichen wir die Treppe empor und lauschen an der Thür, welche auf die Galerie der Rüsthalle führt.

Richtig, ein Stampfen, Klirren — und doch kein Aufdröhnen, wie von wuchtigem Schritt, der Dieb schlich auf leisen Sohlen.

Kaum zügelten wir unsern Eifer.

Behutsam — so lautlos wie möglich öffneten wir und schlichen im Dunkel der niederen Loge vorwärts.

Bequem überschauten wir den Saal.

Es war eine helle Nacht, der Mondschein fiel in vollem Glanz durch die hohen Fenster und blinkte in den Waffen und Rüstungen, welche voll feierlicher Würde ringsum ergleißten.

Unser Blick aber schweifte ungeduldig umher, die Einbrecher zu entdecken.

Überrascht starrten wir in den Saal hinab.

Das Roß, welches sonst die mächtige Rüstung Kunz von Kaufungens trug, stand reiterlos, der geharnischte Ritter aber lehnte neben dem Pferd und wandte sich

just, mit klirrenden täppischen Schritten durch die Breite des Saales zu gehen.

Aufs höchste verdutzt starrten wir den überraschten Dieb an, welcher sich die Mühe nahm, die Rüstung erst noch anzulegen, ehe er sie stahl.

Noch dachten wir an alles andere eher, wie an einen Spuk.

Atemlos vorgebeugt verfolgten wir den Ritter Kunz, wie er klirrend nach dem Fenster schritt.

Dasselbe war merkwürdigerweise noch geschlossen und der Einbrecher schien auch gar keine Eile zu haben, es zu öffnen und mit seiner wuchtigen Beute zu entfliehen.

Er schwang sich mit seltsam steifer Bewegung auf das Fensterbrett, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Fensterwand und verharrte regungslos, wie in tiefem Schauen der mondbeglänzten Landschaft versunken.

Ich war sprachlos über eine solch unerhörte Frechheit.

Der Gedanke durchzuckte mich plötzlich, daß wir es nicht mit einem Dieb, sondern irgend einem Phantasten zu thun haben könnten, welcher hier ein kleines Ritteridyll träumen wollte.

Ein paar Engländer hatten sich durch ihr Benehmen auffällig gemacht, — war es unwahrscheinlich, daß einer der Tollköpfe sich in der Halle hatte einschließen lassen, um sich dem vollen, nervenreizenden Zauber einer ‚Mitternacht zwischen den Manen alter Recken und Helden' hinzugeben?

Was wäre einem Engländer unmöglich?!

Ich will mir also den Burschen genau ansehen und entdeckte erst jetzt, zu meinem noch größeren Staunen, daß er das Visir des Helmes geschlossen hat.

Regungslos sitzt er, und da reizt mich das Verlangen, dem kühnen Jüngling doch einen kleinen Schrecken einzujagen.

Er wähnt sich ganz allein in der Halle, — er soll glauben, daß die Stimme des ergrimmten Ritters Kunz, dessen ehrwürdiges Eisenkleid er zu einer Maskerade entwürdigt, ihn höchstselbst zur Ordnung ruft.

Mit möglichst unheimlicher, dröhnender Stimme schmettere ich jählings ein Wort auf ihn herab.

‚Heda — Erbärmlicher! — Wer bist du?!‘

Ehrlich gestanden hatte ich erwartet, daß John Bull vor Schrecken mindestens die Balance verlieren würde, — aber siehe da — zu unserm namenlosen Staunen sitzt die eiserne Gestalt regungslos, ohne auch nur mit einem Glied zu zucken, auf dem Fensterbrett.

Ein Gemisch von Ärger und Anerkennung für solch gute Nerven und solch kaltblütige Unverschämtheit überkam mich.

‚Herunter vom Fenster!‘ kommandierte ich.

Die Gestalt machte eine leichte Bewegung mit dem Haupt, daß die Helmdecke im Mondlicht aufblitzte, aber sie verharrte regungslos, wie angeschmiedet.

In demselben Augenblick knarrte der Schlüssel, die Außenthür sprang auf und mit der Laterne in der Hand drangen Wächter und Posten ein.

‚Da sitzt er am Fenster!‘ schrie mein Diener, welchem auch die Galle in das Blut getreten war. ‚Auf ihn! — haltet ihn! —‘

Beide Männer schritten hastig der geharnischten Gestalt entgegen.

Ungefähr fünf Schritt von ihr entfernt stutzten sie einen Augenblick, wie es schien vor Überraschung, den Einbrecher im Eisenkleide des Ritters Kunz zu erblicken.

Da erhob die Gestalt auf dem Fensterbrett wie in drohender Abwehr den Arm und der eiserne Handschuh fiel klirrend zur Erde.

‚Er hat keine Hand!‘ stieß der Wächter jäh hervor.

Wir blickten auf die Rüstung. Die Armschiene hielt die Gestalt noch erhoben, aber man sah deutlich im hellen Mondlicht, daß weder Arm noch Hand darunter lagen.

In demselben Augenblick schlug mit leis klirrendem Laut das Visier zurück — und anstatt ein Gesicht dahinter zu erblicken, sahen wir nichts, der Helm war leer.

Der Wächter und mein Diener stießen einen Schrei des Entsetzens aus, — der Posten sprang einen Schritt vor und stieß mit dem Bajonett nach der Rüstung. Sie fiel rasselnd vorn über und wie von einer Panik erfaßt, in wildem, fassungslosem Entsetzen stürzten die beiden Männer nach dem Hof zurück.

Das Ganze spielte sich sehr schnell in wenigen Sekunden ab, und als ich mich von meiner ersten Überraschung erholt, stürmte ich die Stiege hinab, persönlich den Ort der That zu erreichen.

Im Hof standen kreidebleich und an allen Gliedern bebend die beiden Männer.

‚Ein Spuk, Herr Kommandant! — ein Spuk!‘ stöhnten sie auf.

‚Narrheit!‘ wetterte ich, ‚ein infames Possenspiel! Man hat die Rüstung auf das Fenster gesetzt, um sie bequemer stehlen zu können, und die Diebe halten sich in der Halle verborgen, weil sie uns vorhin schon auf dem Hofe gehen und sprechen hörten!‘

Diese Erklärung schien den Mut der Geängstigten neu zu beleben.

‚Marsch, vorwärts! wir wollen die Halle absuchen!‘ rief ich und trat energisch durch die Thür.

Die Männer folgten.

Mein erster Blick flog nach dem Fenster, wo die Rüstung gesessen. Es war leer, das Eisenkleid aber lag, in all seine einzelnen Teile gelöst, so wie es herabgesunken war, an der Erde.

Die Aufregung ließ vorerst kein Grausen aufkommen, — ich brannte darauf, ein menschliches Wesen in der Halle versteckt zu finden.

Wir suchten und leuchteten alles ab; vergeblich, leer — öde — grabesstill.

Meine Begleiter wagten kaum zu flüstern.

‚Wir finden niemand, Herr Kommandant, die Sache ist nicht mit rechten Dingen zugegangen!‘ beharrte der Wächter.

Wir traten auf den Hof zurück und verschlossen sorgfältig die Thür.

‚Das war ein wirklicher und wahrhaftiger Spuk!‘ atmete der Posten schwer auf, ‚die Rüstung hat sich bewegt, und es steckte doch niemand darin!‘

‚Wir haben sogar gesehen, wie die eiserne Gestalt durch die ganze Halle hindurch nach dem Fenster geschritten ist!‘ bekräftigte mein Diener.

‚Natürlich! weil da noch ein Kerl drinnsteckte!‘ sprach ich ärgerlich, mit dem festen Vorsatz, keine Spukgeschichte unter den Leuten aufkommen zu lassen, ‚ich habe beobachtet, daß ein Schatten unter dem Fenster hinhuschte und sich seitwärts im Dunkel hielt. Man konnte von dort die Rüstung ungesehen anstoßen und somit ihre Bewegungen hervorrufen. Unsere Verwirrung hat der Gauner von einem Engländer benutzt, sich bis dicht an die Thür zu schleichen, und während wir die Halle absuchten, ist er hinaus entwischt. Es war thöricht, wir hätten die Thür besetzen sollen.‘

‚Ja, es wird wohl so ein Engländer gewesen sein!‘ nickte der Posten, ‚die haben ja immer was bei der Burg zu schaffen, gestern saß schon wieder einer im Hof und malte sie ab, — da hat er sich wohl mehr die Schlüssellöcher besehen wie die Mauern!‘

Ich stimmte lebhaft zu. ‚Morgen wird sich schon alles aufklären!‘ beruhigte ich den Wächter, ‚nun legt euch aufs Ohr und schlaft; der Morgen graut, und für diese Nacht sind wir wohl vor Dieben sicher.‘

Wir trennten uns und ich ging in mein Zimmer. Aber schlafen konnte ich nicht. Den Schatten, von welchem

ich den Leuten zur Beruhigung gesprochen, hatte ich nicht huschen sehen, im Gegenteil, ich hatte die eiserne Gestalt auf das schärfste beobachtet und würde jeden heiligsten Eid geleistet haben, daß ihre Bewegungen durchaus eigenwillige und nicht durch fremdes Anstoßen gemachte waren.

Je mehr ich mir jetzt, bei ruhigem Nachdenken, die Sache überlegte, desto rätselhafter und unbegreiflicher wurde sie mir. Meine Worte, mit welchen ich die entsetzten Männer beruhigt, waren Unsinn, denn unbemerkt aus einer eisernen Rüstung schlüpfen, welche man so fest angelegt hatte, daß man darin die Länge einer Halle durchschreiten konnte, war ein absolutes Unding.

In meinem Eifer, den Dieb zu erkennen, hatte ich jede Regung der Gestalt fest im Auge behalten, sie hatte sich unverzüglich auf das Fensterbrett gesetzt und war dort ohne besonderes Rasseln oder Klirren sofort sitzen geblieben.

Hätte man sich aber einer Rüstung, welche aus vielen einzelnen Teilen bestand, entledigen und sie alsdann in vollem Zusammenhang auf dem Fensterbrett aufbauen wollen, so wäre dies eine Arbeit gewesen, an welcher ein Mensch eine lange Zeit zu thun gehabt hätte, und zwar mit Benutzung all seiner Gliedmaßen, ohne sich dabei bis zur Unsichtbarkeit verborgen halten zu können.

Nach meinem unerklärlichen Erlebnis mit dem Gemälde hielt ich gespenstische Erscheinungen für kein Märchen mehr. Und der Ritter Kunz von Kaufungen, welchen ich

soeben hatte durch die Rüsthalle schreiten sehen, war nun und nimmer von Fleisch und Bein gewesen.

Ich vergegenwärtigte mir seine marionettenhaften, wunderlich steifen, bei aller Täppigkeit dennoch schwebend, geräuschlosen Schritte. Die Rüstung hatte dabei geklirrt und gerasselt, aber die Erschütterung eines schweren, menschlichen Schrittes hatte ich nicht gehört. In meiner Erregung war mir das nicht aufgefallen, jetzt, nachdem ich alle Geschehnisse noch einmal im Geiste durchging, achtete ich darauf.

Aber seltsam, was sollte wohl Kunz von Kaufungen veranlassen, plötzlich wieder in seine Rüstung zu steigen und voll beinahe lyrischer Schwärmerei noch einmal hinaus in das Thüringer Land zu träumen?

Ich wußte so wenig von dem Ritter, — nur die weltbekannte Thatsache des Prinzenraubs, über sein Leben und Sterben entsann ich mich, nicht viel gehört zu haben.

Jetzt interessierte ich mich dafür. Ich holte mir ein Geschichtswerk und schlug nach.

Kunz von Kaufungen starb auf dem Schafott am 14. Juli 1455.

Seltsam, — auch im Juli. Und welches Datum hatten wir heute? — Ich blickte auf den Kalender. Es war die Nacht vom 14. zum 15. Juli.

Da lief mir ein eisiger Schauer den Rücken herab, — ich atmete auf, als die ersten Sonnenstrahlen durch das Fenster fielen.

Sie haben recht, Herr Geheimrat, wenn Sie sagen: die Menschen schweigen oft über spukhafte Erlebnisse, um sich nicht lächerlich zu machen.

Als am folgenden Tag die nächtliche Begebenheit ruchbar wurde, stürmte Alt und Jung zur Wartburg. Da hörte ich fast ununterbrochen die spottende, lachende, übermütige Frage meiner Bekannten: ‚Alle Wetter, A.! jetzt soll es ja gar auf der Wartburg spuken? Wird nun das Entree etwa erhöht?‘

Ich ärgerte mich. Alles ziemt sich nicht für alle.

‚Unsinn, — ein paar Engländer haben sich einen Scherz gemacht, — die Sache soll aber totgeschwiegen werden‘, antwortete ich und schnitt dadurch alle weiteren Erörterungen eines Themas ab, welches ich ungern in frivoler Weise verlacht sah.

Und dieser Engländerglauben hat sich erhalten und soll sich auch so lange weiter erhalten, bis Kunz von Kaufungen noch einmal erscheint und selber sein Geheimnis ruchbar macht. Bis jetzt hat er es noch nicht gethan, und obwohl ich jede Nacht vom 14. zum 15. Juli die Rüsthalle nächtlich beobachtet habe, so ließ sich doch nichts Verdächtiges wieder hören. Das Bajonett des Soldaten mag den schwermütigen Träumer doch wohl allzu ungastlich berührt haben.

Ich freue mich der Geisterruhe in der Burg, denn es ist in vielen Dingen unangenehm, gegen Furcht und Feigheit kämpfen zu müssen. Ich hoffe, daß es auch in Zukunft still in der Rüsthalle bleibt. — Und daß ich

Ihnen heute so indiskret aus der Schule plaudere, das verschuldete der Herr Geheimrat mit seiner geharnischten Rede. Nun haben wir in unserm kleinen Kreise schon verschiedentliche Zeugnisse aus hochachtbarem Munde gehört, welche zu ernstem Denken anregen, und doch bin ich überzeugt, daß unter den Herrschaften noch verschiedene sein werden, welche den Kreis dieser Erfahrungen bereichern könnten. Nun, Herr Oberst? Sie sehen mir just so aus, als ob auch Sie etwas Selbsterlebtes erzählen könnten?"

Der alte Pensionär mit dem heitern, frischwangigen Gesicht und dem martialischen Schnauzbart nickte ein wenig zögernd:

„Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen!" sagte er, „ich persönlich bin zwar noch nie von einem Gespensterbesuch beehrt worden, aber ich stelle statt meiner einen noch zuverlässigeren Gewährsmann, welcher mit Wort und Handschlag recht seltsame Erlebnisse beglaubigt hat, — meinen Vater.

Derselbe starb als hochbetagter Mann in einer nordischen kleinen Residenz, in welcher er eine höhere Stellung bei Hofe bekleidete.

Als heranwachsender Jüngling that er oft Pagendienste im Schloß, wenn zu Ehren auswärtiger Fürstlichkeiten große Feste veranstaltet wurden.

In diesem Schlosse nun sollte es seit grauen Zeiten spuken, und zwar wurde der seltsame kleine Geist als winziges, zwerghaftes Männchen geschildert, welches als treuer Hüter über das geliebte Fürstenhaus wachte.

Laut der Sage erschien der Kleine bei besonderen Veranlassungen. Hatte er ein frohes und beglückendes Ereignis anzumelden, so erschien er in weißer Kleidung, zeigte er Feuer oder Kriegsnot an, sah man ihn in feuerrotem Gewande, und galt es gar einen Todesfall im Herrscherhaus zu verkünden, so sah man ihn in schwarzem Mantel und spitzem, schwarzem Hütlein trübselig in einer Ecke kauern.

Gar viele Menschen in der Residenz wußten von dem Erscheinen des kleinen Gesellen zu erzählen, Schildwachen, Bedienstete des Schlosses, Hofdamen und Kammerherren hatten ihn gesehen, und soweit die Tradition Jahrhunderte zurückreichte, hörte man von dem spukhaften Männchen, welches sogar eine beherzte Schildwache einst mit sich durch unterirdische Gänge geführt hatte, mit dem flehenden Ansinnen, ihm ein uraltes, verrostetes Schwert blank zu putzen.

‚Ja zum Teufel, mit was denn putzen? ich habe nichts hier!‘ hatte der Grenadier geantwortet, und bei dem bösen Wort war das Zwerglein mit einem Schreckensruf entschwunden. Der unterirdische Gang aber war durch den Vorfall entdeckt worden, — man hatte ihn zuvor nicht gekannt.

Selbstredend waren die Meinungen über den kleinen Spukgeist sehr geteilt, — viele glaubten an ihn, viele spotteten und höhnten darüber, doch hat mir eine ebenso schöne wie geistreiche Hofdame noch kürzlich versichert, daß sie ein paar Tage vor dem Tode des letztverstorbenen

Fürsten den schwarzgekleideten Zwerg in einer Nische des Korridors habe kauern sehen. Und Wesen und Charakter dieser Gewährsmännin bürgen mir vollkommen für die Wahrheit ihrer Aussage.

Auch in der Jugendzeit meines Vaters war oft von dem Schutzgeist des Schlosses die Rede, weidlich bespöttelt von uns übermütigen Jungens, die wir es sehr unter unserer Würde hielten, an ‚solche Ammenmärchen' zu glauben.

Da ereignete es sich, daß die liebreizende Tochter des regierenden Herrn sich mit einem ausländischen Prinzen verlobte und die Vermählungsfeier mit großer Pracht begangen wurde.

Auch die Pagen wurden zur Dienstleistung befohlen, und glückselig der goldenen Zeit, welche ihrer harrte, stürmten sechs der jungen Leute, darunter auch mein Vater, die hohe Turmtreppe empor, denn der vielen Gäste wegen hatte man den Pagen die fernsten Turmstübchen einräumen müssen.

Es galt in fliegender Eile die Galauniform anzulegen, um rechtzeitig am Portal zu harren, wenn der Brautzug sich zum Gang in die Kapelle rüstete.

Unter Lachen und Scherzen wurde die Toilette beendet, und nachdem der Spiegel noch einmal die strahlenden, hochgeröteten Gesichter unter dem Federbarett gezeigt hatte, ertönte auch schon drunten im Treppenhaus die Stimme des Hofmarschalls, welcher ungeduldig nach den saumseligen Junkerlein rief.

‚Wir kommen!‘ hallte es im Chorus zurück, und die fröhliche Schar stürmte zur Thür. Allen voran mein Vater und sein Freund, ein Herr v. B.

Kaum aber, daß die beiden den Flur betreten haben, prallen sie, aufs höchste betroffen, zurück.

Dicht vor ihnen, auf dem Rand eines Kamins sitzt eine kleine, zwerghafte Gestalt im weißglänzenden Seidenmäntelchen, mit einem spitzen weißen Hütchen keck auf dem Ohr, auf welchem drei ebensolch farbige Federn nicken, und einem uralten, verhutzelten Gesichtchen, welches aber so vergnügt und heiter blickt und die Pagen so verschmitzt anblinzelt, daß es gar nichts Geisterhaftes an sich hat.

Und doch stehen die Jungens wie gelähmt vor Entsetzen und starren das Männlein mit zitternden Gliedern an.

Die anderen drängen nach — auch sie sehen den Zwerg und schauen ihm mit weitaufgerissenen Augen sprachlos in das lachende Gesichtchen.

Da ruft der Hofmarschall abermals, und zwar recht ungnädig.

Die Pagen aber stehen wie ein Häuflein geängstigter Küken und keiner wagt sich an dem Spuk vorbei!

Das Männchen aber reibt sich die Hände und kichert und nickt.

‚Pagen herzu! — Die Gäste betreten bereits den Saal!‘ donnerte drunten die Stimme eines diensthuenden Offiziers.

Da lacht der Zwerg schrill auf, thut einen Luftsprung

und ist droben im Kamin verschwunden, die Pagen aber rasen wie scheue Rosse mit wildem Satz an ihm vorüber, ihr Erlebnis mit kreidebleichen Gesichtern drunten zu erzählen. Und bis zu seinem Tode hat mein Vater die Wahrheit des Gesagten beschworen, ebenso wie die fünf anderen Pagen es gethan haben.

Nichts konnte den alten Herrn mehr kränken, als Zweifel an diesem Erlebnis.

Aus dem Pagen wurde ein junger Kavalier, und anläßlich eines Hofballes lernte mein Vater eine reizende, junge Dame kennen, in welche er sich glühend verliebte, und welche diese Liebe auch ebenso herzlich erwiderte.

Einer Werbung stand nichts im Wege, und so feierte man bald eine Verlobung auf dem heimatlichen Gut der Braut.

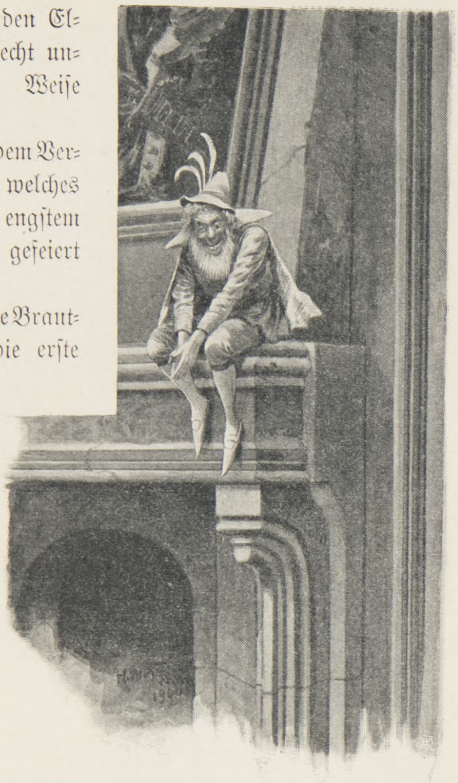
Dieses Gut zählte zu den ältesten Besitzungen des Landes und wies ein herrliches uraltes Schloß auf, um welches Frau Sage auch ihre geheimnisvollen Fäden gewoben.

Da gab es gar manche Spukstube, deren Geheimnisse noch nicht gelöst waren, obwohl beherzte Herren und Damen es schon oft unternommen hatten, das gespenstische Klopfen, Rascheln, Hin- und Herschreiten, das Gläserklingen und Waffenklirren zu entlarven, — leider immer vergeblich.

Auch der Hexenkeller hatte entsetzliche Dinge um Mitternacht zu offenbaren, aber dies alles war nichts gegen einen ganz besonders unheimlichen Spuk, dessen Bekannt-

schaft meine beiden Eltern leider in recht unheilverkündender Weise machen sollten.

Es war nach dem Verlobungsdiner, welches sehr feierlich in engstem Familienkreise gefeiert worden war.



Das überselige Brautpaar benutzte die erste Stunde trauten Ungestörtseins und wandelte Arm in Arm durch den herrlichen Park, welcher im vollen Blütenduft des Frühlings, in der mildstrahlenden Nachmittagssonne vor ihnen lag. Mein Vater erzählte darüber:

Der Weg schlängelte sich durch eine wohlgepflegte Wiese, auf welcher rechts und links niedere Teppichbeete in bunten Farben prangten.

Kein Gebüsch, kein Baum in nächster Nähe, nur der weite, goldig beleuchtete Rasen, von gelben Sandpfaden durchschnitten.

Der Himmel spannte sich wolkenlos und tiefblau über uns aus, jubelnde Vögel flogen in die klare Unendlichkeit empor, und unsere junge Liebe entfaltete ihre Silberschwingen, ihnen überselig zu folgen, in phantastischem Flug bis in den offenen Himmel hinein.

Wie die Welt ringsum, waren auch unsere Herzen eitel Licht und Frühlingswonne, und wohl nie hat uns der Gedanke an Spuk und mitternächtiges Grausen ferner gelegen, als wie in jener Stunde.

Wir wandelten innig umschlungen, uns herzend und küssend, durch die wiegenden Halme, als meine Braut plötzlich mit heftigem Ruck nach rückwärts taumelte und erschreckt aufschrie: ‚O Gott, wer schlägt mich so sehr auf die Schultern!‘ —

Ich schnellte herum und sah zu meinem nicht geringen Schreck einen riesigen, schwarzzottigen Hund, welcher beide Vorderpranken auf die Schultern meiner Braut gelegt hatte. Seine Zunge hing ihm blutrot und lechzend aus dem Hals, seine Augen, seltsam rot und feurig, rollten wie in Tollwut hin und her und trafen mich mit einem Blick, welcher mir das Blut in den Adern erstarren machte.

‚Allmächtiger Gott, ein Hund! — Steh still, Liebling, rühre dich nicht!‘ keuchte ich mit schwindelnden Sinnen, fest überzeugt, daß einer der großen Hofrüden toll geworden und uns überfallen habe.

Und keine Waffe zur Hand, als wie mein kleines Taschenmesser!

Blitzschnell fuhr meine Hand in den Rock, es zu suchen, und während ich noch mit bebenden Fingern darnach taste, zerrinnt der Hund plötzlich wie flüssiger Nebel vor meinen Augen und ist ebenso jählings verschwunden wie er gekommen.

Wie gelähmt vor Überraschung, mit verstörtem Blick starre ich um uns her.

Still und einsam liegt die weite Rasenfläche im Sonnenlicht, — kein Hund nah und fern zu sehen, keine Katz-, keine Fußspur im Sand, und nirgends ein Busch oder Baum, hinter welchem er hätte entwichen sein können.

Kalter Schweiß trat auf meine Stirn, — mir war's zu Sinnen wie einem Menschen, welchem man plötzlich einen Schlag vor die Stirn versetzt. Aber ich hatte keine Zeit zum Überlegen.

Mit tiefem, schmerzvollem Aufseufzen richtete sich mein Bräutchen auf und sah mir mit todbleichem Antlitz in die Augen.

‚Du hast einen großen, schwarzen Hund gesehen?' fragte sie mit zitternden Lippen.

‚Ja gewiß, ganz deutlich! ein Scheusal von einem Köter!' rief ich mit verzweifelter Anstrengung, meiner Erregung Herr zu werden und die Sache womöglich in das Scherzhafte zu ziehen. ‚Das muß ich sagen, ihr habt eine nette Sorte von Parkwächtern! Schnell wie der Blitz sind sie da und ebenso schnell wieder weg!

Armes Herzlieb, du bist ja ganz elend vor Schreck! Komm schnell, — wir holen uns einen Cognac und einen Knüppel, um dem schwarzen Bengel mal gehörig das Leder zu versohlen!'

Ich wollte dazu lachen, aber ich konnte es nicht. Laut aufschluchzend warf sich meine Braut an meine Brust und umschlang mich krampfhaft mit den Armen!

‚Unglück! — Unglück!' schluchzte sie ganz verzweifelt, und als ich ihr Köpfchen zurückbog und ihr fragend in die thränenüberströmten Augen blickte, richtete sie sich plötzlich energisch auf und murmelte: ‚Unsinn . . es ist ja ein Aberglauben — bitte, sprich zu keinem . . .'

Weiter kam sie nicht. Sie verstummte jählings, griff mit den Händen in die Luft, taumelte . . und sank bewußtlos in meinen Armen zusammen.

Gleicherzeit hörte ich Stimmen und rief laut um Beistand.

Der Gärtner mit seinem Gehilfen sprangen herzu.

‚Schnell, Wasser —! Holen Sie Hilfe aus dem Schloß! Das gnädige Fräulein hat sich so sehr über einen schwarzen Hund erschreckt . . .'

‚Einen schwarzen Hund?' schrie der Gärtner auf, ‚Allmächtiger! . . haben Sie ihn gesehen?' Er hob die Hände wie in beschwörender Angst, aber ich wies ihn ungeduldig fort —: ‚schnell doch! Wasser!'

Er stürmte davon, — sein Gehilfe aber stand noch wie die personificierte Furcht und ließ die Blicke voll scheuer Eile in die Runde gehen.

„Hier war er, am hellen Tage?“ stammelte er.

„Holen Sie die Jungfer!“ herrschte ich ihn mit gedämpfter Stimme an.

Er gehorchte — wie es mir schien mit einem Gefühl der Panik — und während ich voll verzehrender Angst die Ohnmächtige so bequem wie möglich an meine Brust bettete, folterte mich die Frage: Was ist's mit dem Hund? — es war keiner von Fleisch und Blut, — ich sah ihn vor meinen Augen wie eine Rauchwolke zergehen —! Ein Spuk? Am hellen, lichten Tag ein Spuk? — Er schien auch bekannt im Schloß, das Entsetzen des Gärtners bewies es.

Endlich kam Hilfe.

Meine Schwiegermama, die Schwägerin und hinter ihr weibliche Dienstboten.

Alle sahen verstört und leichenfahl aus.

Aber niemand sprach, lautlos bemühten wir uns um die Erkrankte, welche, Gott sei Lob und Dank, bald die Augen aufschlug.

Was ich aber gelitten, als ich in ihr marmorbleiches, lebloses Antlitz schaute, das kann keine Sprache der Welt ausdrücken. Wie eine furchtbare, qualvolle Ahnung überkam es mich und ließ mein Herz still stehen vor Schmerz und Entsetzen.

Es kostete mich viele Mühe, bis ich erfuhr, welche Bewandtnis es mit dem schwarzen Hund habe.

Niemand wollte mit der Sprache heraus, man suchte scheue Ausflüchte oder leugnete die Existenz des Spukes

ganz ab, und doch sah ich es in jeder Miene, in jedem Blick, daß man sich bemühte, mir ein beunruhigendes Geheimnis zu verbergen.

Schließlich war es meine Braut selbst, welche mir Aufschluß gab.

Sie war ruhig und gefaßt, voll süßer, hingebender Liebe und Treue.

‚Mag es kommen wie es will, ich gehöre dir, ich bleibe dir treu im Leben und Sterben.‘

Und dann erzählte sie mir von dem Spuk, welcher schon seit Jahrhunderten die Seelen der Schloßbewohner ängstigte.

Sein Erscheinen verkündete Unglück und Tod. Mit Vorliebe erschien er jungen Bräuten, welche in der Ehe nicht glücklich werden, oder frühzeitig sterben sollten.

Zuletzt hatte ihn Tante Clementine an ihrem Hochzeitstage gesehen. Ihre Ehe wurde schon nach zwei Jahren wieder geschieden.

Dann erschien er dem Großvater vor dem Tode, ebenso vielen Bediensteten des Schlosses, wenn ihnen Tod oder sonst ein Unglück bevorstand.

Als der alte Teil des Schlosses vor wenigen Jahren abgebrannt war, hörte man die Nacht zuvor das entsetzliche Heulen eines Hundes darin, und zwischen den Flammen wurde er selber in einem Fensterbogen sichtbar.

Der Mann, welcher ihn zuerst sah und die Leute darauf aufmerksam machte, wurde eine Stunde später von einstürzendem Mauerwerk erschlagen.

Wohl hörte ich diesen Bericht der Geliebten mit schmerzzuckendem Herzen, aber ich nahm allen Mut und alle Zuversicht in Gottes Treue und Gnade zusammen und redete meinem Bräutchen Mut ein.

Wir wollten uns unser junges Glück nicht durch thörichte Märchen trüben lassen! Wer sagte es denn überhaupt, daß wir den wirklichen Spukhund gesehen hatten? Auf dem Hof gab es genug schwarzzottige Hunde, z. B. einen Bernhardiner, welchen ich den Schloßbewohnern mit Bestimmtheit als den von mir gesehenen bezeichnete.

Ich that alles, um den Bann der Gespensterfurcht von den Gemütern zu nehmen, verschwieg, daß der Hund vor meinen Augen verschwunden war, sondern behauptete, er sei über die Wiese nach dem Schloß zurückgejagt.

Außerdem versicherte ich, müsse jedes Unglück nur mich treffen, da ich ja den Verkündiger desselben ganz allein gesehen hatte!

Dies leuchtete schließlich allen ein, und weil ich eine durchaus heitere und sorglose Miene zur Schau trug und standhaft den guten Bernhardiner auf dem Hof den ‚Spuk' nannte, verlor sich allmählich der unheimliche Eindruck und wir verlebten eine glückliche Brautzeit.

Ehrlich gestanden habe ich aber namenlos unter der Heiterkeitskomödie, welche ich spielte gelitten, und manch lange Nacht wälzte ich mich schlaflos auf meinem Lager, mit vollem Grausen und Entsetzen in der Rückerinnerung an den unerklärlichen und schauderhaften Spuk lebend.

Unsere Hochzeit wurde gefeiert, — wir verlebten ein

Ehejahr, welches vollkommen an Glückseligkeit gewesen wäre, hätte nicht der Gedanke an den gespenstischen Hund doch immer wie ein Alp meine Brust belastet.

Meine kleine Frau schien gar nicht mehr daran zu denken, sie sprach nie darüber, war stets heiter und guten Muts, und ich hoffte, daß die neuen Verhältnisse und die neue Umgebung ihren guten Einfluß nicht verfehlen würden.

Zwei Tage, bevor unser Söhnchen geboren wurde, richtete sie sich plötzlich nachts im Bett auf.

‚Ein Hund bellt ununterbrochen und läßt mich nicht schlafen!‘ sagte sie ärgerlich.

Obwohl ich nichts hörte, sagte ich doch ebenso ärgerlich: ‚Es ist Leutnant v. M.s Bulldogge, welche der Hauptmann nebenan in Pension genommen, so lange M. verreist ist.‘

Ich ging auch pro forma an das Fenster und schimpfte in den Hof.

‚So, nun wird's Ruhe geben, — der Bursch nimmt ihn in den Stall! — Schlaf ein, mein Liebling.‘

Und die kleine Frau schlief sanft und ruhig ein, ich aber lag mit fiebernden Schläfen die ganze Nacht über wach. Ich hatte keinen Hund bellen hören — und ein eisiger Schauer schlich sich mir in das Herz.

Nach acht Tagen lag meine unbeschreiblich geliebte Frau auf der Totenbahre. Als ich ihr, halb wahnsinnig vor Schmerz, die treuen Augen zudrückte, erscholl vor dem Fenster das laute, klagende Geheul eines Hundes.“

Der Sprecher schwieg und strich langsam mit der Hand über die Augen.

Wir saßen stumm und regungslos, durchschauert von dem heimlichen Grausen, welches uns allen an das Herz geschlichen war.

„Huhuhu" heulte draußen der Wind, und die Wetterfahne kreischte im Kampf mit dem Sturm.

Der Kellner trat in das Zimmer und meldete, daß ein Wagen für den Herrn Geheimrat besorgt würde.

Das brach den Bann, in welchem unsere Seelen noch gelegen.

Das Gespräch wurde abermals aufgenommen und auch die Erscheinung des Hundes auf alle nur denkbare Weise zu erklären gesucht.

Ohne Erfolg, denn der Erzähler konnte jeglichen Einwand sofort widerlegen.

„Ich habe auch einmal die Erscheinung eines Tieres gehabt", sagte der Geheimrat, „aber mir in meiner Eigenschaft als Arzt dieselbe sogleich als Alpdruck erklärt."

„Ich wurde an dem kältesten aller Winterabende auf ein Gut hinaus geholt, wo einem Jäger bei der Saujagd ein Unfall zugestoßen war. Die ganze Jagdgesellschaft übernachtete vollzählig in dem alten Schloß, und da die Verwundung durchaus keine bedenkliche war, so nahm das späte Jagddiner einen ebenso heiteren wie ‚feuchten' Verlauf.

Ich mußte an demselben teilnehmen, und obwohl ich sonst alle Spirituosen meide, schien mir bei dieser Kälte

ein Glas Punsch doch recht gute Dienste zu leisten. Wir saßen aber lange bei Tisch, aus einem Glase wurden mehrere, und dazu gab es viele recht schwere Speisen, Gänsebraten und Jägerkohl, Majonaise und Plumpudding — — und während des Essens erhob sich draußen ein Schneesturm, daß gar nicht an die Rückfahrt gedacht werden konnte. Ich mußte also auch in dem Schloß übernachten, wie es schien, zum Schrecken der Hausfrau, welche ihrem Gatten zuflüsterte: ‚Alle Fremdenzimmer sind besetzt! Ob ich den Herrn Doktor wohl in die Giebelstube logieren kann?‘

Der Hausherr lachte mit weingerötetem Gesicht und rief: ‚Natürlich; warum auch nicht? Herr Medizinalrat — Sie fürchten sich doch nicht vor ein paar Gespenstern?!‘ — Allgemeine Aufmerksamkeit.

Ich versicherte lachend, daß ich viel zu müde wäre, um noch Spukvisiten zu empfangen! Ich bäte gehorsamst um die Giebelstube!

‚Es spukt darin? — Donnerwetter! eine schöne, weiße Dame à la George Brown?‘ rief ein junger Offizier übermütig, ‚lassen Sie mich da schlafen! ich kann gerade so ein kleines Majorat brauchen!!‘

‚Unsinn! Weiße Dame! ein Scheusal spukt in der Giebelstube! ein riesiger schwarzer Bär mit einem roten Halsband um!‘

‚Pfui Teufel! — den gönne ich ihnen allein, Herr Medizinalrat!‘

Es wurde noch hin- und hergescherzt, — etliche Herren

wollten gern noch eine heldenhafte Bärenjagd riskieren, — aber schließlich blieb ich Sieger, und als man in der elften Stunde endlich das ‚Diner' beendete, bat ich, mich zurückziehen zu dürfen, da ich die vergangenen Nächte bei einem Schwerkranken gewacht hatte.

Die Hausfrau führte mich in die Giebelstube, versicherte, es sei ja alles Unsinn mit dem Spuk — und wünschte mir eine gute Nacht.

Ich stand in einem großen, viereckigen, nicht allzuhohen Zimmer, dessen drei runde Bogenfenster erkerartig herausgebaut waren. Die Wände waren nach altmodischer Weise königsblau gestrichen und mit weißen, rosentragenden Säulen bemalt.

Ich nahm eins der beiden brennenden Lichter vom Tisch und besah mir das Zimmer genau.

Die Möbel waren einfach und altmodisch, der große Nußbaumschrank leer. Eine Thüre führte auf den Flur, sonst befand sich kein zweiter Ausgang im Zimmer.

Als ich nach dem Tisch zurückschritt, gewahrte ich an einer der Wände eine großstrichige Kohlenzeichnung. Sie stellte einen Bär dar, welcher mit erhobenen Vorderpranken daher schreitet. Um den Hals trug er einen Ring, mit Rotstift gemalt; unter dem karikaturenhaften Bild stand ein Vers:

Ich armer Kerl schwor zu der alma mater
Und sah bisher nur nächtens einen Kater,
Die Bären band bei hellem Tag ich an,
Was ein Studiosus ja nicht lassen kann.
Zur Rache nun den angebundnen Seinen
That mir heut nacht allhier ein Petz erscheinen,

Der drückte mich — o Schreck — o große Not —
In seinen Armen beinah mausetot.
Drum eile ich — als Sühne meiner Sünden
Noch heut' die Bonner Bären abzubinden!

Vetter Heinz.

Ich lachte hell auf, besah mir den grimmen Meister Petz noch einmal genau und begann mich auszukleiden.

Ich riegelte die Thür ab und lag nach wenigen Minuten im schönsten, tiefsten Schlaf.

Aber meine Träume waren recht unerquicklich; erst stürzte ich von einem hohen Turm herab, dann fiel ich ins Wasser und war gerade am Ertrinken, als ich einen röchelnden Hilfeschrei ausstieß und erwachte. Ich sah, daß ich im Bett lag.

Von den drei Fenstern fiel heller Mondschein in das Zimmer, denn man schien in der Eile vergessen zu haben, die Läden oder Vorhänge zu schließen.

Ich vernahm ein Geräusch und wollte mich aufrichten, aber meine Glieder waren schwer wie Blei, — mechanisch richtete ich die Augen nach der Thür.

Ich sah, wie sich dieselbe langsam öffnete, wie eine große, ungefüge, schwarze Gestalt hereintappte.

Ich wollte sie anrufen, ich konnte es nicht.

Nun trat sie in den Mondschein.

Der Bär! — beim Himmel, es war der Bär!

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, — ich wollte zum Bett heraus und meinen Stock als Waffe ergreifen, — unmöglich, ich lag wie gelähmt!

Und der Bär tappt auf mich zu, — genau wie ihn

die Zeichnung an der Wand darstellte, mit erhobenen Vorderpranken und geöffnetem Rachen. Der rote Ring leuchtete an seinem Hals, aber er schien wie Blut, welches in dicken Tropfen in den zottigen Pelz hinablief.

Immer näher kam er, — nun stand er vor meinem Bett.

„Hilfe!“ wollte ich rufen, umsonst, kein Laut kam von meinen Lippen.

Das Ungeheuer neigte sich, daß sein heißer Atem über mein Gesicht strich, faßte mich mit den Pranken und preßte mich in mordender Umarmung an sich, — fester — immer fester ... ich röchelte ... die Besinnung schwand mir und dann stieß ich einen dumpfen Schrei aus. Er hallte mir selber in den Ohren, ich bäumte mich voll Verzweiflung wild auf und saß im nächsten Moment aufrecht im Bett.

Ich war allein. Ruhig und still lag die Stube im Mondeslicht vor mir, von dem Bär war keine Spur mehr zu entdecken. In kalten Schweiß gebadet waren meine Glieder. Ich griff zum Licht und entzündete es.

Die Stellen, wo der Bär mich gedrückt, schmerzten, als ob ich jede einzelne Pranke noch fühlte.

Magen, Rücken und die Seiten schienen wie zermalmt.

Ich erholte mich ein wenig, schritt nach der Thür und untersuchte sie. Sie war von innen fest verriegelt.

Ich nahm ein Glas Wasser, that drei Tropfen Salzsäure hinein und trank es.

Die Wirkung trat ein, indem der Druck nachließ, und

das bewies mir, daß sich Gänsebraten und Jägerkohl gerächt hatten.

Der beschwerte Magen zauberte mir die bösen Träume und schließlich einen regelrechten Alpdruck.

Der Anblick der Zeichnung hatte in dem Gehirn reflektiert und ließ mich nun den Bär in just derselben Gestalt als spukhaftes Traumbild erscheinen.

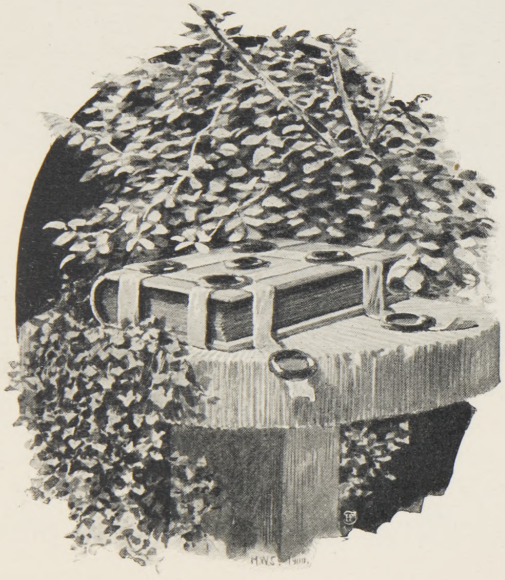
Ich bin überzeugt, daß jeder andere an ein übernatürliches Ereignis geglaubt hätte, denn es war frappant, daß auch Vetter Heinz den Bär just so gesehen hatte wie ich, — aber wer weiß, ob der Herr Studiosus nicht zuvor auch einem späten Jagddiner Ehre angethan hatte.

Auf alle Fälle war ich diesem Spuk gegenüber zu sehr der skeptische Mediziner, welcher sofort eine natürliche Lösung fand. Zwar bestritt man mir andern Morgens meine Aufklärung auf das heftigste und war in hohem Grade alteriert, daß sich der Bär auch mir gegenüber in seiner stets üblichen, so unwirtlichen Weise gezeigt. Man behauptete, nicht alle Gäste könnten doch just im Giebelzimmer an Alpdruck leiden, während die andern ‚Dineresser' sanft und süß — vielleicht mit der doppelten Portion im Magen — geschlafen hätten! — — Ich bat, die Zeichnung aus dem Zimmer zu entfernen, welche möglicherweise bei jedem Gast zu der Wahnvorstellung eines alpdruckartigen Traumes beitrage! — Man versprach es mir, aber die Tochter des Hauses hat mir schon kurze Zeit danach ein Billet geschrieben: ‚Trotz der neugetünchten Wände spukt der Bär weiter!!' — Welch ein

altes Schloß ließe sich auch mir nichts dir nichts seine Spukstube rauben?!

Ich gestehe ehrlich ein, daß ich persönlich an diesen Spuk nach dem Jagddiner nicht geglaubt habe und auch jetzt noch nicht glaube. Findet sich eine auch nur annähernd mögliche Deutung, so lasse ich dieselbe in erster Linie gelten, — und der spukende Bär war meiner Ansicht nach nur Alpdruck!"

Wir stimmten dieser Ansicht zu. In diesem Augenblick trat der Kellner ein und meldete, daß das Abendbrot serviert sei. Und der gute Appetit verscheuchte das Interesse an den unheimlichen Gestalten.



Mondscheinprinzeßchen.

Vor langen Jahren wohnte einmal ein König auf stolzer Burg am Rhein, der war bös und gottlos, kriegerisch und gewaltthätig, so daß sein Volk ihn nicht liebte, sondern nur fürchtete.

Seine Gemahlin, die schöne, liebliche Königin, gewann desto mehr die Herzen aller Armen und Unterdrückten, denn sie war fromm und gut wie ein Engel und suchte nach Kräften all die Wunden zu heilen, welche der hartherzige König schlug.

Da ward sie sehr krank und kam zum Sterben, und sie legte die Hände auf das Köpfchen ihres einzigen Töchterchens, welches in allen Dingen ihr Ebenbild war, und sprach: „Meine süße, kleine Lelja, ich muß Dich nun allein auf der Welt zurücklassen und thue es in der freudigen Zuversicht, daß meine Armen und Kranken doch nicht durch meinen Tod verwaist werden, denn du sollst künftig hier statt meiner ihr Trost und ihre Hilfe sein! Schon jetzt hast du mir brav geholfen, die Thränen zu trocknen und die verzweifelten Herzen zu trösten, du sollst es auch fernerhin thun, meinem Angedenken zu Heil und Segen!"

Die kleine Lelja weinte heiße Thränen und versprach, treulich der lieben Mutter Worte zu befolgen.

Als man die Königin begraben hatte, blieb das holde Prinzeßchen allein und verlassen in der Königsburg zurück, denn ihr Vater befand sich wieder auf einem Kriegszug, von welchem er mit reicher Beute heimzukehren hoffte.

Das war gute Zeit für sein blondlockiges Töchterchen, welche nun unbehindert alle Armen und Kranken besuchen und ihnen Speise und süße Worte des Trostes bringen konnte.

Als der König heimkehrte, fand er seine Thore von Bettlern belagert und zwischen ihnen, barmherzig und

holdselig wie ein Engel, sein Töchterlein Lelja, welche ihre Gaben austeilte.

Der König ergrimmte, jagte zornig die Armen davon und schalt und bedrohte die kleine Prinzessin, er werde sie in den tiefsten Kerker einsperren, wenn sie noch einmal zur Diebin an seinem Eigentum werde!

Da weinte Lelja bitterlich und fürchtete sich sehr, die Werke ihrer Nächstenliebe noch sehen zu lassen, aber ihrer Mutter Worte lebten in ihrem Herzen, darum konnte sie es nicht über sich gewinnen, das Elend ohne Hilfe und Rettung zu lassen.

Heimlich schlich sie sich nachts aus der Burg und beschenkte ihre Schützlinge.

Der Mond beschien ihren Weg, daß sie sich nicht verirrte, und die Prinzessin blickte dankbar zu ihm auf und lächelte ihm zu.

So kam es, daß Lelja den stillen, friedlichen Mond sehr lieb gewann, viel lieber noch wie die Sonne, welche stets drohte ihrer Barmherzigkeit zur Verräterin zu werden, — und auch der Mond schien ein ganz besonderes Wohlgefallen an dem Prinzeßchen zu finden, denn er schob jedesmal die Wolken bei Seite, wenn das geheime Pförtlein in der Burgmauer knarrte, und begleitete sie als treuer Wächter auf ihrem nächtlichen Gang.

Eines Tages erscholl Kriegsgeschrei durch das Land. Der König des Nachbarlandes, welchen Leljas Vater überfallen und beraubt hatte, kam mit großer Streitmacht gezogen, um sich zu rächen.

Und so sehr man sich auch zur Wehr setzte, die Burg ward gestürmt und Feuer in ihr Dach geworfen.

Da gellte das Kampfgeschrei schauerlich durch die stille Nacht, und die Flammen schlugen empor und verschlangen die stolzen Zinnen und Säle. In ihrer Todesangst hatte die kleine Lelja sich auf die Plattform des höchsten Turmes geflüchtet, und der Kriegslärm schallte wüst zu ihr empor; die Feinde stürmten bereits die Treppe hinauf, und die Flammen leckten schon gierig über die Mauerbrüstung.

Da sank die Prinzessin voll Verzweiflung auf die Knie nieder und flehte den lieben Gott und alle Heiligen um Hilfe an.

Kaum aber, daß sich ihre Lippen zum Gebet öffneten, teilten sich die schwarzen Wolken, der Mond trat silbern hervor und seine Strahlen spannen sich wie eine feste, breite Brücke zu dem Turm herab.

„Komm empor zu mir, du liebes, frommes Mägdlein!“ nickte der Mond freundlich lächelnd, „betritt getrost die Brücke, welche ich dir gebaut habe, und komm zu mir herauf! Ich habe jede Nacht gesehen, wie gut und barmherzig du warst, darum darf ich dir jetzt in der höchsten Not helfen, denn die Engel im Himmel beschützen die fromme Unschuld!“

Voll inniger Dankbarkeit schritt Lelja auf der silbernen Brücke dahin, und zwei lichte Engel schwebten rechts und links neben ihr auf rosigen Wolken, die stützten und hielten sie, wenn sie schwindelig werden wollte und zu fallen drohte.

„So hast auch du die Armen und Schwachen gehalten und gestützt!“ sprachen sie lächelnd, und ihre Stimmen tönten lieblich wie Harfenklang. Kaum aber daß die Prinzessin auf der wundersamen Brücke dahin eilte, tönte das Geschrei ihrer Verfolger schon auf dem Turm, und nach wenigen Minuten stürzte der stolze Bau krachend zusammen und begrub alle unter seinen Trümmern, welche noch in der Burg weilten. Lelja aber schwebte hoch empor durch die ziehenden Wolken, immer tiefer lag die Erde unter ihr, die brennende Burg erschien ihr schließlich nur noch wie ein winzig kleines Fünkchen und die höchsten Berge sahen aus wie unscheinbare Sandkörnchen. Der Mond aber kam näher und näher, und wie erstaunte Lelja, als sie nun ganz deutlich erkennen konnte, wie es auf ihm aussah!

Das, was sie drunten von der Erde aus stets für ein runde silberne Kugel gehalten hatte, das war das große, leuchtend helle Kuppeldach eines wundervollen, zauberhaft schönen Palastes. Weiße Marmorsäulen stützten es, und luftige Hallen wölbten sich darunter.

Alles funkelte und glänzte und that dem Auge doch nicht weh, denn ein mildes, bläuliches Licht flutete darüber hin und die Sterne standen ganz nah und brannten so bunt glitzernd wie das schönste Feuerwerk.

Lelja war ganz sprachlos vor Entzücken, und wagte kaum ihre Brücke zu verlassen und den Mond zu betreten.

Aber die Engel redeten ihr liebevoll zu und zu gleicher Zeit ertönte eine himmlische Musik und viele kleine Elfchen eilten ihr voll Jubel mit ausgebreiteten Ärmchen entgegen.

„Wir sind die Mondscheinelfen!“ riefen sie, „und wir kennen dich schon lange, liebe Lelja, haben dich nachts gar oft geleitet, wenn du die Hütten der Armen besuchtest, du sahst uns damals nur nicht! — O wie froh sind wir, daß du gutes, frommes Kind nun bei uns bist! Glückselig sollst du fortan sein und hier den Lohn für all deine Barmherzigkeit und deinen Gehorsam finden.“

Sie nahmen die Hände des Prinzeßchens und geleiteten sie auf den Mond.

Ja, war dies denn wirklich der Mond?

So wunderbar Schönes hatte Lelja noch nie gesehen, selbst ihre Bilderbücher hatten keine so schönen Dinge gezeigt.

Ein zauberhaft schöner Garten umgab sie. Schlanke Palmen flüsterten über ihr, wundervolle Blumen blühten allerwegen, und Schmetterlinge, so groß und so bunt, wie leuchtende Edelsteine, schaukelten sich an den demantblitzenden Kelchen.

In den Zweigen der Bäume lockten köstliche Früchte aller Arten, so niedrig hängend, daß das kleine Mädchen nur die Händchen auszustrecken brauchte, um die schönsten Aprikosen, Pfirsiche und Äpfel zu greifen.

„Du darfst pflücken und essen, was dir gefällt und was du magst!“ lächelten die Elfchen.

Vögel mit schillerndem Gefieder flogen zutraulich umher und ließen sich auf die Hände der Elfchen nieder und sangen gar süße Lieder, und auf den sammetweichen Waldwiesen schritten weiße Rehe und niedliche Lämmchen,

die kamen furchtlos heran gesprungen und ließen sich streicheln.

Ach wie schön, wie herrlich schön war das!

Der Sand auf den Wegen flimmerte wie Silber, die Quellen murmelten und dufteten wie das beste Kölnische Wasser, und wenn ein zarter Windhauch durch die Blumen und Zweige streifte, so erklangen sie melodisch wie silberne Glöckchen.

„Sieh hier!“ lachten die Elfchen, „hier blühen noch ganz absonderliche Blumen, Lelja, wenn man die ein wenig schüttelt, fällt aus jeder ein Bonbon!“

Das Prinzeßchen konnte solch ein Wunder gar nicht begreifen, schon aber hafteten ihre Blicke an den hohen Marmorhallen des Palastes, vor welchem sie angelangt waren.

Wie in einem Zauberland gleißte und strahlte der Märchenpalast, und doch sah er so traulich aus, daß sie sich gar nicht fürchtete, hinein zu gehen. Welch eine Pracht! Kein Kaiserschloß kann schöner sein! Unter der silbernen Mondkuppel dehnte sich ein Saal — ach so weit und hell und warm — darin standen die herrlichsten Spielsachen, mit welchen sich die Elfchen tagsüber vergnügten, denn am Tage, wenn die Sonne am Himmel stand, hatten sie freie Zeit, — nur des Nachts flogen sie auf den Mondstrahlen hernieder zur Welt, und stellten sich an die Bettchen der braven, frommen Kinder, welche vor dem Einschlafen ihr Gebetchen gesagt haben; — diese Kinder beschützen sie dann in der dunklen Nacht und bringen ihnen schöne Träume.

Immer weiter führten die Mondelfchen ihre neue kleine Gefpielin. In dem großen Eßfaale fah es gar lecker aus! Da ftanden lange Tafeln, befetzt mit filbernen Schüffeln und Tellern, ach und welch köftliche Speifen in Hülle und Fülle!! Kuchen und Schokolade, Marzipan und Torten, füße Puddings und Schlagfahne — und jedes Elfchen durfte davon effen, fo viel es mochte, — aber wohlverftanden nur dann, wenn es Suppe und Braten zuvor gegeffen hatte, wie fich das bei jedem guten und vernünftigen Kind von felbft verfteht.

„Nun follft du auch noch ein paar fchöne filberne Flügelchen bekommen, fo wie wir fie auch haben, damit du frei umher fliegen, und uns auch einmal zu den filbernen Sternchen am Himmel begleiten kannft, denn diefe müffen wir fchön blank putzen, und wenn ein befonderer Feftag im Himmel oder auf Erden ift, dann nageln wir noch ein paar mehr an, damit fo recht feftlich illuminiert ift!"

Wie fie das noch fo fagten, hefteten fie Lelja ein paar reizende kleine Flügelchen an die Schultern, und die wuchfen auch gleich feft und Prinzeßchen hätte auch fofort fliegen können, aber fie wagte es noch nicht. Auch ftand fie plötzlich ganz traurig, hatte die fchönen blauen Augen voll Thränen und faltete inbrünftig die kleinen Hände.

„Ei Lelja! Du weinft?" fragten erftaunt die Elfchen, „gefällt es dir denn nicht bei uns?"

Die Kleine nickte und lächelte unter Thränen.

„O ja, es ist wunderbar schön hier, und ihr seid so lieb und freundlich zu mir, — aber ich bin in all dieser Pracht und Schönheit doch so allein, niemand von meinen Lieben ist bei mir, ach, und meine Sehnsucht nach lieb Mütterlein wird immer größer!"

Die Elfchen blickten einander bedeutsam an und lächelten.

„Hast du denn schon zu dem lieben Gott gebetet, daß er dir dein Mütterchen wiedergeben möchte?" — fragten sie.

„Ach ja!" seufzte Lelja, „so recht von Herzensgrund! Als ich hierher, über die silberne Brücke zu dem Mond schritt, da betete ich immer, die lieben Engel möchten mich doch zu Mütterlein geleiten!"

„Nun so komm, — dort in dem Palmenhain steht eine Kapelle, da sollst du noch einmal niederknieen und bitten!"

Leljas Augen leuchteten in Freude und süßem Glauben, sie eilte voll Sehnsucht nach dem flüsternden Hain, aus welchem das goldene Kreuz der Kapelle ihr entgegen leuchtete.

Die großen, goldnen Thürflügel thaten sich auf, und als Lelja demütig auf die Knie sank und die Hände faltete, da schwebte eine blaue Wolke hernieder und auf den Marmorstufen stand eine lichte Engelsgestalt, die breitete die Arme voll inniger Liebe aus.

„Mutter!" schluchzte Lelja voll seliger Wonne, und flog an die Brust der Wiedergefundenen.

Nun erst war ihre Seligkeit vollkommen, und sie

wohnte nun für immer mit ihrer Mutter in dem silbernen Mondpalast bei den kleinen Strahlenelfen.

Welch eine Wonne!

Nun spielt sie mit den Rehen, Lämmchen, Vögeln und Schmetterlingen, nun pflückt sie die herrlichen Früchte und regt ihre Flügelchen zu seligem Fluge. Und die Elfchen nehmen sie mit, wenn sie die Sternchen blank putzen und wenn der dunkle Nachthimmel so recht festlich erhellt sein soll. Dann füllen sie Lelja das Kleidchen voll kleiner Sterne, geben ihr silberne Nägel und ein Hämmerchen, und sagen: „Nun hilf uns!" — Prinzeßchen ist aber noch ein wenig ungeübt bei der Arbeit, und so passiert es denn manchmal, daß ihr das Kleidchen niederfällt und alle Sternchen herausfallen, in hellem Streif an dem Himmel herunter!

Die Menschen, welche ja nichts von dem kleinen Mondprinzeßchen wissen, sagen dann: „Eben fiel eine Sternschnuppe!" — aber es war keine, es waren nur die blanken Sternchen, welche Lelja aus dem Kleidchen verlor!

Die Elfchen lachen sie dann weidlich aus, fliegen schnell nach und fangen die Fünkchen wieder ein.

Noch eins hat die Kleine tief bekümmert.

„Ach, was soll nun aus all den armen, kranken traurigen Menschen auf der Welt werden, wenn wir sie nicht mehr trösten können, lieb Mütterlein?" seufzte sie gar oft, und sie that wieder, was sie stets im Leben gethan hatte, wenn ihr das Herzchen traurig war, — sie betete. Und weil das Gebet der Frommen und Braven

erhört wird, so erlaubte der liebe Gott dem guten kleinen Mädchen, daß es die armen, betrübten Menschen auch fernerhin trösten dürfe.

Abends, wenn der Mond am dunkeln Himmel steht, fliegen Lelja und ihr Mütterlein, der schöne, friedliche Engel der Nacht, auf den glitzernden Mondstrahlen zur Erde hernieder.

Und wo sie thränennasse Augen sehen und bange Seufzer zum Himmel schallen hören, da streichen sie sanft tröstend über die gramgefurchte Stirn und küssen die müden Augen zu erquickendem Schlummer zu.

Darum lieben alle traurigen und unglücklichen Menschen das sanfte Mondlicht so ganz besonders, und manch heißerregtes Herz findet unter seinem heiligen Glanz den verlorenen Frieden wieder!

Unter der Maske.

Die Frau Sanitätsrätin ſtand hinter dem Seſſel, in welchem ihr Sohn, der junge, ſchmucke Fabrikant mit dem kecken blonden Schnurrbärtchen und den ſchalkhaft blitzenden Augen, behaglich zurückgelehnt lag und blaue Rauchwölkchen in die Luft blies. Sie formten ſich alle zu den tadelloſeſten Ringen, welche langſam durch die warme, duftige Luft des Salons ſchwebten, bis ſie an den zackigen Blättern einer Agave, deren graziöſe Krone ſich von dem Blumentiſch herüberneigte, zerrannen.

Die alte Dame ſah mit traurigem, ein wenig forſchendem Blick in das friſche Antlitz ihres Einzigen.

„Gehſt du, Freddy? gehſt du ganz gewiß?“

Der junge Mann wandte lächelnd den Kopf und küßte — ohne ſeine Stellung zu verändern — die ſchlanke,

weiße Hand, welche mit sanftem Druck auf seiner Schulter lag.

„Auf Wort, Mütterchen, ich gehe! Was ich einmal versprochen habe, das halte ich auch, wenn es mir auch noch so langweilig und unangenehm ist.“

„Ich traue dir noch nicht so recht! Warum willst du es mir denn durchaus nicht sagen, welch ein Kostüm du gewählt hast — warum soll ich dich nicht vorher sehen . . .“

Wieder drückten sich seine Lippen zärtlich auf die leicht bebenden Finger der Sprecherin, und seine Augen leuchteten voll Schelmerei.

„Maskengeheimnis, kleine Mama! Tiefes Maskengeheimnis! Ich bitte dich, respektiere es! Du weißt, daß ich ein närrischer Kauz bin . . .“

„Schäme dich, Freddy! Geheimnisse vor der Mutter! Das war doch früher nicht so! Da gab es keine Falte in deinem Herzen, welche ich nicht kannte! Aber jetzt . . . o ich empfinde es ja täglich, wie es anders geworden ist!“

Wie vorwurfsvoll ihre Stimme klang, — wie die zarten Hände bebten . . . und jetzt . . gar eine Thräne!

Freddy richtete sich jählings auf. Einen Augenblick zuckte und arbeitete es in seinem Gesicht, dann schloß er die alte Dame stürmisch in seine Arme und flüsterte: „Welch eine böse Einbildung, Mütterchen! Du weißt, daß niemand meinem Herzen näher steht als du! Wenn du es ernsthaft wissen willst, sage ich es natürlich — ich

werde heute abend als Don Carlos den Maskenball bei dem Herrn Präsidenten verschönern, — schwarzer Samt mit rotem Seidenfutter — gepufft und geschlitzt, daß es eine Lust ist! So . . . bist du nun zufrieden?"

Sie streichelte mit lebhaftem Blick seine Wangen.

„Du mein bester — liebster Schlingel! Also endlich Farbe bekannt! — Ich darf dich doch sehen?"

Wieder eine sekundenlange Pause der Verlegenheit, dann zuckte Alfred Naugardt zweifelnd die Achseln.

„Das wird wohl nicht möglich sein, Herzensmamachen, wir wollen uns alle in dem Maskenleihinstitut ankleiden lassen, — Rudolf, Leutnant von Mirsch, Selke und ich, — weil der Friseur nicht Zeit hat, in unsere so entfernte Wohnung zu laufen . . . Aber vielleicht mache ich es möglich und fahre noch einen Augenblick hierher — falls noch Zeit ist, Mutterchen — mit Bestimmtheit darfst du nicht darauf rechnen!" —

„Ich würde dich gar zu gern sehen!" lächelte die alte Dame, und ihr Blick flog voll zärtlichen Stolzes über die schlanke, zierliche und doch so blühende Gestalt des Sohnes; „das Kostüm wird dir herrlich stehen! Du wirst Eroberungen machen . . . und . . . ach . . . wirst du dich nicht auch endlich einmal erobern lassen?!"

Wie ihr Blick in ihre Seele drang! „Freddy — ich begreife nicht, daß du der süßen kleinen Cilly Mornier gegenüber so unempfindlich bleibst — dieses herzige Wesen — dieses bildhübsche Mädchen — und ach . . . wenn du wüßtest, wie gern sie dich hat!"

Alfred lachte hell auf. „Ein Trotzkopf ist sie! Großgezogen mit dem Kräutlein Eigensinn. Sie schwärmt für die moderne Frauenbewegung, sie will das gute, alte Wort: „Er soll dein Herr sein!“ nicht mehr anerkennen! Immerhin! hat sie ihren Kopf — so habe ich auch den meinen, wir wollen sehen, welcher stärker ist!“

Und der Sprecher drückte die Mutter etwas aufgeregt an die Brust, schnitt ihr jedes weitere Wort durch den Abschiedskuß ab und stürmte zur Thür. „Jetzt kommt das Heiratsprojekt — Rette sich wer kann! — Auf Wiedersehen, kleine Sanitätsrätin — halte mir den Daumen, daß Don Carlos heute Abend einer Königin versichern kann: „Das Leben ist doch schön!“ — Wie ein Wirbelwind war er davon, und Frau Clementine nahm eine Stickerei zur Hand und lächelte befriedigt vor sich hin.

Endlich, nach vieler Mühe, hatte sie es heraus! Also, Don Carlos! Wahrlich, keine üble Wahl — er wird Herzen im Sturme nehmen! — Und Cilly? Ja nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, und der holden Schelmin wird das Warten schließlich selber lang! Sie liebt ja den Freddy — und all die Neckerei und der lustige Krieg mit ihm führt schließlich doch zu seinem Sieg! — Warum forschte Frau Major Helbig so dringlich nach Alfreds Kostüm? Das geschah lediglich für Cilly! Sie will den Geliebten kennen und sich ihm unbefangen nähern können! O, die Mädchen sind ja schlau, wenn es gilt, einem stolzen Liebhaber das „Bettelwort“ auf die Lippe zu zwingen. In diesem Fall ist Frau Naugardt die Verbündete des

künftigen Schwiegertöchterchens, sie ziehen an einem Strick, an dem rosigfarbenen, geheimnisvollen Zauberfädchen, welches den starrköpfigen jungen Kaufmann auf die Knie zwingen soll! Hastig nahm die Sanitätsrätin ein Billet zur Hand und schrieb an Frau Major Helbig: „Endlich kann ich Ihnen genauen und sichern Bescheid geben. Der Betreffende erscheint als Don Carlos, schwarzer Samt mit roter Seide."

Sie schellte und gab dem Diener den Brief zur schleunigen Bestellung, — und dann setzte sie sich näher zum Fenster und zog lächelnd die seidenen Fäden durch den feinen Batist, — sie stickte Ausstattung!

— — — Die Lichter brannten vor dem Spiegel, und mitten in dem Zimmer des Hotels, in welchem Alfred Naugardt tief verborgen und geheimnisvoll Toilette machte, stand der junge Mann und blickte mit fröhlichem Gesicht auf einen Korb hernieder, aus welchem ein ganz seltenes Gewirr von Spitzen, Atlas und Blumen hervorschaute.

Er zwirbelte das blonde Bärtchen keck empor. War es ein Unrecht gewesen, der Mutter das Märchen vom Don Carloskostüm aufzubinden? O nein, es war Notwehr, Selbsterhaltung gewesen. Eine Frau ist wie die andere, — sie plaudern alle gern, und schon manch ein Lebensglück ist an Weiberlippen zerschellt! Darum hat er nicht seit zwei Wochen solch saure Arbeit gethan, um der rollenden Kugel Fortunas den Weg zu bahnen! Weder Zeit, noch Mühe, noch Geld hat er gespart, um zum Ziel zu gelangen. Da galt es zuerst, die Schneiderin von Cillys

bester Freundin Alice — auszubaldowern! Dann mußte die Schneiderin gewonnen werden, — sie mußte dem Schlachtplan geneigt und zur sicheren Verbündeten gemacht werden. O, das war kein leichtes Stück Arbeit, — aber wirklich, alles war geglückt! Hier im Korb lag ganz genau dasselbe Kostüm, wie es Fräulein Alice heute abend anlegen wird, — oder besser gesagt, wie sie es anlegen wollte, — denn daß sie nicht erscheint, ist ebenfalls ein Werk Alfreds gewesen, welches ihm nicht leicht geworden. Sein bester Freund kam ihm endlich dabei zu Hilfe. Er liebte Fräulein Alice und beabsichtigte, sich mit ihr zu verloben, — auf Alfreds Bitten und seine ehrliche Beichte hin hatte er sich entschlossen, schon heute als Freier bei der jungen Dame anzuklopfen, — ganz überraschend — zu später Stunde, — die Fahrt zum Ball dadurch vereitelnd. Soweit wäre alles glatt gegangen, — nun hilf weiter, du gutes Glück, welches ja ein junger Mann stets haben muß!

Wenige Minuten später saß Alfred Naugardt vor dem Spiegel und hinter ihm stand lachend der Friseur und verwandelte den blondlockigen Männerkopf in ein brünettes Mädchenhaupt, täuschend ähnlich demjenigen des Fräulein Alice. Ein Spitzenschleier verhüllte die Ohren und die verräterische Partie um Wangen und Hals, flammende Granatblüten und ein hoher Goldkamm schmückten das Haar, und während der Künstler mit der Brennscheere seines Amtes waltete, flogen Freddys Gedanken zurück zu einer Stunde, welche schon damals die

glücklichste seines Lebens werden sollte und doch so verhängnisvoll endete.

Es war im Herbst. Man machte eine Landpartie. Tiefblau wölbte sich der Himmel, köstlich frische Luft wehte von dem nahen See herüber, und der Buchenwald lag vor ihm

wie ein Märchengebild, mit Gold, Smaragd und Purpur überschüttet. Seite an Seite schritten sie dahin, — zurückbleibend hinter den andern, die Herzen so voll, die Blicke so leuchtend und sehnsüchtig in die Ferne gerichtet, als ob von dort das süße Wunderland der Liebe winke!

Aber nur kurze Minuten dauerte solch ein seliges Träumen. Kaum, daß Freddy die ersten, leisen Worte flüsterte — Worte von bedeutsamem Klang, Worte, welche ahnen ließen, daß seinem Herzen in dieser Stunde Flügel gewachsen, sich innig werbend zu der Geliebten aufzuschwingen — da verflog die träumerische Weichheit in Cillys rosigem Antlitz, der Ausdruck kecken, selbstbewußten Trotzes, welcher es so oft beherrschte, trat wieder in demselben hervor, und ihre Augen blitzten seltsam zu ihm auf.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, finden Sie?“ sagte sie achselzuckend. „Je nun, oft wäre es wohl recht viel besser, die Menschen blieben allein und für sich, anstatt sich freiwillig Fesseln anzulegen, welche nur später drücken!“

„Rosenketten drücken nicht!“

„Wenn Menschen, welche nicht zusammen passen, sie gemeinschaftlich tragen müssen, drücken selbst solche Rosenketten!“

„Was verstehen Sie unter ‚nicht zusammen passen‘?“

Sie lachte und zuckte die Achseln. „Nun, Starrköpfe, die sich nicht ineinander fügen können!“

„Eine Frau soll immer das weiche Wachs in den Händen des Gatten sein!"

Sie faltete die feinen Augenbrauen schier zornig zusammen. „Natürlich, die Frau soll sich fügen, dulden — ertragen! Die Frau soll Sklavin sein und die Launen ihres Tyrannen gut heißen! Welch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit! Die brutale Gewalt des Stärkern dürfte an dem neunzehnten Jahrhundert scheitern, in welchem hoffentlich Geist und Verstand des Weibes jenes Männervorrecht, uns unter die Füße treten zu dürfen, aufheben wird!"

„Unter die Füße treten? Ich glaube, es gibt keine größere Machtstellung auf der Welt, als die eines liebenden und geliebten Weibes! Der Mann beugt seine Knie vor der Königin seines Herzens!"

„Einmal im Leben! Vielleicht bei seiner Werbung, und solche Sentimentalität und zeitraubende Förmlichkeit haben die modernen Männer auch schon längst gestrichen! Aber dennoch wird solch ein imaginärer Kniefall zeitlebens als eine schreckliche Sklavenarbeit ins Treffen geführt!"

„Wenn unsere nüchterne Zeit wohl auch zumeist von einem Beugen des Knies absieht, so ist doch die ganze Werbung eines Mannes ein demütiges Sichneigen vor der Geliebten!"

Ihre Wangen flammten heißer, ihre Stimme klang immer erregter und die dunkeln Augen sprühten ihm entgegen wie in Spott und Kampfeslust. „Ist es denn wahrlich eine solche Überwindung, eine solche Erniedrigung

für einen Mann, dem Mädchen, von dem er so viel — alles verlangt — zu sagen, daß er sie liebt?"

Auch Alfred schoß das Blut in den Kopf.

„Ich möchte wohl sehen, ob sich je eine der demütigen, engelsmilden, entsagungsvollen Frauen dazu verstehen würde, solch ein ‚Bettelwort' auszusprechen!" antwortete er gereizt.

Cilly blieb stehen und ward schon allein bei solch einem Gedanken leichenblaß. „Wir . . . wir Mädchen auch noch die Liebeserklärungen machen? — eher sterben! — Tausendmal lieber sterben!"

„Aha!"

„Nicht aus Hochmut, nicht aus Trotz — wie Sie eben anzunehmen scheinen! Aber aus Stolz — dem edlen, weiblichen Stolz und Schamgefühl, welches sich vor einem Manne nichts vergeben darf!"

„Wenn das neunzehnte Jahrhundert mit der abhängigen Stellung des Weibes aufräumen soll, so muß es auch mit allem, was daraus hervorgeht, brechen! Eine Frau, welche den Mann als völlig gleichartiges Wesen ansieht, braucht sich nicht mehr zu schämen, noch zu erröten; die Frau der Zukunft vergibt sich nichts mehr, wenn sie um einen Gatten wirbt, den sie anständig ernähren kann. Sie sprechen so wegwerfend von einer Liebeserklärung — gut, heiraten Sie doch mal einen Mann, zu welchem Sie das entscheidende Wort sagen!"

Sie knäulte das Spitzentuch zwischen den bebenden Händen. „Nie! nie! ich verlange von meinem Zukünf-

tigen den Kniefall, welcher ihn zu meinem Vasallen macht!"

„Gut! und ich verlange von meiner Zukünftigen, daß sie mich so glühend, so über alles liebt — daß sie mir ihre Liebe gesteht!"

Cilly starrte ihn an, als habe sie nicht recht gehört.

„Ich schwöre es Ihnen — ich verlange eine Liebeserklärung und einen Kniefall."

„Und ich schwöre es Ihnen ebenfalls — ich heirate nur eine Frau, welche mir selbst ins Ohr flüstert, daß sie mich liebt! Den Kniefall erlasse ich ihr vielleicht, obwohl mir derselbe auch recht angenehm wäre!"

„Empörend! Ich hoffe, darauf warten Sie bis an Ihr Lebensende!"

„Wer weiß!"

Sie wandte ihm schroff den Rücken und stürmte den moosigen Abhang hinab, mit bebenden Lippen, den Arm ihrer Freundin Alice zu nehmen.

Der schöne, goldensonnige Herbsttag aber endete mit Sturm und Regen.

Sie sahen sich oft und viel danach, sie verkehrten in alter Weise, nur daß sich manch ironischer Blick, manch spitzes Wort in das Geplauder schlich, und dabei drückten sie sich beide den giftigen Pfeil Amors immer tiefer und rettungsloser in die Herzen.

„Sie liebten sich beide — doch keines wollt' es dem andern gestehn, sie sahen sich an so feindlich, und wollten

vor Liebe vergehen!" — Welch eine qualvolle bittere Zeit sehnenden, glühenden Hangens und Bangens!

Cillys flehender Blick warb um Liebe, — ihre Eitelkeit brannte darauf, einen süßen, großen Triumph über den Geliebten zu feiern.

Mit allen erlaubten Mitteln reizender Koketterie versuchte sie, den starrköpfigen Verehrer vor ihre Füße niederzuzwingen, und Freddy wiederum bot alles auf, was in seinen Kräften stand, den Funken der Liebe in ihrem Herzen zur Flamme zu schüren.

Welch ein glühendes, leidenschaftliches Werben auf beiden Seiten, und welch ein spröder Stolz, welch ein Eigensinn und Trotz bei jedem, den begonnenen Kampf zu Sieg und Ehren durchzuführen!

Umsonst, kein Nachgeben, kein Weichwerden hier oder dort! Das anfängliche Spiel war ernst geworden; die Brücke hinter einem jeden war abgebrochen, und doch standen sie einander gegenüber und breiteten voll qualvoller Sehnsucht die Arme aus: „Komm!" — Wer aber sollte nachgeben?

Cillys spröder Stolz bäumte sich auf gegen das Ungewöhnliche und Herausfordernde einer Annäherung von ihrer Seite. — Jetzt, der entscheidenden Thatsache gegenübergestellt, sah sie es erst ein, wie weit entfernt sie davon war, eine „moderne Fortschrittlerin" der Frauenbewegung zu sein, und wie tief und unlöslich die alten Grundsätze und Ansichten der Mutter und Großmutter auch in ihrem Herzen wurzelten.

Sie wäre gestorben vor Scham und Verlegenheit, hätte sie dem Geliebten auch nur mit einer Silbe gestehen sollen, wie verzweifelt und trostlos es in ihrem Herzen aussah, wie die Liebe sie zu der Sklavin des erwählten Mannes gemacht, ohne daß er ihr die Händchen mit Rosenketten gefesselt! Oft schon deuchte es ihr wie ein Verbrechen, wenn ihr Blick — ihr Händedruck ihm mehr verrieten, als es die strenge Sitte erlaubt, und doch war sie ihrem Empfinden gegenüber oft so willenlos!

Ach, wie bereute sie ihren thörichten Trotz, ihre unüberlegten Worte so bitter, welche sie an jenem unglückseligen Herbsttag so ewig weit von allem Glück geschieden hatten! Sie sah, daß Alfred sie liebte, — sie standen einander so nah, — ach so nah, daß sie nur einander in die Arme zu sinken brauchten, um für ewige, glückselige Zeiten vereint zu sein, und doch lag ein selbst aufgerissener Abgrund zwischen ihnen — —: „der ließ sie zusammen nicht kommen, das Wasser war gar zu tief!“ —

O der bitteren Pein! —

Alfred sah und empfand genau, welch ein holder Wandel in dem Herzen der Geliebten vor sich gegangen war, wie das Leid der Sehnsucht allen Trotz und Eigensinn ausgerottet hatte; er fühlte und empfand es ihr auch nach, daß sie es voll holden Schamgefühls nie zuwege bringen würde, ihm die verlangte Liebeserklärung zu machen, — ja, jetzt, bei ruhiger, kühler Überlegung wäre es ihm sogar höchst unangenehm und der Geliebten un-

würdig erschienen, hätte sie sich zu einer Liebeserklärung emanzipieren wollen!

Aber was beginnen?

Er, als Mann konnte und durfte in diesem Streit nicht nachgeben. Er würde damit für alle Zeit bei ihr verspielt haben, die alten Teufelchen des Trotzes und der Eitelkeit hätten schnell neuen Lebensodem aus dieser seiner Schwäche gesogen, und seine Ehe wäre auf dem morschesten aller Fundamente erbaut.

Er soll dein Herr sein! — Dies Wort ist und bleibt der Grund- und Eckstein für eine jede glückliche Ehe, und ein Weib, welches nicht die Würde und Überlegenheit des Mannes anerkennt, wird nie an seinem Herzen das Glück finden, welches sie erhofft und erträumt. Die schwache Natur des Weibes verlangt einen starken Halt und eine kräftige Stütze an dem Führer durch das Leben, — und ihr Glauben daran und ihr Vertrauen sind für ewig erschüttert, zeigt dieser Starke auch nur ein einziges-mal eine Schwäche, über welche sie triumphiert.

Nein, — zu seinem und zu ihrem Heil —! er durfte nicht nachgeben. Aber so wie bisher ging es nicht weiter; dieser unerträgliche Zustand konnte und durfte nicht länger andauern.

Da war Alfred auf einen guten Ausweg verfallen; er ersann eine List, welche hoffentlich zum Ziele führte.

Und nun war die Stunde gekommen, wo sich dies zeigen sollte. —

Unter Lachen und Scherzen stand er vor dem Spiegel

und eine wohlbetagte Schneiderin und der Friseur verwandelten ihn in eine der reizendsten Spanierinnen, welche man sehen konnte!

Welch eine Taille! — Alfred biß die Zähne zusammen und sagte: „Ziehen Sie nur fest zusammen — ich halte es noch für zwei Centimeter enger aus!“ — Und der Fuß! wahrlich, keine Dame brauchte sich seiner zu schämen! — Puder und Schminke thaten das ihre, spanische Spitzen verschleierten, was nicht gesehen werden sollte, und jede Bewegung war nett und zierlich, wenngleich die Schneiderin schier sterben wollte vor Lachen und immer wieder mahnte: „Schwenken Sie die Röcke nicht so toll! machen Sie kleine Schritte, Herr Naugardt! — Am besten ist's, Sie setzen sich recht viel und lange hin!“

Das nahm er sich auch vor.

Eine Droschke rasselte vor die Thür, und Freddys bester Freund, Leutnant von Mirsch, sprang mit schnellen Schritten die Treppe empor.

„Ah, famos! Don Carlos! also du hast dir dieses teure Kostüm doch andrehen lassen, alter Junge! Sehr hübsch! Schwarzer Samt und rote Seide! Ha, ich wünschte, ich könnte dich meiner Mutter mal, wenigstens von fern, zeigen! —“

Mirsch brach in stürmische Worte des Beifalls aus, als die allerliebste Spanierin ihm sehr kokett die Hand zum Kusse bot, und wenige Minuten später fuhren „Monsieur et madame“ dem hellerleuchteten Ballsaal entgegen.

Cilly sollte das Kostüm einer Odaliske tragen —

aber Alfred stand dennoch geraume Weile und ließ den bunten Maskenschwarm an sich vorübertosen, ehe er die Geliebte zu erraten glaubte. Da wirbelten mehrere Türkinnen im Tanz an ihm vorüber — nein . . . keine von all diesen konnte Cilly sein! Endlich blitzte und funkelte es ihm grell in die Augen, weiche Seidenstoffe glänzen vor seinem Blick, und in der vollen, verführerischen Schönheit, so wie Sichel seine Odaliske gemalt, steht Cilly unter schwarzer Halbmaske vor ihm.

Erregt legte sie ihren weißen, samtweichen Arm auf den seinen.

„Endlich, Alice! Wo um alles bleibst du?" flüsterte sie mit unverstellter Stimme; „wir hatten doch verabredet, daß wir uns unter der Kaiserbüste dort treffen wollten!" —

Alfreds Herz schlägt hoch im Halse. Er preßte ihren Arm fester und fester an sich. „Ich wollte mich soeben zu Majestät durcharbeiten", flüsterte er mit piepsender Stimme, „ich stand ja hier wie eingekeilt!"

Cilly lacht und kneift ihn in den Arm. „Warum sprichst du denn so albern? Mir gegenüber brauchst du doch die Stimme nicht zu verändern?!"

Er kichert in hellem Diskant: „Doch! doch! ich will mich üben! Mama sagt, so wie man einmal mit eigener Stimme spricht, fällt man den Herrn gegenüber auch aus der Rolle!"

„Meinetwegen!" seufzt die reizende Odaliske, „ich will es ja gerade, daß er mich bald erkennen soll! Ach Alice — heute — oder nie!" —

„Ist er denn schon da?"

„Ja; ich sah ihn — und ich hefte mich an seine Fersen! Ich sage ihm — daß ich aus der Hand die Zukunft lesen kann — und dann nenne ich ihm . . . aber du weißt ja schon — — kennst ja meinen Schlachtplan — ich muß heute siegen — ich muß Gewißheit haben — ich ertrage es nicht länger . . ."

Alfred vermeint, die Welt drehe sich im Kreise um ihn! Welch eine Wonne! Jetzt schon — so schnell kam der Augenblick, wo er sie zu weiterem Geständnis drängen kann! Er legt den Arm voll kühner Leidenschaft um sie, — er ist ja Alice!

„Komm — setz dich dort zu mir — laß uns plaudern —" flüsterte er.

„Wo denkst du hin? Das können wir morgen! Jetzt will ich ihn suchen und ihn hoffentlich für immer finden!" — Und schnell wie der Gedanke entwindet sie sich ihm, und da grade ein lustiger Matrose vorübereilt und sie in übermütiger Weise mit sich fort zieht, so wirbelt Cilly im Tanze dahin, schneller und überraschender, als die schöne Spanierin es sich träumen läßt.

Ungestüm will er ihr nacheilen — aber ein Harlekin und ein Mephisto nehmen unter krähendem Jubel das „schöne Spanien" gefangen, und bis Freddy sich mit etwas handfester Ungeduld von ihnen befreit hat, ist die Odaliske und ihr Tänzer im dichten Menschenschwarm verschwunden.

Er eilt hin und her . . . er sucht mit den Blicken

. . . endlich sieht er die Goldmünzen leuchten — ah . . . spaßhaft — sie schreitet an dem Arm seines guten Mirsch, des schwarz-roten Don Carlos dahin. Wie sie sich an ihn anschmiegt — wie sie zu ihm aufflüstert . . Der Tausend, ja! —

Mit kräftigen Armen bahnt sich die Spanierin ihren Weg — schon nähert er sich . . . da zieht Cilly den etwas widerstrebenden Carlos mit sich in das Gewoge der Tanzenden — ihr Köpfchen sinkt an seine Brust — sie schweben davon!

Hält sie jenen Don Carlos etwa für ihn? Das wäre eine schöne Bescheerung! —

Fiebernd vor Aufregung stürmt Alfred ihnen abermals nach — aber wie schwer hält es, in dieser Menschenmenge und dem riesengroßen Hotelsaal einem tanzenden Paare zu folgen! Dazu die aufdringlichen Herren, — welche mit ihren Artigkeiten die „holde Schöne" verfolgen, sie umringen oder ihr den Weg versperren! —

Freddy möchte am liebsten die Maske herunterreißen und sie mit bärtigen Lippen hohnvoll zärtlich anlächeln!

Jetzt . . . da stehen sie wieder jenseits an der Wand! Ist Cilly von Sinnen? Sie löst eine Rose von der Brust und reicht sie dem Stockfisch von einem Mirsch . . . als ob . . . ja, fraglos! was will er denn — dies alles gilt ja ihm selber, ihm, Alfred! — Aber zum Kuckuck noch eins, wenn Mirsch Feuer fängt? Na ja — er neigt sich schon recht tief . . . Er küßt ihre Hand — Wie ein Rasender bahnt Freddy sich einen Weg. Ha!

keine zwei Schritte mehr entfernt — und dahin wirbeln sie abermals!

Ein Gefühl glühender Eifersucht überkommt den armen Verliebten! Er, welcher Cilly durch kleine Einflüsterungen eifersüchtig machen und ihr das Geständnis der Liebe entlocken wollte, er fühlt sich plötzlich selber von den Flammen dieser Leidenschaft ergriffen.

Außer sich folgt er — eilt hin und her . . . aber es ist, als ob alle bösen Geister sich gegen ihn verschworen hätten, er erreicht das unruhige, tanzlustige Pärchen nicht.

Da überkommt es ihn wie dumpfe Resignation, er wendet sich nach der kleinen Seitennische, wo die Marmorbüste des Kaisers an der Wand glänzt und wo in lauschigem Grün trauliche Ruheplätzchen winken.

Dort ist es noch etwas menschenleer, denn alles drängt der Mitte des Saales zu, wo ein paar Gaukler lustige Possen treiben.

Da klingt und klirrt es leise neben ihm; atemlos, sichtlich hocherregt, stürmt die reizende Odaliske herzu, wirft sich neben ihm auf das Polster, schlingt außer sich die Arme um ihn und drückt das Antlitz auf seine Schulter. — „Alice!" schluchzt sie auf, „alles ist verloren! — Er liebt mich nicht — er liebt eine andere — alles war nur falsches Spiel von ihm — —"

Freddy wagt kaum zu atmen, aber er drückt die zitternde Gestalt an sich. „Was denn — um alles in der Welt — sprich —!" murmelte er.

„Erst nahm er all meine kleinen Avancen sehr über-

rascht an, — er schien mich nicht zu erkennen, oder besser, er wollte es nicht! — Als ich ihm die Rose gab — flüsterte er plötzlich, wie in höchster Überraschung: ‚Gretchen? — Gretchen? — könntest du es sein? — Schelm — hast du etwa eine Perrücke auf?‘ — Ach Alice — das war echt — das war keine Verstellung — er hielt mich für Grete Markwitz . . . er nannte sie du . . . er ist einig mit ihr — o, und Mirsch war gewiß nur Elephant — für ihn — und wir dachten, Mirsch werbe selber um Grete . . .“ Leidenschaftliches Schluchzen unterbrach die Worte, Cilly schob die Maske ein wenig hoch und trocknete die die Augen.

„War's nicht doch etwa nur Zufall?“ flüsterte Freddy, kaum noch seiner mächtig.

„Nein!“ stieß Cilly verzweifelt hervor — „ich spielte für ein paar Minuten Gretes Rolle . . . und da — ach, da erfuhr ich alles; — sie sind heimlich verlobt!“

„Grete und Mirsch?“

„Unsinn! mit ihm ist sie verlobt — mit ihm! mit Freddy! — Ach Alice — das überlebe ich nicht!“

Die schöne Spanierin zog die Unglückliche noch näher an sich. „Und du hast Alfred Naugardt wirklich so sehr geliebt?“

Cilly preßte nur die Hände wie in stummem Schwur gegen die Brust. „Warum fragst du noch, Alice, du weißt es doch! Ja, ich habe ihn geliebt und und liebe ihn noch — und werde ihn noch immer lieben, und wenn er auch nur ein frevles Spiel mit mir trieb — wenn er mich

strafen wollte für meinen Trotz und über mich triumphieren — ach, Alice — ich liebe ihn dennoch!"

Wie ein leiser, qualvoller Aufschrei klang es, aber er verhallte in dem brausenden Jubel, welcher die Gaukelkünste der beiden Zauberer belohnte.

Freddy aber beugte sich ein wenig, schob die Maske zurück und rief mit glückzitternder Stimme nur ein einziges Wort: „Cilly!" —

Sie starrte ihn an — sie erbleichte bis in die Lippen, unfähig, sich zu regen, er aber drückte voll jauchzender Wonne Kuß um Kuß auf ihr thränenüberflutetes Antlitz und sagte lächelnd: „Nun du es mir selber gesagt hast, nun glaube ich's auch!" —

* * *

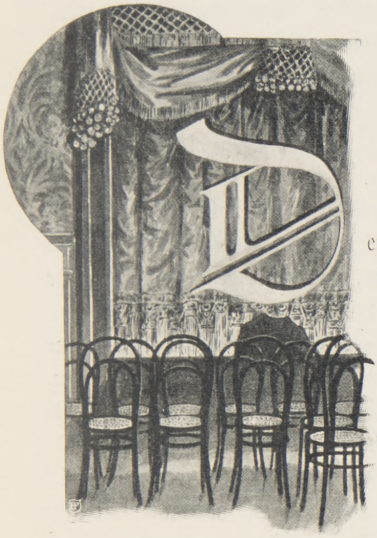
Niemand fiel es auf, daß zwei gute Freundinnen den ganzen Abend auf dem Divan zusammen saßen, eine Odaliske und eine Spanierin, und daß sie sich aneinanderschmiegten und so leis, zärtlich und vertraut plauderten, wie ein Brautpaar!

Ja, warum sollen sich zwei so reizende junge Mädchen nicht auch dann und wann küssen? Sie waren wohl beide noch recht jung. Sie tanzten auch sogar zusammen, was bei dem Trubel und der Karnevalsstimmung auch nicht sonderlich auffiel.

Nur Cillys Mama schüttelte einmal im Vorübergehen den Kopf und sagte: „Aber Kinder, ihr seid ja wie die Kletten unzertrennlich! Geht man darum auf einen Maskenball?"

Da nahm sie „Alice" eifrig bei Seite, man flüsterte lebhaft — die Spanierin lüftete ein wenig die Maske, und die zukünftige Schwiegermama fiel vor Überraschung beinahe in Ohnmacht.

Noch vor der Demaskierung waren die drei alsdann verschwunden. Andern Tags aber gab's viel in der Gesellschaft zu erzählen — Cilly und Alice hatten sich verlobt, — — aber die schöne Spanierin trug ein Schnurrbärtchen unter der Maske und hieß Freddy Naugardt!! —



Der verkannte Puttfarken.

Der Sonnabend war ein ereignisreicher, viel besprochener Tag. Die verwitwete Gräfin P. ließ nämlich an diesem Tage Theater spielen, wie Alt und Jung, Hoch und Niedrig der kleinen Residenzstadt in Erfahrung gebracht hatte, und die Thatsache, daß Comtesse Lilly, ihre Tochter, am Sonnabend das zwanzigste Lebensjahr vollendete, entlockte den Mißgünstigen scharfe Kritik, den Wohlwollenden ein duldsames Lächeln und ein Achsel-

zucken! welches deutlich aussprach: „Warum soll sie nicht? Der Zweck heiligt die Mittel.“

„Hm — und wer ist Comtesse Lillys Partner?“ klang es immer wieder an das Ohr der Gräfin.

Diese entfaltete unendlich gleichgültig den Fächer. „Unser kleiner Fähnrich! Der jüngste Sohn unserer verehrten Excellenz Trossen. Lilly geniert sich so sehr, mit avancierteren Herren zu spielen. Herr von Rupert wird den Etienne, die Hofdame der Herzogin die Gabriele, meine Lilly das Dörtfieken und der Fähnrich den Pot au feu in den ‚Brandenburgischen Eroberungen‘ spielen.“

Darob klärten sich dann regelmäßig die Mienen der fragenden Damen auf.

Und nun war der ersehnte Sonnabend gekommen! In der eleganten Villa der Gräfin entwickelte sich ein reges Hasten und Treiben, um alle Vorbereitungen für die ereignisreichen Abendstunden zu treffen.

Währenddessen saß die Gräfin in eleganter Morgentoilette in ihrem Boudoir und ordnete mit Lilly die Blumen.

Die kleine Mama ließ einen Moment die brillantblitzenden Händchen sinken.

„Bis jetzt ist mir alles nach Wunsch gegangen, Lilly!“ — seufzte sie leicht auf. „Mein Schlachtplan hat sich glänzend bewährt! Daß du mit Rupert und dem Fähnrich spielst, hat verschiedentlich gute Folgen gehabt. Erstlich hat es die neidischen und mißgünstigen Augen getäuscht und sie auf ihrem Beobachtungsposten während der Proben eingeschläfert, und zweitens hat es Graf Kurt ganz außer-

ordentlich gereizt. Der Vielbegehrte sah sich zu seiner Überraschung nicht begehrt und das hat seine Wirkung nicht verfehlt." —

Lilly neigte das blonde Köpfchen noch tiefer auf die Blumen nieder.

„Glaubst du? Ich habe wirklich nichts bemerkt!"

„Aber, Kind! dann mußt du blind geworden sein! Er hat noch nie einer jungen Dame so auffallend viel Aufmerksamkeit erwiesen wie dir, und du hast dich auch vortrefflich dabei benommen, ganz so, wie ich es von dir verlangte, manchmal sogar etwas zu kühl. Das war während der Proben durchaus am Platze; heute aber, wo der Würfel fallen soll, muß die Taktik vollständig geändert werden. Du hast Zeit, während der Pausen ein wenig mit ihm zu kokettieren — und gelegentlich des Soupers, wo er an deiner anderen Seite sitzt, mußt du mit allen erlaubten Mitteln auf ihn wirken. Wie ich den Grafen bisher beobachtete, wird er sich heute abend sicher erklären, wenn du meinen Winken folgst."

Lilly preßte die feinen Lippen herbe zusammen.

„Er ist mir so unsympathisch! Ich werde ihn niemals lieben können", klang es bebend über ihre Lippen, und die großen, blauen Augen füllten sich mit Thränen. „Ach, Mama — liebe, beste Mama —" Sie verstummte ängstlich unter dem kalten, strengen Blick, welcher sie traf.

„Namen, Vermögen und Stellung des Grafen entsprechen den Anforderungen, welche ich an deinen zukünftigen Gatten stelle!" schnitt die Mutter sehr energisch jeden

weiteren Einwand ab. „Bilde dir nicht ein, daß ich jemals einem unbemittelten Freier das Jawort geben werde — nie — selbst dann nicht, wenn er so verliebte Augen und so schöne Verse machen könnte wie Herr von Rupert!“ Ein ironisches Lächeln spielte um die Lippen der Sprecherin, dann erhob sie sich.

Mit leisem Frou-Frou rauschte die Schleppe über den dicken Teppich, und die Portièren fielen hinter ihr zusammen.

Einen Augenblick noch verharrte Lilly regungslos, wie unter dem Bann der kalten Grauaugen, welche so berechnend und lieblos nicht nur in die Welt, sondern auch auf das einzige Kind blickten. Dann schlug das junge Mädchen die Hände vor das Antlitz und weinte bitterlich.

Keine Hoffnung! — Trostlos schwarz liegt die Zukunft vor ihr, und der heutige Abend, auf welchen sich alle so sehr freuen, macht ihr das Herzchen zum Sterben schwer.

Währenddessen flogen die Stunden dahin und die ersten Schleier der Dämmerung breiteten sich über die kleine Residenz aus.

Leutnant von Rupert stand in seiner einfachen, aber sehr behaglichen Junggesellenstube. Ein Zug ernster Schwermut lag auf dem hübschen Gesicht, ein leiser Seufzer stahl sich über seine Lippen. Nun war die selige, goldene Zeit der Proben, des täglichen Sehens mit der Geliebten vorüber, und wer weiß, wann er jemals Ge-

legenheit findet, Lilly zu sagen, wie unaussprechlich, wie über alles er sie liebt! Es ist eine hoffnungslose, trostlose Liebe, das weiß er, denn das Geld macht harte Herzen und die Gräfin trennt sich nicht von ihrem Reichtum. Sie sucht einen reichen Mann für ihre Lilly — und sie wird ihn finden, denn wer bliebe den süßen Kinderaugen der Geliebten, dem rosigen Gesichtchen, dem engelhaft milden und fügsamen Lächeln gegenüber kalt? — Niemand! Graf Kurt auf die Dauer am wenigsten, das hat er mit dem scharfen Blick der Eifersucht längst beobachtet.

Ein klirrendes Geräusch läßt den Denker aufschrecken. Neben ihm auf der Erde kniet sein Bursche und füllt im Schweiße seines Angesichts einen kleinen Koffer mit so wunderlichem Zeug, daß dem biederen Puttfarken vor Staunen Mund und Nase offen stehen: Eine ganz „verdeiwelte" Perrücke von weißen, gelockten Haaren, einen Federhut, wie ihn kaum die Lakaien im Schloß bei festlichen Gelegenheiten tragen, und Rock und Hosen — Ei du mein leiver God! — so 'was muß wohl noch von dem ältesten Ältervater des Herrn Leutnant herstammen! Na, Krischan Puttfarken wird sich hüten und ein Wort darüber verlauten lassen. Es ist ja dem Herrn Leutnant seine Sache, ob er sich vorschriftsmäßig anzieht oder nicht — aber der Säbel, dieses heillose Ding, wie er in der ganzen deutschen Armee nicht mehr vorkommt — wenn den der Herr Oberst sehen sollte — und sogar nicht 'mal ordentlich geputzt — Grundgütiger — das

kostet ja beiden den Kragen, dem Herrn Leutnant sowohl wie dem Krischan Puttfarken. — Und dieser Gedanke erschreckte den wackeren Grenadier dermaßen, daß er den Säbelkorb nach unten hielt und die rostige alte Klinge klirrend aus der Scheide schießen ließ.

Schon springt Herr von Rupert auf und steht neben ihm. „Puttfarken — Schafsdämel — was hast du denn nun schon wieder gemacht?" stöhnt er auf, wie ein Mensch, der auf das Schlimmste gefaßt ist.

Das rotlackierte Gesicht mit den hellen, wasserblauen Augen wendet sich ohne sonderlich geistigen Ausdruck dem Frager entgegen. „Dat wier man blus bei olle Düvelspicke!" sagt er in mild beruhigendem Ton und fährt mutig fort: „Soll di ok mit? Dorub is doch gor keen Verlat nich, dei splittert, wenn man blos mit in 'n Kaffeepott rührt; draufslahn könn's mit dem Ding nirgend nich, Herr Lütnant!"

„Narrheit! Pack den Degen ein — es ist die höchste Zeit! Hast du alle anderen Sachen genau so in den Koffer gepackt, wie ich sie dir hingelegt hatte?"

„Js allen's propper in'."

Herr von Rupert sieht mit mißtrauischen Blicken umher. „Auf den Degen ist kein Verlaß, aber auf dich auch nicht!" grollte er. „Wenn ich nicht alles selber bedenke und besorge, bin ich blamiert. Du denkst eben nie für deinen Herrn. — Wenn ich nicht an Brot und Wurst dächte, könnte ich manchen Abend verhungern!"

Puttfarken neigt seufzend und schuldbewußt das stroh-

gelbe Haupt: „Dat füll allens schun waren", nickt er phlegmatisch; „der Herr Lütnant sin jo alle Abend ut-laden —"

„Kerl — zum Schockmillionen — widersprich nicht immer! — Ich habe lange genug Geduld gehabt; bei der nächsten Gelegenheit fliegst du in die Kompagnie zurück!"

Das „Befehl, Herr Lütnant!" blieb aus. Die treu-herzigen Augen starrten den Sprecher so wehmütig an, daß dieser sich jählings abwendete.

„Pack' weiter! Wir müssen gehen."

Und Puttfarken packte, und vor seinen Ohren schwirrten die Worte: „Aber auf dich ist auch kein Verlaß!" Ach, es war ja leider eine traurige Wahrheit, daß sein Herr schon unendlich viel Ärger mit ihm gehabt hatte! Jeder andere Offizier hätte ihn längst in die Kompagnie zurück-gesteckt, aber der stets so freundliche, gute Rupert wetterte höchstens 'mal mit einigen Kraftworten los und hatte doch immer wieder Geduld und Nachsicht mit ihm.

Krischan Puttfarken seufzte tief auf und drückte noch einmal mit dem Knie recht nachdrücklich auf die einge-packten Sachen, damit sie hübsch glatt im Koffer liegen sollten.

„Kerl — bist du rein des Teufels? Das ganze Spitzenkoller verknüllt ja und wird platt wie ein Pfann-kuchen! — Und der Federhut! — Hast du den rein ver-gessen, daß du wie unsinnig darauf 'rumstampfst?"

Und aufs höchste erregt schob Rupert den verdutzten

Grenadier beiseite und schloß den Koffer. Da hatte er's 'mal wieder! — So gut gemeint von ihm und doch war's dem Herrn Leutnant wieder nicht recht!

„Wo sind die Schminkdosen eigentlich? Hast du den Zettel bei dem Friseur abgeliefert, und hat er dir die Sachen mitgegeben?"

Krischan versicherte eifrig, daß alles besorgt sei; der Herr „Frinzeur" wollte die Sachen gleich direkt ins Theater schicken.

„Ins Theater?!" —

„Jo — ik hevv ihm seggt, dat de gnä' Herr hüt in der Komödie spölen duht. — He wullt's ersten gor nich gloven un' meent, dat wier nich in Deather in', — awerst ik bedüt' em —"

„Und er hat ins Theater geschickt?"

„Up min Veran'wortung, seggt he!" — triumphiert Krischan und wirft sich in die Brust.

Rupert schlägt nur die Hand gegen die Stirn. „Sehr erfreulich! Können wir den Umweg machen und die Sachen erst wieder abholen! Marsch — nimm den Handkoffer! — Nun heißt's Schritte machen."

„Nee, Herr Lütnant, hüt hevv ik de Droske nich wedder vergeten!" strahlte Puttfarken siegesbewußt.

„Eine Droschke — heute, bei dem köstlichen Wetter?" — schreit Rupert entsetzt auf. „Heute — wo ich schon so viele Ausgaben diesen Monat hatte —?

Bei dem tollen Hundewetter neulich zu Fuße laufen — und heute bei Sonnenschein fahren? — Na man

tau! — Wie Krischan will — ich halte still!" — philosophiert er halblaut, und da gerade die fatale Droschke vor das Haus rollt, schreitet er dem bestürzten Burschen voran, die Treppe hinab.

Puttfarken stehen die Thränen in den Augen. Nein, er kann es nicht recht machen, beim besten Willen nicht!

Zuerst geht's nach dem Theater, um wieder gut zu machen, was Krischan falsch gemacht. — Wie ein Stich geht es dem zerknirschten Grenadier durch das Herz, daß der Kutscher für seine Extra-Station fünfzig Pfennig mehr berechnet, als sie fünf Minuten später vor der eleganten Villa der Gräfin hielten.

Trübselig kletterte er von dem Bock herunter und ergriff den Handkoffer, um hinter seinem Herrn die teppichbelegten Stufen empor zu steigen.

„'Abend, Friedrich! — Herrengarderobe oben?"

„Befehl, Herr Leutnant, eine Treppe höher! Die Frau Gräfin lassen bitten, daß der Herr Leutnant zuvor einen Augenblick in den Salon treten und den Burschen so lange warten lassen möchte."

„Schön — soll sofort besorgt werden. Krischan, lass' dich zur Herrengarderobe weisen und warte dort!"

Herr von Rupert schwenkt seitwärts durch die Portière ab und tritt, während Puttfarken schwerfällig eine Treppe höher stampft, in den ihm so wohlbekannten, großen Salon, an welchen sich manch' liebe, traute Erinnerung der Probezeit knüpft.

Lilly ist noch nicht anwesend, nur die üppige, kleine Gestalt der Gastgeberin rauscht ihm in jugendlicher Toilette und in sichtbar großer Erregung entgegen.

„Mein bester Herr von Rupert — ist Ihr Bursche mit hier?"

Der junge Offizier sieht die Fragerin ein wenig überrascht an.

„Allerdings, gnädigste Gräfin. — Sind vielleicht noch Befehle für ihn, so bitte ich vollständig über Krischan zu verfügen — ihm aber, wenn möglich, etwaige Bestellungen schriftlich zu geben!“

„Wir sind in größter Verlegenheit, lieber Herr von Rupert! Denken Sie doch, Dreischke, der Coulissenschieber, läßt eben melden, daß seine Kinder am Scharlachfieber erkrankt sind. — Selbstverständlich darf er mir nicht das Haus betreten! Was sollen wir nun anfangen? Meine Dienerschaft ist ausgeschlossen — die Lohndiener sind bei dem Fest des Kriegervereins beschäftigt. — Es bleibt nur noch eine Hilfe — Ihr Bursche!“

Rupert hob in entsetzter Abwehr die Hände. „Fordern Sie Ihr Schicksal nicht derart leichtsinnig in die Schranken, gnädigste Gräfin! Sie kennen Krischan Puttfarken nicht! Sie ahnen nicht, welch' einen Geist Sie mit ihm rufen!“

„Ist er so ungeschickt?“

„Mehr noch als das — Sie riskieren alles bei ihm!“

Die Gräfin lacht. „Je nun — eine große Dressur ist ja durchaus nicht für seine Leistung nötig! Er steht lediglich in der Ecke der ersten Coulisse und läßt den Vorhang sich heben und senken.“

„Selbst die kleinsten Ursachen genügen für einen Krischan, um die ungeheuerlichsten Wirkungen dadurch zu erzielen!“

„Sie übertreiben, Rupert! Ich übernehme alle Verantwortung!“

„Wenn Frau Gräfin mir das versprechen wollen, gut! — Ich wasche meine Hände in Unschuld.“ —

„Waschen Sie, cher ami — und senden Sie Krischan, den so schwer verleumdeten, sogleich zu mir, ich will ihn schnell mit Hilfe des Souffleurs in seinen Dienst einweihen. — Es wird vortrefflich gehen!“ —

Lachend winkte sie ihm zu, und Rupert kreuzte die Arme resigniert über die Brust: „Tu l'as voulu, George Dandin! Nun müssen Sie auch die Konsequenzen tragen!“ — Und er stürmte die Treppe empor, um seinen so unzuverlässigen „Knappen“ in aller Eile mit den eindringlichsten Ermahnungen zu versehen und auf seinen Posten hinab zu schicken.

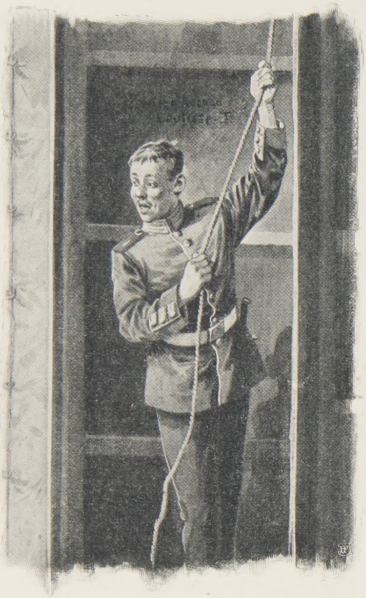
Krischan Puttfarken strahlte. Zwar stand er ein paar Minuten wie geblendet von all dem Ungewohnten vor der Frau Gräfin und dem Souffleur, aber er verstand über Erwarten schnell, was man von ihm wollte, und ließ den Vorhang mit aller Verve sich heben und senken, je nachdem der Souffleur ihm einen Wink gab. —

Nun stand er mit glühendem Kopf in sein schmales Eckchen zur Seite der Bühne gedrückt und hatte das Gefühl, als ob das gesamte Weltall feurige Kreise um ihn zöge. Es war das erste Mal im Leben, daß Krischan Puttfarken einer Theatervorstellung beiwohnte.

Mit starren Augen blickte er hin auf die Bühne, auf welcher sich ganz wunderlich kostümierte Leute versammelten. — Beim Himmel, da war auch sein Leutnant! — Aber wie sah der aus!! Beinahe hätte er ihn in

der großen Lockenperrücke und in dem seltsamen Rock gar nicht wieder erkannt.

Und nun nochmals die Klingel. — „Aufziehen!“ ruft der Regisseur. Krischan schrickt nervös zusammen und legt sich in die Riemen — „Rutsch“ geht der Vorhang in die Höhe — tadellos!



Puttfarken atmet hoch auf und trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Er ist noch so völlig benommen, daß er nur wie geistesabwesend auf die Bühne starrt und die wunderlich angezogenen Menschen auf derselben sprechen hört, ohne den Sinn ihrer Worte zu verstehen. Puttfarken bekommt endlich ein bißchen Klarheit, was das alles bedeuten soll, aber diese Klarheit erfüllt ihn mit lähmendem, überraschendem Schreck. Es ist Krieg! Ganz plötzlich spricht sein Herr Leutnant von Einquartierung — Franzosen, — Überfall! Ei, du mein Himmel, das

ist aber 'mal plötzlich gekommen! Das eine schöne Fräulein, welches seinen Herrn Leutnant ganz ersichtlich zu lieben scheint, muß sich auch furchtbar aufregen, denn sie stellt sich ganz lamentabel an und meint, der Leutnant, welchen sie komischer Weise immer Etienne nennt, solle sich lieber nicht mit den Feinden einlassen. Aber da kommt sie an den Rechten! Der wettert nicht schlecht darauf los, denn so ein Überfall hat 'was auf sich! Richtig, jetzt stürmt er auch davon — gewiß um Alarm blasen zu lassen, denn wenn die Franzosen schon so dicht hier bei der Villa sind, heißt es wie der Teufel drauf und dran gehn!

Krischan Puttfarken bebt vor Aufregung an allen Gliedern.

Und die Dame, welche nun allein in der Stube zurückgeblieben (Puttfarken sieht nur sie, das Publikum bleibt ihm durch die Coulisse verborgen), scheint reine umzukommen vor Angst — sie eilt an das Fenster und ringt die Hände.

Komisch! Sie muß hinausblicken können, obwohl Krischan deutlich sieht, daß das Fenster eigentlich eine Thür und nur so angemalt und mit einer Gardine verhängt ist wie ein Fenster. Aber sicher hat sie ein Guckloch, denn sie beschreibt ja alles so deutlich, was sie sieht, daß dem braven Burschen sich die Haare sträuben vor Entsetzen. „Da stürmt er hin durch den Lindengang — ganz allein! — Wie ein Rasender kämpft er gegen den Feind — umzingelt — hilflos der Übermacht preisgegeben

— und niemand eilt ihm zu Hilfe!" — schreit die Dame gellend auf; gleichzeitig knattern draußen Schüsse. —

Krischan überkommt es wie wilde, sinnlose Verzweiflung. Keiner kommt seinem lieben Herrn zu Hilfe?! Oho! Auf den Krischan Puttfarken ist denn doch noch Verlaß! — Der läßt seinen Leutnant nicht im Stich, und wenn's das Leben kostet!

Und mit den Worten: „Töven's 'mal — Frölen! Ik kümm'! Hei hat ja nur bei verdraxtige Plembe, wo nix uthalen kann!" — stürzt der biedere Grenadier über die Bühne, schiebt mit kraftvollen Armen die entsetzte Gabriele beiseite und schreit ununterbrochen: „Ik kümm! Ik kümm to Hülp!" — Ein kraftvolles, leidenschaftliches Rütteln an der Thür — krachend fliegt dieselbe auf — die Dekoration bricht hernieder, und Krischan steht wie gelähmt und starrt — ebenso wie das gesamte Publikum des Saales — auf ein Bild, welches er nicht erwartet hatte.

Die Thür gewährt den Blick auf einen kleinen Flur, welcher durch eine Portière geteilt ist und von einer Gasflamme hell beleuchtet wird. Rechts vom Vorhange steht ein alter Major und dreht eifrig eine Maschine, welche die furchtbaren Schüsse so täuschend ähnlich hervorbringt, und ihm verborgen, links davon, steht Herr von Rupert und hält Dörtfieken — Lilly im Arm, just in dem Augenblick ihr einen Kuß gebend, als Puttfarken schnell wie der Blitz die Thür aufreißt. — —

Tableau! —

Ein ungeheurer Tumult erhob sich; Jubel, Rufen, Bravoklatschen. — Nur die Gräfin lag halb ohnmächtig in ihrem Sessel. Krischan Puttfarken zog den Kopf in die Schultern und gewann mit zwei Sätzen die rettende Treppe. —

Ob die „Brandenburgischen Eroberungen" noch an diesem Abend zu Ende gespielt wurden? — Ja; vorher aber stürmte die Gräfin hinter die Coulissen, und man will nur aus dem Munde des Herrn von Rupert ein dumpf-stöhnendes: „Tu l'as voulu, George Dandin —! Sie wollten alle Konsequenzen tragen, Gräfin!" gehört haben.

Thatsache ist, daß nach zehn Minuten die Gräfin mit charmantem Lächeln dem jubelnden Publikum das neueste Brautpaar vorstellte: Herr von Rupert und ihre Tochter Lilly. —

— — Puttfarken war schnurstracks nach Hause gelaufen und hatte nach einer geladenen Pistole gesucht. Da er keine fand, beschloß er, am Leben zu bleiben, und packte seine sieben Sachen, denn daß er morgen in die Kompagnie zurückfliegen würde, schien ihm sicher. — Spät, sehr spät kam sein Herr heim, und Krischan stand mit schlotternden Knien vor ihm.

Da geschah etwas Unerhörtes: Herr von Rupert öffnete die Arme und zog den Getreuen sekundenlang an seine Brust! „Krischan, treue ehrliche Seele! Du Goldmensch! — Ja, auf dich ist doch Verlaß, Puttfarken; mein ganzes Lebensglück verdanke ich einzig dir!" —

Puttfarken begriff anfangs nicht und weinte vor Angst, denn er dachte, das sei alles Ironie. Dann aber — nach und nach — begriff er, was für einen Liebesdienst er seinem guten Herrn geleistet, und er weinte abermals, diesmal vor Freude und Glück. In die Kaserne ist er selbstredend nicht zurückgewandert, sondern hat kapituliert und dient jetzt schon im siebenten Jahr bei seiner Herrschaft. Er ist bei Leutnants Faktotum geworden, und Herr von Rupert versichert: „Es gibt keine zuverlässigere Seele wie Krischan, man kann Häuser auf ihn bauen!“ —

Monatsrosen.

eter Claasen diente in Cuxhaven als Werft-Arbeiter. Als er noch daheim bei den Eltern, auf der einsamen, sturmumbrausten Nordseeinsel lebte, war er Fischer und rang voll zähen Mutes, ja oft voll waghalsigen Trotzes mit den Elementen, sein kärgliches Brod zu verdienen. Er war der fünfte Sohn, — drei Schwestern wurden noch nach ihm geboren, was Wunder, wenn es in dem kleinen Fischerhaus zu eng für so Viele ward.

Die älteren Brüder dienten bei der Marine, — auch an Peter kam die Reihe, und er fuhr jauchzend und frohgemut auf schmucker Korvette in fremde, bunte, lockende Welten hinein! —

Als er abermals heimkehrte, deuchte ihm das Elternhaus noch enger denn zuvor, und er packte sein Bündel und versuchte sein Glück in Cuxhaven! Sein Glück! — Ein fleißiger, braver und nüchterner Mann findet bald sein Glück, namentlich wenn er so bescheiden und anspruchslos ist, wie Peter Claasen. Er bekam Arbeit und gutes Auskommen, er fand auch ein frisches, rotwangiges Friesenkind, welches ihn lieb hatte, und sein Weib wurde. Und während Ebba ihm in der lebhaften unruhigen Hafenstadt ein eigenes Heim so traut wie möglich gestaltete, dachten sie beide dennoch Tag und Nacht voll heimlicher Sehnsucht an die stille, weltferne Inselheimat, wo das Leben so hart und schwer und dennoch einzig und allein ein wahres Leben war! Viel Briefe kamen nicht von dort, in letzter Zeit aber kamen mehrere hintereinander, und ein jeder brachte so traurige Kunde, daß Peter Claasen still, mit tief geneigtem Kopf auf der Ofenbank saß und mit schwieligen Händen über die Augen wischte: die Pfeife ward kalt und die Wangen naß.

Daheim starb eins nach dem andern. Die beiden ältesten Brüder verunglückt und von der See verschlungen, der dritte am gelben Fieber in fernen Landen dahingesiecht, der vierte seit einer Fahrt nach China verschollen, — und die Schwestern verheiratet oder in Dienste außer

dem Haus gegangen, — da war es leer und still in dem ehedem so vollen Fischerhüttchen geworden. Nun lag auch der Vater hoffnungslos darnieder, und die alte Mutter ließ ihm durch den Herrn Pastor schreiben: „Komm' heim, Peter — es will Abend für mich werden." — Peter Claasen schaute seiner Ebba stumm in die Augen. „Wollen wir heim?" fragte sein Blick. Und sie drückte ihm ebenso stumm die Hand und dennoch sprachen ihre sehnsüchtig leuchtenden Augen: „Ja, laß uns heim!" —

Da packten sie schweigend ihren kleinen Kram, lösten die Bande, welche sie hielten, und fuhren über die blaue See, der Insel zu. Als ihre gelben, kahlen Dünen über den Wogen auftauchten, zog Peter Claasen andächtig die Mütze vom Kopf, und sein Blick hing starr an dem Strand, um welchen die Möven kreischten, und sein Auge leuchtete wie verklärt. —

Ebba trug im Arm einen Blumentopf, ein kräftiges Reis der Monatsrose, welches vor etlichen Monaten auf ihrem Hochzeitstisch gestanden, — das pflanzte sie abends in das kleine, kümmerliche Sandgärtchen vor dem Fischerhaus, und strich liebkosend mit der Hand über die Zweige, welche sich zitternd im Sturmwind bogen: „ich will dich fein warten und pflegen, damit du Sand und Wind überstehen sollst!"

Und sie pflegte die Monatsrose, — und die Rose überstand die Winterstürme und faßte Wurzel im Sande.

Als der Sommer wiederum ins Land kam, lag in Frau Ebbas Armen ein flachshaariges Dirnlein, und

Vater Peter stampfte mit den hohen Wasserstiefeln so leise wie möglich in das Stübchen und flüsterte der jungen Mutter voll strahlender Freude zu: „Und am Stock draußen ist über Nacht ein Monatsröslein aufgeblüht!“ —

Die alten Großeltern und ihr Sohn bestanden darauf, daß die kleine Dirn den Namen Antje erhalten solle, Ebba aber schüttelte den Kopf: „Sie ist auch eine Monatsrose — und wenn ihr sie Antje taust, — so nenne ich sie dennoch Röslein!“ —

Und wie eine Mutter ihr Kind ruft und kost und schilt, so heißt es; — die Antje Claasen ward im ganzen Dorf die Rose genannt. —

Sie wuchs empor, schlank, blond und rosig anzuschauen, ebenso wie ihr Schwesterlein am Strauch vor Ebbas Fenster, nur daß sie von festerer Art wie diese war. — Die Monatsröslein verblühten so schnell — ach gar zu schnell!

Sie liebten den Sturmwind, den rauhen, wilden Gesell, sie strebten ihm mit schwellenden Knospen und hoffnungsgrünem Laube entgegen, und kaum daß der Treulose ihre rosigen Wangen geküßt, kaum daß der Kelch sich voll erschloß, fuhr er wüst und erbarmungslos daher, riß die Blüten an sich und entblätterte sie, daß sie abends schon sterbend auf dem blassen Sande welkten. —

Antje liebte auch den Sturm! Ach wie sehr liebte sie ihn!

Einsam auf hoher Düne stand sie und ließ hochatmend Rock und Fürtuch flattern, — dann sauste der

wilde Gesell daher, gierig die Rosenwangen zu küssen, das Goldhaar zu zausen, daß es in langen Strähnen über den Rücken flog, — und Antje breitete jauchzend die Arme aus und ließ sich drängen und fortreißen, hinab — weiter — immer weiter — bis die Gischtflocken der Brandung um ihre nackten Füße sprühten und eine angstvolle Stimme rief: „Rosenantje! zurück! sonst kommst du zu Schaden!" — Der Jürgen schritt bei solchen Worten bedächtig und schwerfällig daher, und wenn er neben dem schmucken Mädchen stand, dann schlug er die blauen Augen, welche eben noch so glückstrahlend und entzückt auf sie geschaut, schüchtern zu Boden, und schob die Pfeife in den andern Mundwinkel und stotterte nur: „Aus der Tiefe kommt Kein's wieder hoch! — Bleib' daheim, Rosenantje, der Sturm reißt dich ja nieder!" —

Sie lachte ihn mit schneeweißen Zähnen an: „Würdest mich nicht wieder hoch holen, Jürgen?"

Der kraute verlegen den Blondkopf, ward blutrot und blickte zur Seite: „Nee, Antje Claasen — aus den Klippen hier geht's nicht!" — Aber im Herzen dachte er: „Retten könnte ich dich wohl nicht, aber dir nachspringen und mit dir sterben!" —

Und so dachte er vieles in seinem treuen, liebeheißen Herzen, — aber Antje hörte es nicht, und sie rümpfte ärgerlich das Näschen über den langweiligen Bursch', drehte ihm den Rücken und ging davon.

„Ach Sturmwind, lieber Sturmwind, — blas mich einmal weit weg von hier, in die große, bunte, schöne,

lustige Welt, von welcher Vater erzählte, — hier ist es gar zu eng —! ich sehne mich hinaus!" —

Und Rosenantje wiegte sich keck und lebensfroh auf den schlanken Hüften und dachte: „Den Jürgen nehm' ich nicht! der ist so lau und flau wie der Wind nach Johanni! Ich aber halte es mit dem Sturm, der versteht es besser zu tanzen! heisa juchhe!" —

So weltfern die kleine Insel auch inmitten der blauen Wogen gelegen, der scharfe Späherblick moderner Spekulation hatte sie dennoch entdeckt, und bald schaukelte der kleine Dampfer vor den Dünen, welcher die ersten Badegäste in das Fischerdörfchen brachte!

Welch ein ungewohntes, nie geahntes Leben!

Mutter Ebba erwachte bei dem Anblick der eleganten Städterinnen wie aus langem Schlaf und murmelte lächelnd: „Wie dermalen in Cuxhaven!"

Mit glänzenden Augen starrte Rosenantje das neue Schauspiel an und dachte tief im Herzen: „Wie schön muß die Welt da draußen sein, wo es so feine, herrliche Menschen gibt, welche selbst werktags in Seide und Goldschmuck einhergehen!" —

Vater Peter aber schüttelte finster den Kopf und sprach: „S'ist Trug und Schein, — diese Stadtleute sind wie die Quallen, bunt und aufgeblasen und gar schön anzusehen, — aber sie taugen nichts, und wer die Finger von ihnen nicht zurückzieht, den brennen sie!" —

Herbstwetter! der Sturm jagt Regenwolken und die See rollt bleigraue Wogen gegen die Dünen. Das Ried-

gras raschelt und die Taue, welche die Fahne auf dem Strandmast halten, pfeifen ihr melancholisches Lied.

Droben auf der Düne steht Antje und badet mit Wohlbehagen die jungen Glieder in dem Wind, welcher ihr den flatternden roten Rock um die Füße schlägt. Ihr ist's wunderlich zu Mute. Wie Lachen und Weinen zugleich. Hoch auf schlägt ihr Herz in Sehnsucht nach dem Glück, dem fremden — süßen — wunderlichen Glück, welches sie nur vom Hörensagen kannte, wie ein Blinder die Farben!

Glück! — Glück, wo bleibst du?! Antje ist so jung und schön — ihr Herz so heiß und durstig! wo bleibst du, Glück? —

Wie der blonde Jürgen schaut es nicht aus, das weiß sie! —

Horch — ein lachender Ruf! — Ho-ho hojohe!! — Dort naht eine schlanke Gestalt im wehenden Mantel, den weichen Filzhut auf dunkle, sturmumwühlte Locken gedrückt, das blitzende Schwarzauge auf die junge Fischerdirne gebannt. — Wild auf braust es in den Lüften und ein Sturmvogel fliegt mit lachendem Schrei über ihnen hin — Antje aber preßt die Hände auf das bebende Herz und steht regungslos.

Da kommt er ihr entgegen wie der Sturmwind, keck, siegesfreudig, rücksichtslos, und er lacht sie mit flammenden Augen an und schlingt die Arme um sie, wie der wüste Gesell in den Lüften, welcher sie hinab in die Meerestiefe reißen will!

Ein Scherz! — ach nur ein Scherz! — Es ist nicht bös gemeint, — er sagt's ja selbst mit lautem Lachen, und behauptet, der Sturm habe ihm eine Rose an die Brust geweht! — Nun hält er sie fest — und ob das zitternde Mädchen auch heiß erglühend sich aus seinen Armen ringen will, — er neigt sich mit heißem Atem nur desto näher und küßt ihre Lippen, küßt sie so ungestüm und gewaltig, wie der Nordost die armen Monatsrosen!

Und durch Antjes Seele geht es wie ein Aufschrei namenloser Wonne: Das ist das Glück! — —

Da hält auch sie es mit blühenden Armen fest und blickt ihm in die Augen, und lauscht den süßen Klängen, welche von seinen Lippen wehen! Die sind nicht lau und flau wie der Wind nach Johanni, — nein, die brausen über ihr Herz wie die gewaltigen Fittiche des Sturmwindes, unwiderstehlich, hinreißend — sinnverwirrend!

Das Meer rollt zu ihren Füßen und spült die Trümmer des Wracks an den Strand, welche von Falsch und Treulosigkeit des Windes erzählen, — Antje aber schließt die Augen und sieht sie nicht! —

Silberner Mondschein am Strand! du holder, verschwiegener Freund heimlicher Liebe, — klagst du nicht um die Rosen, welche ein Sturmwind entblättert? — Noch einmal küßt er ihre Lippen. „Ich gehe und du folgst mir!" flüsterte er in ihr Ohr. —

Und Antje folgt ihm. Ihre Thränen, ihr leidenschaftlicher Trotz, ihre schier krankhafte, verzweifelte Sehnsucht

nach Welt und Menschen haben die Eltern gezwungen, sie ziehen zu lassen.

In Hamburg hat sie wunderbar schnell ein Unterkommen und guten Dienst gefunden.

Jürgen steht an dem niedern Zaun des Gärtchens und steckt ihr die hartgearbeitete Hand entgegen. Er ist bleich bis in die Lippen hinein und noch wortkarger denn sonst.

Sie lächelt ihm flüchtig zu und hastet an ihm vorbei — die Zweige der Monatsrose klammern sich angstvoll an ihren Rock und Jürgen sagt mit stockender Stimme: „Bis zum Sommer bleib' dort, Antje! — nicht länger! dann hol' ich dich heim! Ja, — soll ich?" —

Sie blickt betroffen auf. Welch' ein Ausdruck in seinem treuen, ehrlichen Gesicht! Antje wird dunkelrot. Sie kann es ihm nicht anthun und alle Hoffnung nehmen — so nickt sie und lächelt kurz: „Soll ein Wort sein, Jürgen, um Pfingsten holst du mich heim!"

Und dann scheidet sie, so hastig, als brenne der Boden der Heimat unter ihren Füßen.

Der Sturmwind stößt in die Segel des kleinen Schiffes und treibt sie wie ein wilder Dämon von dannen . . .

Wieder ist's Sommer geworden.

Bang und unbeholfen steht Jürgen in Hamburg vor der Thür des Hauses, in welchem Antje wohnt. „Sie sei ausgegangen", hat ihm eine Frau, welche er nach ihr gefragt, gleichgültigen Tones gesagt.

Nun wartet er, aber Antje kommt nicht. Die Stunden

vergehen, es wird Nacht. Wo bleibt sie! Schweren Herzens wendet sich der Fischer, den folgenden Tag zu erwarten.

Still und düster ist es auf der Brücke, über welche er schreitet. Auf dem Geländer sitzt eine in den Mantel gehüllte Frauengestalt und starrt hinab in die gurgelnden Wogen, über welche der Nachtwind saust. Ein Flackerschein der Laterne trifft ihr Gesicht, und Jürgen steht wie gelähmt vor Entsetzen und starrt sie an. Diese bleichen, verzerrten Züge — diese tief umschatteten Augen — dieses Antlitz, in welchem sich alle Seelenqualen spiegeln — —

„Rosenantje!!“ schreit er auf. —

Sie zuckt zusammen und hebt entsetzt, wie in verzweifelter Abwehr die Hände.

„Antje!“ ruft er noch einmal und eilt auf sie zu.

Da ringt sich ein dumpfer, halb erstickter Schrei von ihren Lippen, — wie ein Schatten sinkt ihre Gestalt vornüber, eine wilde Bewegung — — und drunten im Wasser rauscht es auf. — —

Einen Augenblick steht Jürgen wie gelähmt, es wird schwarz vor seinen Augen und ein Schmerz zuckt brennend weh, wie ein Todesstreich durch sein Herz. — Und dann krampft er die Hände um das Geländer. — „Antje!“ murmelt er und abermals teilen sich die Wasser klatschend unter der Brücke. — Wen der Sturm in die Tiefe gerissen, den kann man nicht mehr retten, aber sterben kann man, — sterben mit der entblätterten Rose! — — —

Die Wogen rollen einförmig gegen den Strand, an welchem ein alter einsamer Mann im Kahn sitzt und Netze flickt. Sein Haar ist weiß, seine Hände zittern.

Von der Düne herab braust der Sturm und fegt die Blätter der Monatsrosen über die See . . . . .

Das Spukhaus.

Ein altes, schauerlich unheimliches Haus war es, man sah es ihm schon von außen an, daß es darin auf keinen Fall geheuer sein konnte!

Und dennoch hatte der junge Hauptmann Neubert die erste Etage gemietet, um nach vierwöchentlicher Hochzeitsreise mit seiner angebeteten Valeska schnurstracks hinein zu ziehen!

War so etwas zu glauben?

Man schüttelte in dem kleinen Städtchen genugsam die Köpfe darüber und prophezeite dem leichtsinnigen Pärchen die ungeheuerlichsten Unglücksfälle, und es gab

für Wochen kein anziehenderes Gesprächsthema in Schiefwinkel, als das Spukhaus und seine künftigen Bewohner.

„Ja, wohin sollten Neuberts aber ziehen?“ fragte wohl hie und da eine phlegmatisch beanlagte Natur, „es war doch in der ganzen Stadt zur Zeit keine andere Wohnung zu haben, außer in der neuen Villa, welche so horrend teuer ist!“

„Ja, gewiß, der Herr Bauunternehmer rechnete mit den Verhältnissen! Außer dem Spukhaus keine Konkurrenz, — nun, da fordert er eben Berliner Preise!“

„Um so schneidiger von Neubert und seiner jungen Frau, sich von dem Halsabschneider nicht gegen die Wand drücken zu lassen, sondern kühn und eigenwillig in der Roßstraße zu mieten! Haha! die Überraschung mag für den Herrn Spekulanten keine allzu angenehme gewesen sein!“

Während dessen war das Spukhaus für seine neuen Mieter hergerichtet.

Es war ein langgestrecktes, altmodisches Gebäude von Fachwerk, mit großer, rundgewölbter Thorfahrt, mächtigen, saalartigen Korridoren und großen, aber sehr niedrigen Zimmern.

Frisch tapeziert machten dieselben aber doch einen ganz freundlichen Eindruck, und auch die uraltmodischen Öfen, welche bedenklich an hohe Grabmäler mit Aschurnen erinnerten — Neubert hatte scherzweise die Ofenreihe in der Flucht der Vorderzimmer die „via Appia“ genannt — hatten mit dem gemütlich prasselnden Feuer

in ihren weitbauchigen Höhlen gar nichts so Unheimliches mehr!

Die Dienstboten waren von vornherein mit Rücksicht auf das Spukhaus gemietet. Eine robuste Köchin hatte hohnlächelnd die blauroten Fäuste in die Seite gestemmt und den Kopf geschüttelt.

„Nee, Herr Hauptmann, — förchten thu' ich mir nich. Lassen Se man den Deiwel kommen — ich werd' ihm schon rausbekomplementieren!"

Davon schien der junge Ehegatte überzeugt, ja es beschlich ihn ein unheimliches Gefühl bei dem Gedanken, daß der Teufel — oder ein anderer, 'mal mit dieser Schönen Händel bekommen könnte, — — aber vorläufig mußte er froh sein, die Geisterverächterin ihren Einzug in die alte Kurie halten zu sehen.

Das Stubenmädchen beteuerte ebenfalls seine vollständige Furchtlosigkeit. Man hatte allerdings lange suchen müssen, bis man diese Perle gefunden, denn die meisten Bewerberinnen waren sehr nervös und bei dem Gedanken an das Spukhaus derart alteriert gewesen, daß Valeska sowohl wie Neubert von vornherein von einem bindenden Wort und gütlichem Zureden absahen.

Der Bursch war wohl zu indifferent, um sich zu fürchten. Er glich mehr dem Hans im Märchenbuch, welcher gern das Gruseln lernen wollte, und für sein Leben gern der interessanten Thatsache nachgeforscht hätte, ob der Teufel thatsächlich mit Schwanz und Pferdefuß die Herzen der Frommen schrecke!

Auch war ihm der Gedanke nicht gleichgültig, daß in dem Spukhaus fraglos ein großer Schatz verborgen liege, denn wie er aus glaubhaften Überlieferungen wußte, behüteten die Poltergeister zumeist vergrabene Goldtöpfe, und daß die alten Domherren, welche ehemals, als die jetzige Kaserne noch Kloster gewesen, — hier im Hause gewohnt hatten, einen ansehnlichen Batzen in den Strumpf gespart haben mußten, davon war er überzeugt.

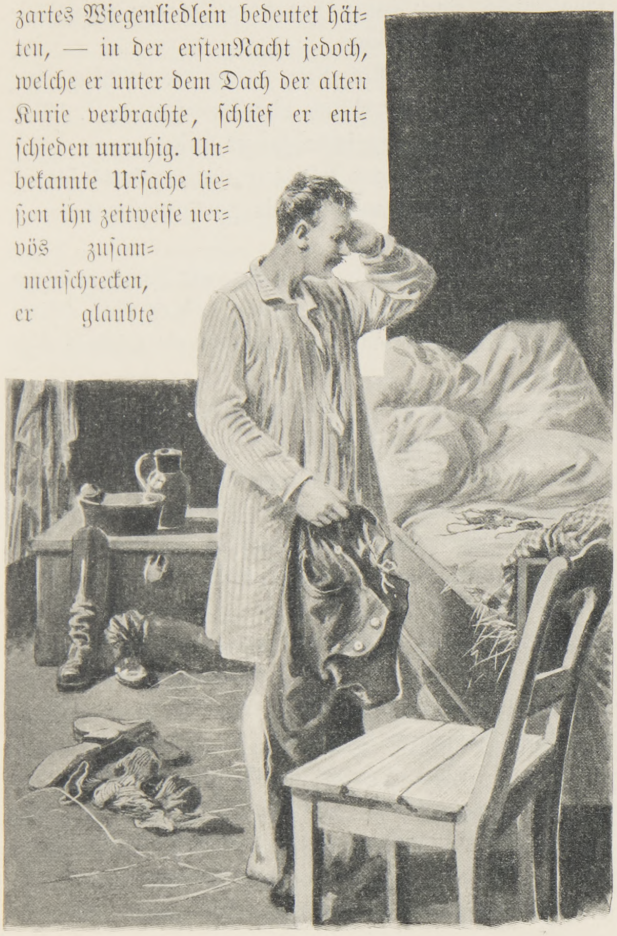
Jochen Kasbohm ersehnte demzufolge aus recht egoistischen Gründen den Einzug in das Spukhaus und verließ sich fröhlich grinsend auf seine beiden gewaltigen Fäuste, welche mit dem Gelichter ohne Fleisch und Blut schon „kurze fünfzehn" machen sollten!

Und der denkwürdige Tag kam, wo die Möbelwagen vor dem Spukhaus standen, und Jochen Kasbohm mit martialischem Gesicht über die Schwelle schritt, nunmehr offiziell von der neuen „Hüsung" Besitz zu ergreifen.

Die junge Schwiegermama des Herrn Hauptmann richtete das Nestchen für die Kinder ein, und als sie und die heldenhaften Küchengrazien so mutig treppauf — treppab liefen, Tapezierer und Tischler emsig hantierten und auch Männe, der sonst so „merk'sche" Teckel, ohne gesträubte Haare sogar in der Dämmerung das Haus durchwanderte, deuchte es Jedermann recht wohnlich und gemütlich und so garnicht das, was man für gewöhnlich unter einem Spukhaus versteht.

Jochen Kasbohm erfreute sich für gewöhnlich eines Schlafes, für welchen hundert Kanonenschläge nur ein

zartes Wiegenliedlein bedeutet hätten, — in der erstenNacht jedoch, welche er unter dem Dach der alten Kurie verbrachte, schlief er entschieden unruhig. Unbekannte Ursache ließen ihn zeitweise nervös zusammenschrecken, er glaubte



schlaftrunken einen feinen stechenden Schmerz an etlichen Gliedmaßen zu empfinden.

Waren es die Höllengeister, welche ihn zwickten? Um so besser, so lag der Schatz hier oben verborgen. Voll freudiger Genugthuung schnarchte er weiter.

Am nächsten Morgen erlebte er aber die Enttäuschung, daß er nur fünf Mauseleben ein gewaltsames Ende bereitet hatte.

Platt gewalzt lagen sie unter ihm, und Jochen entnahm dem Anblick ihrer Leichen die Lehre, daß es nicht ratsam sei, den Bettstrohsack auf dem Heuboden eines Spukhauses zu füllen.

Das junge Paar machte eine mehrwöchentliche Hochzeitsreise, und während dieser Zeit hatten die dienstbaren Geister den jungen Hausstand zu hüten.

In tiefem, ungestörtem Frieden lebten sie dahin, und so sehr es der ungeduldige Jochen auch durch allerhand kühne Herausforderungen darauf ablegte, die Spukgeister zu reizen, und ihr Erscheinen zu erzwingen, es ereignete sich doch nichts Außergewöhnliches, nicht einmal nachts um zwölf Uhr fielen Totengebeine im Kamin herab, keine Katze mit feurigen Augen schlich umher, kein alter Domherr schritt mit rasselndem Schlüsselbund zum Weinkeller nieder, — nichts, — gar nichts, was Jochen auch nur im mindesten imponiert hätte.

„Ein ganz gemeines, gewöhnliches Haus, wie alle anderen Häuser auch!“ — zuckte er verächtlich die Achseln und fing schon allmählich an, seinen schönen Traum von gefüllten Goldtöpfen zu Grabe zu legen.

Eines Abends hatten sie noch spät in der Küche gesessen und die Empfangsfeierlichkeiten für die junge Herrschaft besprochen.

Die „Damen" stickten und tranken Kaffe, — Herr Jochen führte seinen Seidel „Hiesiges" zu Munde und rauchte dicke Wolken, „Hamburger Reiterlein."

Es war so recht gemütlich, „und niemand dachte Böses nicht" — am wenigsten an die bleichen Geister, welche in diesem Hause umgehen sollten.

Da — ein Schlag, ein dumpfes Poltern — fernher und gedämpft, als käme es aus dem Keller.

Jochen saß sofort kerzengerade und legte tief aufatmend die Pfeife auf den Tisch. „Endlich — hei kümmt!"

„Ick will 'em wat!" — sagte Miene, kniff resolut die Lippen zusammen und schob die Kaffeetasse weit von sich, als wolle sie in diesem Augenblick alles verächtlich ablehnen, was auf menschliche Schwäche hätte gedeutet werden können. — Und das Stubenmädchen faßte stumm, aber energisch die Lampe.

Noch einmal poltert's — und dann ein seltsames Getön, wie ein Klageschrei.

„Nun man los! — merkt Euch genau die Stelle, wo ihr das Spukeviech seht!" flüsterte Jochen mit funkelnden, goldlüsternen Äuglein, griff nach dem Seitengewehr welches an der Wand hing, und die drei mutigen Hüter des Hauses schritten die Treppe hinab.

Ja, der Spektakel war im Keller.

Klirren, Poltern — Rascheln — und dann, als sich,

die dröhnenden Schritte des Kleeblatts näherten, alles still. — Kreischend sprang der Schlüssel herum.

„Huhuhu —“ fuhr ein Windstoß durch das offene Kellerfenster, so daß Anna mit der Lampe hinter die Thür flüchtete, um sie vor dem Verlöschen zu bewahren — und dann schien es allen dreien, als huschten ein paar dunkle Schatten und ein helles Etwas eilends durch die zerbrochene Scheibe zurück.

„Katzen!“ ballte Miene ingrimmig die Faust, „Katzen!“ schrie Jochen wütend und nannte mit unheimlicher Geschwindigkeit alle Kosenamen, welche er auf dem Kasernenhof erlauscht. — —

„Katzen!“ lachte auch Anna mit dumpfer Stimme, und dann besichtigte man die zerschlagene Scheibe und begab sich sehr enttäuscht auf den Rückmarsch.

Die Mädchen tranken, in grüblerisches Sinnen verloren, ihren Kaffee, — Jochen, schweigsam und bitter enttäuscht, sein Bier aus.

Seit jenem Abend spukte gar nichts mehr, nicht einmal die Katzen, denn die Scheibe war erneuert.

Das junge Ehepaar traf ein, — ein munteres und vergnügliches Leben entwickelte sich in dem ehedem so stillen Spukhaus, und die Leute, welche darin zu verkehren hatten, und die Herrschaften, welche Gegenvisiten machten, begriffen gar nicht, wie man diese wunderschöne Wohnung lange Jahre hindurch unbenutzt hatte leer stehen lassen, — sie sah so gemütlich und harmlos aus, daß keinem Menschen in den Sinn gekommen wäre, auf diesen

hell erleuchteten Korridoren, in diesen elegant eingerichteten Räumen, den bleichen Geistern längst verstorbener Domherren zu begegnen. Der Besitzer der neuerbauten Villa, welcher so sehr hohe Miete für dieselbe forderte, ging mit langem Gesicht und unheimlich grollender Miene umher.

Tag und Nacht ließ es ihm keine Ruhe, daß ihm nun in dem einsamen Spukhaus eine geradezu mordende Konkurrenz erwachsen sei, welche unberechenbare Folgen für ihn haben konnte.

Was sollte er beginnen, wenn seine Villa nicht vermietet ward, wenn seine Spekulation fehlgeschlagen war?

Wer sollte in diesem kleinen Landstädtchen, in welchem alle Honoratioren die eigenen Häuser bewohnten, eine solch elegante Wohnung mieten? Nur die Herren Offiziere kamen da in Betracht, und wenn diese nun für wenig Geld in dem Spukhaus mieten konnten, ja, wenn Zeiten kamen, wo Major und Hauptleute unverheiratet waren — — o — dieser Gedanke war ja zum Haare ausraufen!

Der Herr Maurermeister Plussow verzehrte sich in Sorgen, und wenn er sich nachts auf dem Lager herum warf, oder Tags über mit blassem, verstörtem Gesicht stundenlang entlegene Pfade wandelte — dann zerbrach er sich den Kopf, wie er wohl den Ruin von seinem Hause abwenden könne.

Die alte Kurie begann er zu hassen, — glühend, rachsüchtig, — unversöhnlich.

Warum spukt es plötzlich nicht mehr in dem alten Rumpelkasten?

So lange er zurückdenken kann, erzählt man sich die gruseligsten Geschichten von den ruhelosen Domherren, von dem Poltern, Stöhnen, Seufzen, Ächzen, Klopfen, Pochen in dem Spukhaus, — kein Mensch hielt es aus, darin zu wohnen, — und nun mit einmal ist alles still und ruhig, und Hauptmanns können die reizende Wohnung nicht genug loben und versichern, daß aller Spuk nur dumme Klatschgeschichten seien!

Man hat wirklich in der ganzen Stadt den Glauben daran verloren, — ja, in der vergangenen Nacht sind die Jungens über den Gartenzaun geklettert und haben Äpfel gestohlen! — Im Garten des Spukhauses! um welches Groß und Klein sonst bei hellstem Sonnenschein einen großen Umweg machte.

Wie soll das enden! — Was für eine Existenzberechtigung hat ein Spukhaus, in welchem es nicht spukt?

Herr Plussow wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn. Er war ein Spieler geworden und sagte: va banque!

Mit sinnender, unheimlich grübelnder Miene schritt er nun etliche Tage lang umher, und als er sich nach der dritten durchwachten Nacht von dem zerwühlten Federbett erhob, sah er verändert aus! Er lächelte, — ein teuflisches, schadenfrohes Lächeln, und auf seinen bartlosen Zügen lag ein fremder Ausdruck, — kühne Entschlossenheit, eiserner Trotz, — derselbe Zug von Unerbittlichkeit, welcher sich auf des großen Cäsar Antlitz spiegelte, ehe er den Rubicon überschritt und dachte: „il

faut corriger la fortune!“ natürlich in lateinischer Übersetzung!!

Während dessen lebte das junge Ehepaar Neubert in ahnungsloser Glückseligkeit in dem spuklosen Spukhaus dahin.

Sie hatten sich so recht aus übergroßer Liebe gehei-

ratet, hatten vier Jahre lang sehnsüchtig auf den „Hauptmann" gewartet, und kamen sich nun, nach endlicher Erfüllung all ihrer Wünsche und Hoffnungen, wie im siebenten Himmel vor.

Das Glück macht jung und übermütig, und Frau Valeska, welche stets den Schelm im Nacken gehabt und nichts lieber that, wie ihren verliebten Gatten ein wenig zu necken, neigte das Köpfchen selig lächelnd auf die Stickerei nieder und schaute verstohlen die Straße hinab, den Herrlichsten von allen rechtzeitig zu erblicken.

Heute wollte sie ihm einen ganz besonderen Streich spielen, auf welchen sie sich schon seit langem freute.

Es gehörte nämlich zu den Gewohnheiten des zärtlichen Gatten, bei jedesmaliger Heimkehr eine außerordentlich besorgte Sehnsucht an den Tag zu legen.

„Wo ist meine Frau?" war die erste Frage, wenn sich die Hausthür vor ihm knapp in den Angeln drehte.

„Oben, Herr Hauptmann!"

Er stürmt die Treppe empor.

„Wo ist meine Frau?" klingt es jedem entgegen, der ihm unterwegs auf dieser Treppe oder dem Flur begegnet, und wenn er in das Vorzimmer tritt, erschallt sein kräftiges Organ: „Vally! — Schatz! Liebchen — wo bist du?"

„Aber Männchen, es sieht wirklich aus, als ob du mir die leichtsinnigsten Fluchtgedanken zutraust!" — lachte Frau Valeska neckisch; „ich glaube wirklich, du hast Angst, ich reiße dir aus!"

„Na wer weiß!“ scherzte er; „ach wie so trügerisch sind doch die Weiberherzen!“

Und am nächsten Mittag hallte es abermals durch das Haus —: „Wo ist meine Frau?!!“

„Guckguck! hier! . .“ antwortete es fern her — und der Herr Hauptmann stürmte durch das ganze Haus, immer dem neckenden Silberstimmchen nach, bis er seine atemlose kleine Gattin hoch oben auf dem Boden endlich einholte und ihr den losen Schelmenmund mit Küssen verschloß. Aber gebessert hatte er sich trotzdem nicht, und als Frau Vally andern Morgens in der Küche stand und das Rätsel eines Leberpuddings eigenhändig zu lösen versuchte, da hörte sie die klirrenden Schritte ihres Haustyrannen, welcher vom Exerzieren heimkehrte, und seine erste Frage schallte durch den gewölbten Korridor: „Wo ist meine Frau?“

Da beschloß die Vielgesuchte ihren Hans einmal so grausam zappeln zu lassen, wie einen Maikäfer am Zwirnsfaden!

Und jetzt saß sie am Eckfenster und forschte emsig, ob sich die hohe Gestalt noch immer nicht erblicken ließe!

Es war Herbst, — die Tage kurz und das Wetter besonders unfreundlich.

Der Wind pfiff durch die beinahe kahlen Baumwipfel, fing sich an Giebel und Ecken des Hauses und heulte wie ein ungezogenes Kind, welches im tollen Spiel die Nase an die Tischkante stößt.

Regentropfen klatschten schwer gegen die Scheiben und

überzogen die großen Pflastersteine mit feuchtglänzender Politur, — graue Schatten senkten sich tiefer und finsterer herab, als habe der Himmel seine düstern Wolken auf die Welt herab geworfen.

Frau Vally fürchtete sich nicht, im Gegenteil, sie fand ihr Wohnzimmerchen mit dem rot leuchtenden neuen Amerikaner, dessen heißer Rachen heute zum erstenmale gefüttert wurde, — und mit dem schmucken Kaffeetisch, auf welchem der Kessel über der Spiritusflamme sang, und auf dessen Mitte der letzte Asternstrauß prangte, ungeheuer behaglich!

Und da — ganz fern an der Straßenecke — da taucht seine, vom Mantel umflatterte Gestalt aus den Dämmerschleiern auf, neben ihm einer der nahewohnenden Kameraden — und vergnüglich kichernd springt die junge Frau auf und stürmt auf leisen Sohlen zur Thür.

Heute soll er sich anstrengen und seine Frau suchen!! — Heute soll er einmal in dem Gedanken zittern, seine Gattin habe sich von dem schönsten aller Türken, einem Großvezir mit sieben Roßschweifen entführen lassen!

Auf dem Flur hat Frau Vally einen entzückenden Wandschrank entdeckt, von dessen Existenz man im Hause keine Ahnung zu haben scheint, denn noch machte sie niemand auf dieses praktische Ding aufmerksam. Es ist genau mit der Tapete der Wand bekleidet, und nur das kleine Schlüsselloch verriet durch einen Zufall die Thür.

Ja, solch alte Häuser! sie sind praktischer oft wie die neuen!

Frau Vally huscht mit freudenheißen Wangen zu dem

Schrank, welcher sich nahe der Korridorthür auf dem sehr großen, gewölbten Vorflur befindet, schließt auf, huscht hinein und zieht die Thür zu. — Es riecht recht moderig und fatal in dem seit

langen Jahren nicht gelüfteten Kasten, aber gleichviel, — es handelt sich ja nur um ein kurzes Versteckspielen!

Kaum, daß die junge Frau sich verborgen, tönt auch schon die Korridorklingel. Ei, ei! der Herr Hauptmann muß Sturm gelaufen sein, — ach, die böse Eifersucht!!

Jochen naht und öffnet. Eine fremde Stimme fragt nach dem gnädigen Herrn.

„Ist noch im Dienst."

„Kann ich auf ihn warten?"

„Wenn Sie Zeit haben, gewiß, Herr Plussow!"

Schritte treten näher. Jochen weist auf einen Stuhl und entfernt sich.

Wie fatal! Frau Vally steht regungslos. Hoffentlich erlöst sie Hans recht bald aus dieser Situation.

Während dessen tritt Herr Plussow mit schnellen, leisen Schritten in die Mitte des Flurs.

Er sieht sehr bleich, aber furchtbar entschlossen aus.

Es muß geschehen! Es muß in dem Spukhaus wieder spuken, soll er nicht bankerott machen, und darum hat der Maurermeister einen kühnen, frivolen, sündhaften Plan gefaßt. Er selber will einen Spuk in Scene setzen, aber dazu muß er genaue Ortskenntnis besitzen, er muß sich im ganzen Haus orientieren und alle Fenster und Thüren mit voller Sicherheit kennen. Heute kam er zum erstenmal, um den Korridor „auszubaldowern!" Er wird öfters zum Herrn Hauptmann kommen, in Angelegenheit eines Neffen, welcher gern hier freiwillig dienen möchte.

Mit scharfem Blick überfliegt Herr Plussow den unheimlichen, altertümlichen Flur. Der Wind schrillt und heult im Rauchfang — es ist dunkel. Ein paar schlaflose Nächte machen nervös, Herr Plussow findet es recht unbehaglich hier, aber die Aufregung reißt ihn fort. Dort eine Thür . . . hier die Treppe . . . da . . .

Ein seltsames, zischendes, schnaufendes Geräusch hinter ihm.

Der Maurermeister zuckt zusammen und fährt herum. Nichts zu sehen, nur die leere Wand. Aber es klang, als ob Jemand sich das Niesen verkneifen will und doch heimlich losplatzt.

Herr Plussow tritt näher an die Wand.

Also hier die Treppe und jene Thür dort . . .

Er denkt nicht weiter, ein eisiges Grausen fliegt ihm durch die Glieder. Er hört ganz in seiner Nähe tiefe, schwere Atemzüge — —

Und doch ist er allein!

Sein verstörter Blick fliegt hin und her, es wird ihm so schwach auf den Füßen . . . er lehnt sich mit angstvoll großen Augen gegen die Wand zurück, — gerade gegen das Schlüsselloch, ahnungslos, daß er die Schrankthür durch sein Körpergewicht zudrückt, daß Frau Vally atemlos, dem Ersticken nahe, hinter ihm mit Nieskrämpfen kämpft! Und Herr Plussow fühlt, wie sich seine Haare einzeln auf dem Kopfe sträuben, denn ganz dicht neben ihm, greifbar nahe, und doch absolut unsichtbar, muß ein Wesen stehen, welches qualvoll schwer atmet, —

stöhnt . . . allmächtiger Gott — ein tiefer Seufzer — ein gedämpfter leiser Gurgelton, wie ein Schrei, welcher sich aus durchschnittener Kehle ringen will — —

Der spuken wollende Maurermeister fühlt seine Knie wanken, die Arme hängen ihm am Leib herab wie Bleiklumpen, kalter Schweiß tritt auf seine Stirn und perlt auf das käseweise Gesicht herab.

Und nun ein wirklicher — leiser — furchtbarer Schrei — und ehe Plussow nur den Mut findet, der Korridorthür entgegen zu taumeln, dröhnt ein furchtbarer Schlag hinter ihm gegen die Wand und dann hat er das Gefühl, als dränge die ganze Mauer nach außen, als schiebe und stoße ihn unsichtbare Gewalt so mächtig fort, daß er kraftlos vorn überfliegt und mit gellendem Hilfeschrei wie ein Wahnsinniger die Korridorthür aufreißt und die Treppe hinabrast. — —

„Der Spuk! — Der Spuk!!"

Zwei kräftige Arme fassen ihn — ein Säbel klirrt. — „Sind Sie des Teufels, Herr?!" donnert ihm eine Stimme entgegen.

Mit verglasten Augen, wie ein Sterbender, stiert Plussow in das Gesicht, welches sich über ihn neigt.

„Ach, Sie . . . Sie sind es, Herr Hauptmann —!" und dann klammert er sich an den Arm seines Retters und stöhnt abermals mit klappernden Zähnen: „Ach, der Spuk, — der Spuk!" —

Jochen, Miene und Anna stürmen herbei. — „Und sie kamen mit Licht" und schleiften den schwergeprüften

Gespensterseher in die Küche, fiebernd vor Neugierde, welch ein Ungeheuerliches er wohl erlebt haben möchte.

„Wenn he man jo nich eher drauffchnappt, eh' er mir seggt hat, wo de Pötte

stehn!" ängstigt sich der menschenfreundliche Jochen in seinem Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch und fährt dem Halbohnmächtigen mit einem doppelten Kümmel unter die Nase.

„Wo ist meine Frau?" dröhnt die Stimme des geängstigten Hauptmanns durch den Flur, er wähnt nicht anders, als daß sich ein furchtbares Unglück ereignet hat.

Frau Vally erscheint etwas wankend und unsicher an der Thür.

Sie sieht auch recht blaß aus — — hat sich gewiß so sehr über den Spektakel erschrocken — und sie hält das Taschentuch in der Hand und schnaubt sich alle zwei Minuten die Nase, wie eine, die übermäßig viel Staub schlucken mußte.

Herr Plussow hat neue Kräfte gesammelt und mit stockender Stimme das Schauerliche berichtet, staunende Überraschung, Kopfschütteln und Achselzucken sind die einzige Antwort darauf, nur die gnädige Frau nickt und sagt — von österem Husten unterbrochen —: „Man soll ja früher die Menschen lebendig eingemauert haben! — Ach, es muß über die Maßen gräßlich sein, zu ersticken!"

„Ja, ja, ein eingemauerter Mönch . . . . oder Nonne!" stöhnt der Maurermeister mit scheuem Blick, trinkt schnell den Schnaps aus und strebt voll nervöser Hast in das Freie.

Jochen gibt ihm das Geleit, und er benutzt diesen Augenblick noch einmal, um sich ganz genau die Stelle beschreiben zu lassen, wo sich der Spuk vernehmen ließ. —

H.F.Jütte Leipzig

Ratlos kraut er sich hinter den Ohren. Verdeiwelte Sache das! wie soll er auf einem gedielten Korridor nachgraben? Wie soll er das Innere der Mauer untersuchen? Er kann doch unmöglich das ganze Haus zusammenreißen, um zu den Goldtöpfen zu gelangen, wenn dies ja seiner Ansicht nach auch nur das einzig richtige gewesen wäre!

In der Küche aber stand man noch eifrig beratend zusammen, bis der Hauptmann mit ironischem Lächeln die Achseln zuckte und sagte: „Seltsam, daß niemand von uns einen Spuk erlebt, der Herr Villenvermieter Plussow aber am hellen lichten Tag die unglaublichsten Abenteuer hier besteht! — Da könnte man ja auf ganz sonderbare Gedanken kommen! Na, ich hoffe, ihr seid diesem Herrn — gerade diesem!! etwas mißtrauisch gegenüber und denkt an das alte Wort: „Bange machen gilt nicht!"

„Nee — bange machen gilt nicht, und der wackere Schwabe forcht sich nit!" lachte Miene mit drohender Stimme und sie drehte die Kaffeetrommel über dem Feuer, als gälte es, alle fünfmalhunderttausend Teufel ohne Gnade und Barmherzigkeit zu Pulver zu rösten!

Nein, es fürchtete sich niemand im Hause, die Herrschaft am allerwenigsten, denn so laut wie heute hatte man sie kaum je zuvor lachen hören, und als Jochen den Kaffeetisch abräumte, berichtete er in der Küche: Wenn einer heute den Herrn Hauptmann um Urlaub bitten thäte, dann kriegte er ihn — und gleich auf sechs Wochen! — So'n „Ponschuhr" hat er lange nicht gehabt! Da

sitzen se beide auf den Sofa — und die Gnädige schluchzt vor Vergniegen und er thut sich reine vom Leben vor Lachhaftigkeet!"

Der Herr Maurermeister aber saß zu Hause im Lehnstuhl, trank einen Bittern nach dem andern, und fühlte sich sterbenselend.

Noch nie hatte ihn des Daseins Jammer so angefaßt wie heute.

Da klingelte es. Der Herr Landrat kam und teilte mit, daß seine Schwiegereltern hierher ziehen und eventuell die neue Villa mieten wollten, wie hoch sich der Mietspreis pro anno belaufe?

Herr Plussow lebte neu auf. Er forderte einen civilen Preis und vermietete sein Haus, und als er abends im Bett lag, hob er reuigen, zerknirschten Herzens die Hand zum Schwur, und gelobte, nie wieder freole Spukgedanken zu hegen, denn daß es wahrlich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als die frivolen Spötter zugeben wollen, davon hatte er sich heute überzeugt.

Jochen entwickelte während dessen heimlicher Weise ein reges, seltsames Treiben, — er untersuchte den Korridor bis in jedes Holzfaserchen hinein, und als er auch die Wände behorchte und beklopfte — da — ja, da kam er mit kirschrotem Kopf und meldete in höchster Aufregung die Existenz des Wandschranks. Eine kleine Kiste voll rostiger Nägel, Riegel und Schrauben ward in demselben aufgefunden. Flehentlich erbat sie sich Jochen zum Geschenk, und nun wartet er auf den nächsten Vollmond,

welcher im ungeraden Monat auf einen Freitag fällt, — in solcher Nacht, Schlag zwölf Uhr will er den Kasten auf einen Kreuzweg stellen, wenn just eine Eule schreit, — dann muß sich das verzauberte Eisen in Gold verwandeln.

Ob es ihm den Gefallen gethan hat, weiß man nicht, aber das weiß man sicher, daß es in dem Spukhaus nie wieder gespukt hat, so heilig und teuer es Herr Plussow auch beschworen. Aber das ist auch eine Thatsache, daß Frau Vally sich nie wieder vor ihrem Gatten versteckt hat!

In einer Frühlingsnacht . . .

Maienluft und goldiger Sonnenschein! Volles, düfteſchweres Blühen überall, ſo weit der Blick reicht und in junger Lenzesſchöne voll trunkenen Entzückens ſchwelgt! Wo der Flieder ſeine rötlich-lila Dolden über das Gartengitter neigt, ſteht eine ſchlanke, ſtolz gewachſene Frauengeſtalt und ſtarrt nachdenklich in die Parkanlagen hinaus. Vogelſtimmen jubeln in den belaubten Wipfeln und drunten auf den glitzernden Sandwegen wandeln lachend und ſcherzend ein paar junge Mäd-

chen, heiß erglühend, als zwei flotte Reiter des Weges kommen und sehr verbindlich, sehr ausdrucksvoll grüßen! Die Dame an dem Gartenzaun faltet unwillig die Brauen, aber sie bleibt dennoch stehen und schaut weiter den Weg hinab. Eine heitere Gesellschaft naht. Voran zwei ältere Damen in Begleitung eines höheren Offiziers, hinter ihnen ein Student, drei junge Mädchen und ein Leutnant. Sie gehen langsam, namentlich das letzte Pärchen. Er trägt ihren seidenen Shawl und sie steckt sich just ein Veilchensträußchen fester in das Knopfloch. Dabei begegnen sich ihre Blicke! Welch ein Himmel selig scheuer, junger Liebe! Welch ein stummer und dennoch so glühend beredter Maienjubel zweier Herzen!

Die Dame unter dem Flieder preßt die Lippen zusammen, ihr Antlitz wird noch düsterer. —

Und abermals taucht ein rosiges, lachendes Gesicht hinter dem Gebüsch auf. Ein schmuckes Kindermädchen, welches mechanisch den Wagen vor sich herschiebt und strahlenden Auges zu dem jungen Handwerker aufschaut, welcher ihr viel Schönes und Liebes zu sagen scheint. — Sie biegen in einen Seitenpfad ein, denn frische Stimmen erschallen hinter ihnen. Ein Brautpaar, Arm in Arm — glückselig, weltvergessen, — geleitet von den übermütigen Geschwistern.

Mit kurzer Bewegung wendet sich die Dame an dem Gitter zurück und schreitet mit hartem Schritt in die schützenden Laubcoulissen des Gartens hinein. Dort wirft sie sich auf eine Bank, schlägt die Füße über, und läßt

das Haupt voll finsteren Trotzes auf die Brust sinken. — Sie ist nicht mehr jung, aber ihr Antlitz trägt die Spuren ehemaliger außerordentlicher Schönheit. Dennoch findet kein Mensch mehr dieses Gesicht anziehend oder liebenswert, wie es wohl auch niemand gibt, der Fräulein Lori noch den Hof machen möchte. — Sie ist sehr unbeliebt in der Gesellschaft; — warum? — Ihre Erscheinung ist noch immer eine glänzende und imposante und stellt im Ballsaal manch junges Knöspchen in den Schatten; Fräulein Lori ist auch klug und geistreich, talentvoll und nicht mittellos, wie ist es möglich, daß man sie in der Stadt eine bissige, intolerante, höchst unliebenswürdige alte Jungfer nennt? — Ja, daß man sie kaum hübsch findet? — Wer kann wohl ein Gesicht, und wäre es das edelstgebildete der Welt, anziehend finden, wenn es eine mürrische, streitsüchtige, liebloſe Seele spiegelt? Selbst die Vöglein flatterten scheu davon, als sie die Einsame auf der Bank sitzen sahen und in ihr neidisches, mißgünstiges Gesicht blickten.

Lori hatte sich nie beherrschen können, nicht in einer Zeit, wo sie noch die gefeierte, umschwärmte Königin der Jugend war, wie viel weniger jetzt, wo alle Maienlust und Herrlichkeit ihr eine bittere Ironie, ein Hohn auf ihr verfehltes Leben deuchte! Und wie sie auf der Bank im goldnen Sonnenschein saß, dachte sie zurück an jenen Frühlingstag, welcher zum Wendepunkt ihres Lebens geworden. Nach Jahren erst hatte sie es durch einen Zufall erfahren, was dieser sonnige Maientag ihr für schwarze Nacht gebracht hatte.

Damals wie heute! Der Himmel so blau — die Welt so schön — das Herz so weit! Und Lori als Schönste der Schönen, hoch auf dem Gipfel alles Glücks! Ein Gartenfest versammelte die Jugend, und Lori schmückte sich gar besonders schön, denn er, der sie liebte, der alles besaß, um ein junges Weib zu beglücken, reich und stolz zu machen, kam auch. — Daß er sie liebte, zeigten seine Blicke, seine zärtlichen Aufmerksamkeiten, mit welchen er sie überhäufte. Wie lange er heute auf sich warten ließ! Die verwöhnte Lori ärgerte sich, daß er nicht als Vasall an der Thür gestanden, sie zu begrüßen. Außerdem war Herrenmangel, der Tanz entwickelte sich nicht so flott wie sonst, und zu allem Mißgeschick verdarb ein fallendes Bowleglas die neue Toilette Loris. — Ihr Gesicht entsetzte den armen Herrn, welcher die unschuldige Ursache gewesen. Die junge Dame hatte nie gelernt, sich zu beherrschen, zum Herzeleid ihrer Eltern, welche oft voll Sorge den Ausdruck in dem Gesicht der Tochter tadelten, einen Ausdruck, welcher aus einem Engel ein bitterbös Teufelein schuf. Und so auch heute. Ach hätte Lori geahnt, warum Graf Alfred so spät kam! Er saß bei seinen Eltern, er erbat voll glückseliger Innigkeit die Erlaubnis, die reizende Lori als Töchterchen in das Haus bringen zu dürfen. Und sie ward ihm gewährt, obwohl seine Mutter leise seufzend sagte: „Sie hat leicht einen sehr häßlichen, unfreundlichen Ausdruck im Gesicht, und du weißt, Alfred, daß die größten Tugenden der Frau Sanftmut und milde Güte sind!“ — Alfred wußte es, aber er hatte Loris

Antlitz noch nie unfreundlich gesehen und die böse Konduite, welche ihr andere Dame stellten, für Verleumdung gehalten.

Hochklopfenden Herzens betrat er den Gartensaal, voll ungestümer Sehnsucht, das bindende Wort zu der Geliebten zu sprechen, sie voll inniger Liebe zu eigen zu nehmen. Sein erster Blick traf Loris Antlitz, welches sich voll unbeschreiblichen Ausdrucks dem Herrn zuwandte, der sich mit tausend Entschuldigungen vor ihr verneigte. — Was spiegelte sich alles in diesem Augenblick in ihrem Gesicht! Obwohl sie den armen Sünder keines scharfen Wortes würdigte, drückte ihre Miene und ihre Bewegung, mit welcher sie das durchnäßte Kleid zurückriß, mehr aus, als die bitterböseste Rede! — Alfred stand wie gelähmt und starrte sie unbemerkt an. War dieses entstellte, wutverzerrte Gesicht, das reizend schöne Antlitz der Geliebten?

Langsam, zögernd näherte er sich. Wohl milderte sich ihr Zorn bei seinem Anblick ein wenig, aber ihre Stimmung blieb gereizt und ihre Laune schlecht. Lori gehörte zu den Mädchen, welche, durch ihre Schönheit verwöhnt, sich einbilden, stets und in jeder Weise zu gefallen, welche durch Anmaßung zu imponieren und durch ein schroffes, abweisendes Benehmen zu interessieren glauben. Mit diesem Aprilwetterwechsel voll Huld und Ungnade, Regen und Sonnenschein hatte sie bisher alle Herren behandelt, an deren Verehrung ihr nicht sonderlich viel gelegen war. Alfred gefiel ihr, sie liebte ihn und begehrte ihn zum Mann, — da mangelte es bisher an Gelegenheit, auch ihn durch Launen zu quälen. Sie nahm sich, ihm gegen-

über, zusammen und gelobte sich, nur liebenswürdig zu sein. Solch ein Kartenhaus guter Vorsätze bläst aber der erste Sturmwind um, welcher die Brust eines Mädchens durchtobt, dem Liebenswürdigkeit und Selbstbeherrschung nur geborgte Requisiten sind. Sie war allzu ärgerlich, allzu erregt und verstimmt, um Graf Alfred heute anders behandeln zu können wie die andern Herren, welche sich die empörende Unverschämtheit hatten zu schulden kommen lassen, in so geringer Zahl zum Tanzen erschienen zu sein. — Schweigsam und nachdenklich saß der junge Mann an ihrer Seite und sein langweiliges Benehmen reizte Loris Ingrimm noch mehr. — Ihre Bemerkungen wurden immer spitzer und streitsüchtiger; — seine kühler und kühler werdenden Antworten, sein Tadel, sein Widerspruch spornten ihren Eigensinn. Ohne daß sie es ahnte, ließ sie sich hinreißen, sich in ihrer ganzen Unfreundlichkeit zu zeigen. „Es scheint, wir verstehen uns nicht mehr so gut wie früher, mein gnädiges Fräulein!" sagte Graf Alfred endlich, tief aufatmend, erhob sich und verneigte sich mit einem Gesicht, welches so ernst und traurig aussah wie das eines Menschen, welcher sein Glück in Splitter brechen sieht. „Er wird schon wiederkommen!" trotzte Lori, wandte ihm brüsk den Rücken und ließ ihn gehen.

Er ging für immer. Die rote Rose seiner Liebe, welche so maienfrisch in seinem Herzen blühte, als er den Saal betrat, die ließ erbleichend die Blätter sinken und starb in Eis und Kälte. Ein Reif hatte sie in der mildesten, wonnigsten Frühlingsnacht getroffen, der Rauhreif, welcher

von roten Mädchenlippen fiel, des Eises Hauch, welcher von einem Antlitz herab wehte, dessen Seele starr und kalt war. — Die Sonne wahrer, echter, lauterer Herzensgüte und Liebe fehlte, welche einzig und allein die Zauberblüte der Sympathie wachsen und gedeihen lassen kann.

Zu spät hatte Lori erfahren, welch ein Geständnis dem Geliebten an jenem Abend auf den Lippen geschwebt. — Anfänglich hat sie bittere Thränen geweint, dann haben Trotz und Ingrimm ihr Herz vollends verhärtet und später alle zurückgescheucht, die forschend in ihr Antlitz blickten. Nun flieht sie, hadernd mit Gott und der Welt, in die tiefste Einsamkeit, wenn Maienliebe und Maienlust ihren Psalter der Glückseligkeit draußen, jenseits des Gitters, anstimmen.

Der Stein am Strande.

Seit Jahrtausenden umrauschte mich die Meeresflut, seit aber Jahrtausenden liege ich am Strande, da, wo der hochstämmige Buchenwald sich die bergigen Ufer herabzieht, wo ehemals noch mächtige Klippen weit in die See hineinragten. — Jahrtausende! Was wißt ihr Menschen — ihr Eintagsfliegen der Schöpfung, von der Zeit, welche vor euch liegt — von der Zeit, welche noch kommen wird? — Jahrtausende, viele Jahrtausende und doch nur Pulsschläge der Ewigkeit!

Ich lag am Strande. — Wie lange schon? — Wer rechnet es aus? Ich bin harter Feuerstein und war eckig und kantig von Anbeginn, aber die Flut schliff mich glatt und die Tropfen höhlten mich aus — durch Jahrtausende. Was ist der jetzige Wald, den ihr anstaunt und dessen Buchenstämme ihr Säulen des Himmels nennt, gegen jenen Urwald, welchen ich zuerst geschaut? — Da schossen die Schlingpflanzen und Bäume empor wie wilde, rasende Phantasien, brachen zusammen unter der eigenen Last und düngten den Boden für noch höher strebende, noch gewaltigere Riesen, deren Geäst sich verflocht, daß kein Sonnenstrahl es durchdringen konnte, daß Mammut und Ichthyosaurus keinen Pfad durch seinen Sumpf mehr fanden.

Dann sah ich Menschen, — die ersten Menschen. Wie Schattenbilder zogen sie fern auf den Dünen an mir vorüber, wild und furchtbar in gewaltiger nackter Gottähnlichkeit. Sie kamen und schwanden, Eisesbande hielten mich, — Sonnenstrahlen umglühten mich, — Fluten kamen, rissen mich zurück in die Tiefe, wiegten mich Jahrtausende und spieen mich wieder in den Sand.

Der Wald stand noch, aber er war nicht mehr jener Titanenwald des Anbeginns. Er war immer noch ein Urwald, wie eure Augen ihn nie gesehen. — Wisent und Bär brachen durch die Zweige und in Felle gewickelte Menschen mit dem Blick und der Kraft der Bestie traten hervor und starrten auf das Meer.

Ein Weib erblickte mich und hob mich prüfend auf. Ich deuchte ihr ein gutes Beil — und während die

Männer am Strande lagerten, hub sie an, mich mit spitzem Steinsplitter zu bearbeiten, — seht ihr hier? — da versuchte sie, mich zu höhlen.

Wolken stiegen auf, der Donner rollte über die See und die Blitze flammten am Horizont. Da warfen sich die Menschen voll zitternden Entsetzens zur Erde nieder, schrieen und heulten und stürzten voll sinnloser Angst zum Wald zurück. Das Weib warf mich aus der Hand, und die schwellende Flut brauste über mich hinweg.

Und wieder sah ich Sonnenlicht. Die Klippen am Strande standen noch, aber sie waren nicht mehr so hoch und zerklüftet wie ehemals, und von dem Wald hatte die gierige See ein gewaltig Stück verschlungen.

Die Sonne ging blutrot unter und zwei weiße, ringgeschmückte Arme teilten das Dickicht. Ein junges Weib trat flüchtigen Schrittes hervor, ein mächtiger, rauhhaariger Wolfshund folgte ihr.

Wie schön war sie, noch hatte ich kein ähnliches Menschenkind gesehen. Zwar trug auch sie noch ein Fell um Hüfte und Schulter, aber schneckenförmig gewundene Spangen hielten es zusammen, und ein kurzes, hochgeschürztes Gewand quoll in weichen Falten darunter hervor. Riemen umwanden die Füße, und das leuchtende, goldene Haar war am Hinterhaupt geschürzt, daß die flachsenen Strähne wie der Schweif eines Rosses im Winde flatterten. Bogen und Köcher trug sie und in der kraftvollen Hand hielt sie einen Speer.

Bis hinaus auf die äußerste Klippe schwang sie sich,

blieb stehen und starrte finster auf die blau rollende Flut hinaus. Der Hund schmiegte sich an sie, — und sie streichelte seinen spitzen Kopf und drückte ihn gegen ihr Knie. „Siehst mich an, Wolfer, als ahntest du, was die Walha beginnen will? — Hast du nicht gehört, wie die beiden Männer um mich warben? Hug der grausame, wilde, und Wälse, der herrliche Held? Ach Hug ist mächtig, und Vater fürchtet ihn, und darum sprach er: „Kämpfet im Holmgang um die Maid, sie sei des Siegers Preis!" — — und ich fügte hinzu: „Von der Klippe draußen hole er mich heim." — Nun stehe ich und warte. Freia, der Holden, Göttlichen brennt mein Opfer, und Wodans Eiche tränkte ich mit dem Blut meines liebsten Füllens. Sieh, Wolfer, — wenn aus jenen Büschen dort der Wälse tritt — so haben die Götter mein Gebet erhört, naht aber Hug — so mögen die Wasser drunten auch ein Opfer haben — mich, die Walha, welche jenen ungeliebten Mann mehr noch scheut wie die dunklen Schatten des ewigen Todes!"

Der Hund stieß ein kurzes Geheul aus und streckte sich zu den Füßen der Herrin nieder, das junge Weib aber rannte den Speer hart auf die Erde — seht ihr hier den scharfen Riß auf mir? — just mich traf die blinkende Spitze — und sie hob das Haupt in stolzem Lauschen. Sie atmete schwer, wie Blitze zuckte es aus ihrem Auge.

Ein wunderlich Getöse im Wald — ein Hornstoß wohl — und dann taucht ein goldlockig Haupt über das Gestrüpp

des Waldes, Büffelkopf und Hörner geben ihm wilden, furchtbaren Schmuck — ein Spieß und fellgedecktes Schild — —

„Wälse! — Wälse der Hehre, welchem Freia den Sieg gab!“ jauchzt es hell auf, und die junge Maid stürmt ihm entgegen, voll seligen Ungestüms seine Knie zu umfassen. Er hebt sie mit starken Armen auf, — ein Siegesschrei, wild, trunken vor Wonne, bricht über die bärtigen Lippen, und er deckt seinen Schild über sie — den Schild, auf welchem Hugs Blut noch nicht getrocknet. —

Wellen rauschen, — der Sturm heult, Wölfe jagen sich im Sand, und der Ur reibt sein zottiges Fell an den Buchenstämmen.

Schiffe auf der See! — Der gähnende Abgrund, welcher ehedem das Land vom Land geschieden, ist überbrückt, zum erstenmal wagt sich jetzt der Mensch auf die tückische, wilde, unbekannte Flut hinaus, zum erstenmal erblicke ich solch ein wundersames Fahrzeug in der Nähe! — Dem ersten folgen ungezählte, — wie Möve und Sturmvogel über die Wogen ziehen, so wiegen sich die Schiffe auf der Flut, und je endloser sich die Reihe der Jahre dehnt, desto verschiedenartiger und vollkommener gestaltet sich ihre Art. —

Huh — wie die Brandung donnert! wie die Wassermassen sich rasend türmen und die letzten Klippen herab reißen, daß sie nur noch als Trümmer und Geröll aus weißem Gischt auftauchen!

Da speit die Flut aus, was die Tiefe an sich gerissen.

Just über mich hin rollt der schwere, eiskalte Körper. — Die Wange des Toten ruht auf mir und der Vollmond beleuchtet das junge, trotzig kühne Angesicht. — Wie schön ist er! Wie einsam, wie weltvergessen schläft er hier in der Fremde. Wo mag seine Heimat liegen? Zog er aus, das Glück zu suchen? Er fand es nicht. Er, der Mensch, der Geist und Vernunft gesegnete, das Ebenbild seines Gottes, vergeht vor mir wie ein Blatt, welches der Sturm zur Erde riß. Ich aber — der tote Stein — ich bleibe. Raubvögel kommen und schlagen die Krallen in des Seemanns Fleisch. Sein Gewand wird zerfetzt, — der Sturm wühlt darin. Eine lange, schwarze Haarlocke liegt auf des Toten Brust, — die Schnur, welche sie hält, zerstückt und die Vögel zerstreuen das Kleinod der Liebe auf dem Felsgeröll. — Bald bleichen die Knochen, — die See spült und begräbt sie im Sande. — Wer weiß noch von dem Jüngling? — —

Flammen! — blutig rote — wilde Flammen! der Wald brennt! und mit heiserem Gebrüll stürzen die Tiere nach der Flut. Schutt — verkohlte Stämme, Aschhaufen — bis neue Lenze sich reihen, bis ein junger Wald empor sprießt, wo ehemals der alte gestanden. Und es kommen Zeiten, wo Kriegsgeschrei die Stille des Strandes durchgellt, wo wilde Völker ihre Massen daher wälzen, neues Land zu erbeuten. —

Und wieder Jahre, lange, endlose Jahre tiefster Weltverschollenheit. Ein Reiterzug naht, ich sehe Gestalten, wie ich sie noch nie geschaut. Silberleuchtende Rüstungen,

schwarze Eisenpanzer, Schilde und Schwerter. Allen voran auf milchweißem Roß ein Jüngling, von dessen Lanze weht ein weißes Fähnlein, darauf das Bild eines Lammes, welches ein golden Kreuz erhoben trägt. Sie jubeln beim Anblick des Meeres, knien nieder und beten. — Weiter, weiter! Die Schatten der Nacht verschlingen sie. — —

Im ewigen Kreislauf rollen die Zeiten. Regenfluten beleben neu, was in Sonnengluten verschmachtete, der Lenz bricht des Winters Eisbann und der Herbst gibt der Erde zurück, was aus ihr emporgesproßt.

Mondlicht glänzt auf der See. Sie liegt so still und ruhig wie ein Dornröslein im Schlaf, kaum daß eine leichte Brise wie seufzender Atemzug darüber weht. Liebeshauch säuselt im Dämmer des Waldes, Vogelstimmen locken in wonnesamer Klage und die Sterne blinken am Himmel wie die Augen treuer Glückeswächter.

Hufschlag, flüsternde Stimmen. Zwei Rosse tragen eine Sänfte herzu, Reiter geleiten sie. Ein hochgewachsener Mann mit stolzem, bleichem Angesicht, im geschlitzten Sammetwamms mit blitzendem Wehrgehäng am Gürtel; er wirft den wallenden Mantel von sich, flüstert hastige Befehle und springt aus dem Sattel, um die Thür der Sänfte mit ungeduldiger Hand zu öffnen: „Barbara! vielsüße Herrin! Heißgeliebte, wir sind zur Stelle!“

„O Theodosius — welch zage Seligkeit, welch banges Glück bewegt mein Herz!“ flüstert die weiche Stimme, und ein starker Arm hebt ein herrlich Weib zur Erde. Ihre Haare wallen unter dem gold- und perlengestickten

Mützlein wie ein Mantel der Nacht um die schlanke Gestalt, eine reiche Schlüsseltasche am edelsteinbesetzten Gurt hebt den Saum ihres Gewandes, fein und köstlich aus Kammertuch gewebt. Er schlingt die Arme um sie und führt sie eilends zum Strand, just vor mir stehen sie und blicken angstvoll nach dem schmucken Segelboot, welches sich aus dem Dunkel der Bucht löst und leise näher gleitet.

„O Geliebter, der Wind ist uns nicht günstig, wir werden vor Tagesgrauen noch nicht in Sicherheit sein!“ flüstert sie bebend.

„Unbesorgt, Feinslieb, meine Knechte rudern gut, und haben wir erst mein wacker Schiff erreicht, sind wir geborgen! Barbara — bangt dir vor unserem Weg zum Glück? —“

Sie schlingt leidenschaftlich die Arme um ihn. „Ich zittere, daß man dies Glück in Unheil wandele! Des Vaters Rache folgt uns!“

„Sie findet uns nicht!“

„Unsere Heimatstädte liegen in blutiger Fehde!“

„Was kümmert unsere Liebe solch ein Krämerhaß? Des Bürgermeisters Kind im Arm des Feindes — des Geliebten!“

„Ja, wohl mir, des Geliebten, ach und wehe mir! Ich trage Streit auf Tod und Leben in dein Haus!“

„Ich kämpfe für die Liebe und das Glück — und siege!“

„Mein Theodosius!“

„Du liebes, heiliges Angesicht! — Sieh, meine Knie

beuge ich vor dir und trage meines Lebens größtes Kleinod in mein selig Heim!"

„Eilt Herr! — der Morgenstern gemahnt! — ruft's aus dem Boot, und der junge Kaufherr hebt die Geliebte mit starken Armen auf und schreitet mit ihr hinein

in die spiegelnde Flut, den süßen Raub in den schwankenden Kahn zu heben.

„Ho — hohe jo he!!“

Sie steht neben ihm und wendet das bleiche Antlitz landein. Dort ragen die Zinnen und Warttürme der alten Hansestadt, — sie sieht sie nur im Geist, sie ahnt noch einmal der trauten Heimat Nähe! „Lebt wohl!“ ruft sie, „lebt wohl!“ — Aber sie weint nicht, ihr schönes Auge strahlt in Liebesseligkeit, und als sie das Haupt an des Liebsten Brust lehnt, weht es frisch und kräftig über die See, — die Segel blähen sich wie voll stolzen Mutes, und das Schifflein gleitet pfeilschnell durch die Flut. —

— — — Die Axt klingt im Walde. Der letzte Bär hat den Sand mit seinem Blut gefärbt, nur die Wölfe heulen noch über die weiten Schneeflächen des Strandes. Der Urwald von ehedem schaut gar anders drein. Noch immer üppig, dunkel, voll ragender Baumriesen, aber das Hussa und Hallo der Jäger verliert sich nicht mehr in grüner Undurchdringlichkeit. — Hütten wachsen auf, Fischer siedeln sich an, Wagenräder graben ihre Furchen in den Sand. Einförmige Tage — einförmige Zeiten.

Dann gellt wieder Kriegsgeschrei durchs Land, ein feindliches Heer landet, die gewaltige Flotte furcht die See.

Wie bunte Bilder zieht's vorüber — lange, lange Pausen dazwischen. — Ich liege wie in schwerem Traum und das Rollen der Wogen, der Schrei der Möve lullt mich ein.

Da weckt mich ein wunderlich Getön! Fröhliche, hallende Klänge, Gezirp und Geflöte; — sind's Vogelstimmen? — Nein, es ist Musik!

Schwerfällige Glaskutschen schwanken über den Sand daher, aufgezäumte Pferde mit buntgebänderten Rosetten und Sträußlein geschmückt, Lakaien und berittene Diener in strotzender Livree; voran der offene Wagen mit den Musikanten. Wappenbilder prangen auf den Kutschschlägen, und die Menschen, welche ihnen entsteigen, sehen gar seltsam aus! — Junge Gesichter und schneeweiße Haarperücken, kecke, blumen- und federgeschmückte Hütlein darauf. Die Damen mit zierlich gerafften Röcken, geblümten Miedern und Stöckelschuhen, graziös wippend und trippelnd wie die kleinen Strandläufer! Und die Herren im gestickten Sammetrock, farbigen Strümpfen und den Degen an der Seite.

„Ah, cher oncle — dies ist die See! — endlich sehe ich sie!" ruft ein Dämchen und breitet begeistert die Arme aus.

„Sehr recht, Komtesse, — und Sie sind von dem Anblick enchantiert?" fragt zierlich ein blauseidenes Herrchen.

„Charmant! ich bin au comble du bonheur! Man sollte kaum glauben, daß wir in Deutschland etwas haben — si joli, monsieur le baron!"

„Bien joli!" versichert er mit abgespreiztem kleinen Finger und offeriert die Bonbonnière: „und thatsächlich Natur! Das Wasser ist nicht artificielle!"

„Fi donc! ganz Natur? — man sollte die Ufer graben

in schöne Façon — wie ein Stern —, und die Bäume coupieren als Taxus —!" tadelt eine alte Dame, das Augenglas hebend.

„Parfaitement! Madame la Comtesse haben Recht! Es ist wenig zu sehen hier! Nichts als Wasser, ganz gemeines, undressiertes Wasser! fi donc!" — und man wandte der See, welche nicht in einem Marmorbassin plätscherte, verächtlich den Rücken, setzte sich zum heiteren Picknick nieder und die steifgeschnürten Dämchen und die Herren entschädigten sich zum Schluß mit einem Menuett, bis der „affreuse" Sand die Schnallenschuhe festhielt und die Glaskutschen zur Heimfahrt kommandiert wurden. Nur wenige Demoiselles und verbauerte Junker, welche „le grand monde" noch nie gesehen hatten, wandelten voll Entzücken am Strand des ewigen Meeres. —

Zeiten und Menschen wechseln, — und wieder lagert eine Gesellschaft um mich her im Sande. Wie anders anzuschauen als ihre Urgroßeltern!

Frauen mit kurzen Taillen, Kreuzbänderschuhen und wunderlich großen Hüten auf dem Kopf, das feine Sonnenschirmchen in der Hand, den Strickbeutel am Arm, — und die Herren im blauen Frack mit Goldknöpfen, großen Vatermördern und Cylinderhüten auf dem Kopfe, welche oben breiter sind wie unten. Sie tragen den Damen galant den Shawl und legen viel die Hand auf das Herz. — Alle diese Menschen haben Thränen der Rührung geweint, als sie die See erblickten, zwei junge Mädchen sanken überwältigt wie in Ohnmacht in die Arme der

Mütter. Und dann las ein Herr sehr rührende Gedichte vor und man weinte abermals und sprach viel von schönen Gefühlen, von Empfindung, Seele und Unsterblichkeit. Man aß und trank auch, aber mäßig und mit schmachtender Zerstreutheit, und die Damen sangen liebliche Lieder, über welche die Herren in Verzückung gerieten. Jeder nahm zum Andenken einen Stein und etwas Sand mit, — ich blieb leider unbemerkt, denn der braune Frackschoß eines Großpapas verdeckte mich im entscheidenden Moment.

Just, als ob die Zeit alles mit doppelter Hast nachholen wollte, was sie so lange in bleischwer schleppendem Flug versäumte, begann jetzt ein stürmischer Wechsel und Wandel. Die Büchse knallte im Wald. Wo ehedem der wilde Ur seine Hörner in den Schlamm gewühlt, huscht heute kaum noch ein scheues Häslein, und wo früher der Bär und Wolf im Kampfe lagen, weilt jetzt friedlich ein einsames Reh.

Der endlose Urwald ist zusammengeschmolzen zu kargem Waldesstreif. Felder und Äcker ziehen sich landein, goldene Halme ragen, und aus hohen Fabrikschornsteinen wälzt sich dunkler Qualm über die große Handels- und Hafenstadt, welche fernher ihre Türme hebt. — Der Pfiff der Eisenbahn schrillt, und das kleine Fischerdorf ist ein gar großes geworden. Aus dem ehemaligen bescheidenen Seebad ist ein modernes Luxusbad entstanden. Die strohgedeckten Hütten haben sich in elegante Villen verwandelt, elektrisches Licht wirft abends seinen blendend

grellen Schein über die Strandpromenade und die Klänge der Kurmusik wirbeln in tollem Reigen alle Erinnerungen durch einander — Hornruf, Kriegsklänge, Menuett und die lyrischen Weisen der Wertherzeit, bis ein Straußscher Walzer keck durchbricht und Wagnersche Allgewalt der Jetztzeit Rechnung trägt.

Die Jetztzeit! — Was für eine Zeit ist es? Wie soll ich von ihr den späteren Geschlechtern erzählen? Die Menschen von heute haben nichts Charakteristisches, ihr Äußeres wechselt wie Aprilwetter und ihr Inneres zeigt dieselbe Unbeständigkeit. — Altkluge Kinder, frühreife Backfische, leichtsinnige Männer und unzufriedene Frauen, — das schiebt und drängt voll nervöser Hast durch einander. Jeder strebt über die Grenze, welche Natur und Verhältnisse gesteckt, hinaus. Die ehrsame deutsche Frau schwingt sich auf das Rad und beruft Versammlungen ein, welche für neue Rechte zum Kampf auffordern! Bis hierher in die heilige Stille des ewigen Meeres tragen die Prophetinnen ihr Banner, um es als Bahrtuch über manch friedliches Glück zu werfen.

Und doch sah ich Mädchenaugen voll süßer Sehnsucht über die See blicken, in denen spiegelte sich noch dieselbe große, tiefe Liebesinnigkeit einer Walha, und ich sah Jünglinge voll stolzer, edler Leidenschaft, welche auch heute noch todmutig für ihre Liebe kämpfen würden wie Wälse, der Held. — Und ich sehe das stille, wehmutvolle Lächeln ewiger Entsagung, wie es um die Lippen des gestrandeten Seemanns lag — ich sehe die kecke, ungestüme Waghalsig-

keit eines Theodosius, den stolzen Trotz einer liebenden Barbara, — sehe steif geschnürte, oberflächliche Salonmenschen gleichgültig über Gottes Wunderwelt blicken, — den Tanz der Réunion, das Menu der Table d'hôte als höchsten Genuß verehrend, und ich sehe weichherzige Ge-

fühlsmenschen Thränen tiefster Ergriffenheit beim Anblick des Meeres weinen — — —.

Neunzehntes Jahrhundert! Fin de siècle, du unruhvolles, schillerndes, charakterloses Gemisch von vergangenen Zeiten, — was soll ich von dir den kommenden Geschlechtern erzählen?

Fern vom Kurhaus herüber braust „die Wacht am Rhein", das Denkmal des größten Kaisers umgeben von

seinen Paladinen, von einem Moltke, einem Bismarck, strahlt auf im Sonnenschein, auf der Promenade stehen die Leute still und ziehen den Hut vor dem Erforscher der X-Strahlen, vor den Männern der Wissenschaft, welche neben ihm schreiten, auf dem heiligen Boden eines einigen Deutschlands, — und der Wind saust majestätisch daher und die Wellen rauschen Antwort —: „Hörst du's? — siehst du's? Das erzähle den Kindeskindern!"

Im Schneesturm.

Ja, der Winter ist mehr wie jede andere Jahreszeit dazu angethan, die Bande der Freundschaft zu befestigen!“ sagte das dunkellockige Klärchen und schob das zierliche Spinnrad tief aufatmend beiseite, um an den Theetisch zu treten, welcher mit Zwiebel-Muster-Täßchen, summendem Kessel und leckeren Kuchentellern so recht zum Niedersitzen einlud.

„Du hast recht! Unser Kränzchen ist nie so regelmäßig besucht wie bei Schnee und Eis, wo es sich so herrlich

von allen Ball- und Gesellschaftserlebnissen plaudern läßt, wenn das Rädchen dabei schnurrt und surrt!" stimmte Fräulein Gretchen lebhaft bei, sich ebenfalls erhebend, und die schwärmerische Thea strich liebkosend über den Wocken, von welchem blaue Bänder herab wehten und lächelte: „Es war überhaupt eine entzückende Idee, daß wir die Spinnstube neu aufleben ließen! Wie unsagbar poetisch nimmt sich unsere kleine Runde an dem prasselnden Kaminfeuer aus! Ich bin überzeugt, mancher Maler würde sich an unserm Anblick begeistern!"

„Nicht nur ein Maler, — wohl jeder Jüngling, welcher noch Sinn für hübsche Mädels und gemütliche Häuslichkeit hat!" nickte die muntere Hedwig mit den Schelmenaugen, „gar zu schade, daß die gestrengen Mütter uns just das, was doch notwendig zu der Romantik jeder Spinnstube gehört — die flotten Burschen nämlich —, versagt haben! — Ich wüßte gar manchen, welcher für sein Leben gern unsere Rädchen schnurren hörte!"

„Ja schade! — es könnte doppelt nett sein!"

„Aber doch lange nicht so ungeniert!"

„Gewiß! unsere intimsten Herzensgedanken müßten doch unausgesprochen bleiben!"

„Und gerade dieses Geflüster süßer Geheimnisse macht unsere Nachmittage so schön!"

„Bitte Gretchen . . . Kaffee oder Thee?"

„Bediene dich mit Kuchen, liebste Hedwig, und schick ihn weiter!"

„Aha — Thea sucht sich wieder den schwärzesten aller

Mohrenköpfe heraus? Ist das eine Ovation für ein gewichstes schwarzes Schnurrbärtchen?"

Thea errötete. „Nie sollt ihr mich befragen!" sang sie leise das Köpfchen schüttelnd.

„Gewiß nicht, wozu auch? Wir kennen ja deinen Geschmack ganz genau! Schwarzes Bärtchen, blanke Knöpfe — doppelt Tuch . . ."

„O bewahre! Neulich haben ihr die Karten ja einen Civilisten prophezeit!! —

„Empörend! ich heirate nie solch einen Tintenkaspar! fuhr die kleine Blondine beinahe zornig auf.

„Aber die Karten lügen nicht!" singt Carmen.

„Die ihren logen wohl nicht, aber die von der bösen Martha logen schauderhaft!"

„Ei, ei, Thea, ich habe dich noch nie so erregt gesehen! Was hast du nur gegen das Civil? Gerade du, die sich als glühendsten Verehrer unseren hübschen Assessor zugelegt hat — —"

„Bitte recht sehr — er ist nicht mein Verehrer — ich habe jeden Cotillon mit Leutnant von Bartenstein getanzt — mit ihm die Schlittenpartie gemacht —"

„Gewiß, gewiß! rege dich nicht so auf, Herzchen. Man kann ja auch zwei Verehrer haben — —"

— „Und wenn man dem armen Civilisten stets antwortete: Der Cotillon ist bereits vergeben, — je nun, dann muß er eben mit dem Tischwalzer fürlieb nehmen!"

„Mir ist derselbe, ehrlich gestanden, viel lieber wie

der Cotillon, und der hübsche Assessor unterhält so vortrefflich —"

„Hübsche Assessor?" unterbrach Thea wegwerfend, das rosige Mündchen verziehend, „das ist denn doch Geschmackſache."

„Dieser zierliche blonde Schnurrbart —"

„Blond! — Pfui!" —

„Das schöne Oval des Gesichts —"

„Ja, ja, lang und länger — wie ein Kirchenfenster!"

„Die leuchtenden blauen Augen —"

„Mit dem schmachtenden Blick —"

„Ich hasse diese Lyrik bei einem Mann! So sentimental wird ein Soldat nie aussehen, bei dem ist alles forsch, keck, schneidig! — Aber so ein Civilist —! O — ich hasse die schwarzen Röcke beinahe noch mehr wie Regen und Wind."

„Dann muß es allerdings sehr schlimm sein, denn ich weiß, daß diese unwirtlichen Gesellen dir jedesmal eine Erkältung verursachen!"

„Leider! Prinzeßchen Thea mit der zarten Elfennatur ist jedem Unwetter gegenüber wie ein Rosenblatt!"

„Das mußt du dir aber abgewöhnen, Herzchen; als Soldatenfrau heißt es, mit dem lieben Gatten durch Sturm und Regen marschieren, wenn ihn das Schicksal an die Grenze schleudert, wo man zeitweise mit Kind und Kegel biwakieren muß, wenn noch keine Wohnungen gebaut sind!" —

„Unsinn! — Thea wird sich hüten! Sie heiratet ja doch noch ihren Civilisten, wie die Karten weissagten!"

„Nein! Ich thue es nicht! Tausendmal nein, — sie lügen doch!"

„Sie lügen nicht! Martha — flink, hole die Karten, wir wollen sehen, was sie heute sagen!"

„Laß es sein, Martha — ich glaube es ja doch nicht!"

„Gleichviel! wir stellen die geheimnisvolle Weisheit auf die Probe!"

Hastig wurden die Tassen und Teller zusammengeschoben, voll glühenden Eifers neigten sich die Mädchenköpfe herzu, noch einmal das Schicksal der Freundin zu erforschen.

„Also Pique-König ist wieder eine Civilperson, — Coeur-König ein Leutnant, — Karo ein Künstler und Treff ein Gutsbesitzer! — Nun wollen wir sehen, unter welchem König Treff-Aß, der Ring liegen wird!"

Klapp, klapp, klapp — schlugen die Karten auf den Tisch, — voll gespanntester Aufmerksamkeit von allen Augen beobachtet.

Da — ein vielseitiger Schrei. Zorn, Triumph, Vergnügen, Überraschung war sein Gemisch, und dann ein lautes, lachendes Durcheinander.

„Der Civilist! — Der Civilist!"

„Ich will ihn aber nicht!" stampfte Thea voll Ärger und Eigensinn mit dem Füßchen auf und warf die lügnerischen Karten mit bebenden Händchen durcheinander.

Und die Stunden flogen dahin, man erhob sich und nahm Abschied.

Harrend standen die dienstbaren Geister auf dem Flur

und die jungen Damen schieden nach vielen Umarmungen und noch mehr Küssen.

Die Wege trennten sich vor der Hausthür.

Theas Eltern bewohnten ein ziemlich entlegenes Landhaus vor der Stadt, und Gottlieb, der Getreue, stampfte mit dem brennenden Laternchen vor seiner jungen Gebieterin her.

Welch ein heftiger Wind hatte sich erhoben, während man so gemütlich das Mädchen am warmen Ofen gedreht hatte! —

Thea wickelte sich die Boa doppelt um den Hals und zieht schaudernd das Köpfchen in die Schultern. Wie eisig das daher bläst, wie schneidend es um ihre schlanke Gestalt pfeift! — O, sie haßt den Wind! sie haßt ihn beinahe ebenso sehr wie — wie — Thea preßt plötzlich die Lippen zusammen und starrt nachdenklich vor sich auf den Schnee, über welchen der rote Flackerschein der Laterne zuckt.

„Ja — warum haßt sie Assessor Garling eigentlich? Sie hat ihn doch früher ganz gut leiden mögen — bis — ja bis ihr kleines Städtchen Garnison wurde, und die schmucke Pracht des Waffenrocks allen jungen Mädchen wie Blendwerk der Hölle in die Augen stach!"

Nun gab's kein höheres Ideal mehr wie einen Leutnant! Es ward Modesache, sich für das Militär zu begeistern, und die blonde Thea schien ebenfalls dem Zauberspruch anheim gefallen, denn sie hatte plötzlich nur noch Augen und Ohren für den eleganten, schwarzäugigen jungen Offizier, welcher sie so himmlisch flott im Tanze schwang

und so forsch und schneidig seinen Rappen an ihrem Hause vorüber tummelte.

Der arme Assessor Garling, welcher bisher Ritterdienste gethan, war plötzlich überflüssig geworden. Thea behandelte ihn kalt, beinahe unfreundlich und markierte ihm auf das Deutlichste, daß die Jünger des Mars Götter seien, welche keine anderen neben sich dulden.

Der Assessor trat mit erstaunlicher Gelassenheit zurück. Kein eifersüchtiges Wort, kein Rachegelüst, kein beleidigtes Sichabwenden, — er blieb nach wie vor der höflich aufmerksame, zartsinnige Verehrer, welcher mit gekreuzten Armen und ganz eigenartigem Lächeln das junge Mädchen beobachtete wie jemand, der im stillen denkt: Ich habe warten gelernt, und weiß, daß meine Zeit schon noch kommen wird."

Thea krampfte die Hände fester in dem Muff zusammen.

Lächerlich! seine Zeit ist für immer um. Abgeblühte Rosen verweht der Wind. — Aber sie tragen und treiben frische Knospen? — Nie! — nie! — keinen Civilisten — und wenn er auch so nett und hübsch wie Garling ist, an welchem sie im Grunde genommen gar nichts auszusetzen findet, so sehr sie sich auch den Kopf zerbricht, — es soll eben ein Offizier sein. Und die Karten? Die lügen!

Die Straße biegt in die Allee ein, die Häuser, welche noch etwas Schutz gegen den Wind gewährten, hören auf.

Mit grimmer Gewalt braust es über das freie Feld, reißt und wirft die zarte Mädchengestalt und verlöscht die Laterne.

„Hoh — hüh — jetzt wird's aber grob!" sagte Gottlieb und hält mit beiden Händen die Pelzmütze. Schneeflocken wirbeln durch die Luft.

Entsetzlich! nun fängt's noch zu allem Überfluß an zu schneien, und Thea war so leichtsinnig, keinen Shawl über ihr Pelzkäppchen zu binden. Niemand hat sie zu Hause daran erinnert! Früher sorgte die ältere Schwester dafür, aber seit sie verheiratet ist, bekümmert sich niemand mehr um die schwärmerische kleine Thea, welche sehr, sehr zerstreut ist! „Du sollst es lernen, für dich selber zu sorgen!" schilt die Mama, „ich habe doch wirklich genug mit deinen kleinen Geschwistern zu thun!"

Huh wie eiskalt! Theas Zähne schlagen zusammen, der Schnee peitscht ihr Gesichtchen. — Das wird wieder eine tüchtige Erkältung geben, gerade zu dem Ball beim Landrat — auf den sie sich so riesig freut!

„Gottlieb! geben Sie schnell den Schirm her."

„Den Schirm?"

„Nun ja, Johanne hat Ihnen doch wohl meinen Schirm mitgegeben? ich hatte ihn in der Eile vergessen!"

Ein tödlicher Schreck überfällt Thea. Sie vergaß es stets, einen Schirm mitzunehmen, war es so gewohnt, daß die Schwester jederzeit damit aushalf!

Und nun bei diesem Wetter!

Von Minute zu Minute stürmt es gewaltiger, die

Schneeflocken werden Schneemassen, es wirbelt und heult um ihre schutzlose Gestalt.

Da kommt ihr eine, von einem Mantel umflatterte, hohe Gestalt entgegen.

„Ah, Grüß Gott, Fräulein Thea!" lacht die Stimme des Leutnant von Bartenstein, „also richtig den Schluß der Spinnstube berechnet und bien à propos zur Stelle, Sie bei diesem famosen Winterwetter schützend zu geleiten!"

„Famoses Winterwetter?" Thea erstickt das Wort in der Kehle. „Ach — ach Herr von Bartenstein, haben Sie einen Regenschirm?" jammerte sie ganz verzweifelt.

„Einen Regenschirm?" er lacht schallend auf. „Solche Frage ist ja eine Beleidigung für einen Offizier, mein gnädiges Fräulein! Solch ein schauerliches Möbel existiert bei mir nicht, und ich hoffe, Sie teilen meine Antipathie dagegen! Bedürfen Sie der Stütze? Finden Sie es denn so glatt? Dann offerire ich Ihnen meinen Arm oder meinen Degen!" —

„Die kann man beide nicht aufspannen!" entgegnete sie voll ärgerlicher Gereiztheit.

„Mein Gott, fürchten Sie etwa das bißchen Wind und ein paar Schneeflocken? Bei solchem Wetter tollen meine Schwestern am liebsten draußen herum!"

„Na, ich danke, ohne sich zu erkälten?"

„Welch ein Gedanke! Solche Marzipanpüppchen, welche sich bei jedem Luftzug einen Schnupfen holen, sind meine Schwestern nicht! Gräßlich! Ich kann so verweichlichte, piepsige Damen nicht ausstehen! Und darum Kopf hoch,

Fräulein Thea! — Weht der Schnee mir ins Gesicht — schüttl' ich ihn herunter!" — es ist ja eine Lust, dieses Wetter!"

„Entsetzlich! Gräßlich! Unser Geschmack ist ja grundverschieden! Ich sterbe in diesem Sturm!" ruft sie weinerlich, „bitte holen Sie mir eine Droschke —"

„Aber Fräulein Thea —"

„Eine Droschke!" ruft sie hastig, wütend — mehr empört noch über ihn, wie über das Wetter.

„Wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein!" Sehr steif und förmlich klingt es, er wendet sich hastig ab und geht.

Thea möchte laut aufweinen vor Ärger. Welche Ansichten von ihm! Oh, mehr wie das, die Freude an solchem Wetter ist geradezu brutal! Nein, sie paßt nicht zu einer Offiziersfrau — wenigstens . . . nun . . . wenigstens nicht zu der seinen!

Erschöpft wankt sie weiter, der Atem will ihr vergehen.

Und wieder Schritte hinter ihr — und dann faßt ein Arm den ihren und ein Regenschirm wird von kräftiger Hand als schützende Wand zwischen den Sturm und sie geschoben.

„Gottlob, daß ich Sie einholte! Ich kenne Ihre Passion, den Schirm zu vergessen, Fräulein Thea, und nun gar heute, bei diesem tollen Wetter! Wie kann sich eine junge Dame wohl solchem Schneesturm aussetzen! Das ist geradezu unvernünftig, und Gift für zarte Menschenblumen!

Sie atmet hoch auf — ja, nun kann sie wieder atmen.

„Ach Assessor Garling — lieber Herr Assessor!" —

„Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?"

„Dann haben Sie ja keinen. — Oder lieben Sie dieses Wetter auch?"

„Absolut nicht, ich bin zu wenig daran gewöhnt. Aber wenn Sie gestatten, teilen wir uns in den Schirm und ich bringe Sie nach Hause! Bei dem Sturm können Ihre schwachen Händchen das Schutzdach doch nicht recht steuern!"

„Ach wie gut von Ihnen! wie danke ich Ihnen so recht von ganzem Herzen!"

Sie nimmt seinen Arm und schmiegt sich fest an ihn, und von einem Herzen zum andern zuckt es glühend heiß, — sie frieren beide nicht mehr. —

„Wir haben lange nicht mehr zusammen geplaudert, Fräulein Thea!"

„Leider, — sehr lange nicht!" antwortete sie leise. —

„Sie haben mir noch gar nicht zu meinem ‚Assessor' gratuliert! War Ihnen mein Avancement ganz gleichgültig?"

„O gewiß nicht — ich . . ich . ach, ich war . ."

„Grausam hart gegen den alten Verehrer!" ergänzte er flüsternd und drückte ihren Arm fester an sich, „soll das nie anders werden, Thea?"

Ihr Gesichtchen sinkt gegen seine Schulter. „Doch! es ist ja schon ganz anders geworden!" schluchzt sie leise. —

H.W.S.
Jan. VV.M.R. 1900

„Darf ich heute abend wieder den Thee bei Ihnen trinken? Ihre Eltern gestatteten es mir früher so oft!"

„Gewiß — Sie werden von Herzen willkommen sein!"

„Auch Ihnen?"

„Auch mir!"

Da braust der Sturm jählings daher, — so mächtig, daß der Schirm umkippt und Gottlieb rettend zuspringt, — der Assessor aber hat den Arm um das junge Mädchen geschlungen und drückt sie stürmischer noch wie der Sturm an sein Herz. Und dann merken sie beide nicht mehr viel von dem Unwetter, — der Regenschirm senkt sich tief über sie herab, so tief, daß Gottlieb kaum noch etwas von ihnen sieht.

Auf einer Schneewolke aber fliegt Gott Amor just über ihnen dahin, und er lacht so laut, daß es wie silberne Glocken durch Schnee und Wind klingt. Und dann notiert er sich schleunigst das große, große Wunder — wie ein Regenschirm den Sieg über einen Degen feierte! — denn — die Karten lügen nicht!

„Nur nicht heiraten!“

Er stand vor dem Spiegel und machte Toilette; das blonde Haar war geglättet, etwas kurz und ungnädig mit der Bürste behandelt, sodaß es wirklich nur ureigene Liebenswürdigkeit war, wenn es trotzdem in so hübschen lockigen Wellen in die Stirn fiel.

Das blonde Bärtchen strebte mit keck gekräuselten Spitzen zu den Blauaugen empor, welche sonst so heiter und seelenvergnügt in die Welt schauten, und nur heute, just am Sylvesterabend, so grimmig das eigene Spiegel-

bild anblitzten, als habe das alte Jahr noch zum Schluß eine rechte Nichtswürdigkeit an dem Herrn Doktor begangen, welchen es doch 364 Tage lang recht zur Zufriedenheit bedient hatte.

„Verd . . . . . raxte Krawatte! Ein Unsinn mit solcher Modetyrannei, daß selbstgebundene Shlipse die elegantesten seien!" grollte der junge Herr und trat so energisch mit dem eleganten Lackschuh auf, daß das Waschservice neben ihm erklirrte. Da muß man sich abrackern, um das bißchen notwendige Äußerliche herzustellen, muß noch eine Mark fünfzig für die Droschke berappen, hungert sich bis Mitternacht bei Thee und süßen Stückchen . . . o nein — heute wohl bei Punsch und Pfannkuchen! . . . durch, steht in der Ecke und schluckt den Staub ein, welchen andere, in Raserei verfallene Sterbliche im Walzertakt aus allen Winkeln aufwirbeln; die Mütter sagen das nämliche: „Warum tanzen Sie nicht, Herr Doktor?" — Die Väter schmunzeln in derselben Tonart: „Ein so junger, flotter Tänzer beim Skat? I wo, Doktorchen — machen Sie hübsch die Cour und amüsieren Sie sich!" — — Na — und die Töchter? Sie sind das Echo der väterlichen Meinung! Sie sagen es zwar nicht mit Worten, aber desto deutlicher mit Blicken: „Ach — machen Sie doch ein bißchen die Cour!"

Und ich? — ich stehe mir höflich lächelnd die Beine in den Leib und gähne hinter dem spiegelblanken Klapphut!

Warum laden mich die Menschen noch zum Ball ein? — Weil ich eine gute Partie, ein Mann mit gesichertem

Einkommen bin? — Narrheit; sie sollten wissen, daß ich doch nicht heirate, absolut nicht heirate! Ich habe mir den Geschmack an den Weibern verdorben! O dieses ewige Lächeln, holde Erhörung verheißend! Jede, jede sagt Ja und Amen, gleichviel, ob ich den Antrag mache oder einer der anderen — wenn's halt nur ein Mann ist, der heiraten kann! Heutzutage holt sich kein Sterblicher einen Korb mehr, und wenn er aussähe wie ein Pavian und so viel Geist besäße wie ein Brunneneisel! Er ist ja nur das Mittel zum Zweck. Ich gehöre nicht zu diesen Narren — ich heirate nicht! — Und nun trotzdem zum Sylvesterball gehen! Wie kommt mein vernünftiger, lieber Professor, der sonst so sehr die Schädlichkeit des Tanzens predigt, auf diese ketzerische Idee, einen Ball zu geben?

Nun ja — er hat zwei Nichten zu Besuch. Da sieht man wieder den verderblichen, unwürdigen Einfluß der Weiber! Sie bringen es sogar zuwege, daß der eifrigste Pionier auf dem Felde der Hygiene seine eigenen Grundsätze wie Kartenhäuser über den Haufen bläst und selber einen gesundheitsmordenden Ball gibt! — O hätte ich absagen — mit guten Freunden gemütlich beim Glühwein sitzen können! Unmöglich, in diesem Falle ganz unmöglich! Also gehen wir — aber Freude wird man nicht erleben — ich heirate weder in einem alten, noch in einem neuen Jahr!" — Und Doktor Franz Fernberg raffte ingrimmig die weißen Glacéhandschuhe vom Tisch und griff nach dem Pelzmantel. — Um dieselbe Zeit stand in dem Fremdenzimmer des Professors Axthausen eine junge Dame

in rosigem Florkleid und blickte mit bitterbösem Gesichtchen in den Spiegel. Beinahe feindselig traf ihr Blick den Rosenkranz im dunkellockigen Haar.

„Er steht dir entzückend, Gabriele! Tante hatte ganz recht, daß sie auf dieser Toilette für dich bestand!“ sagte die Schwester, noch in den weißen Frisiermantel gehüllt, die Atlasschühchen an die Füße streifend. „Namentlich heute, wo so viele, nette, interessante Menschen kommen!“

Gabriele rümpfte ironisch das Näschen. „Sie wird mit all ihrem guten Geschmack doch kein Glück haben! Ich werde unausstehlich sein — ich mag und will nicht heiraten, damit basta!“

„Aber Gabriele — wer spricht denn von heiraten? Kein Mensch denkt daran —“

„So? — wirklich nicht? Warum sind wir denn in die Stadt geschickt? Lediglich, um unter die Haube gebracht zu werden, weil wir auf dem Lande daheim keine Gelegenheit haben, mit Heiratskandidaten zusammenzutreffen! O, Lori — ich kann dir gar nicht sagen, wie dieses Bewußtsein mich beschämt, meinen Stolz empört! Ich weiß ja genau, daß die Residenzler über uns Landkinder spotten: „Sie werden zu Markt geschickt!“ Ich will aber keinen Mann erhandeln! Ich habe mir fest vorgenommen, ledig zu bleiben!“

Lori lächelte und streckte das Füßchen prüfend vor.

„Gut, so gieße dir heute abend einen Mops und eine Kaffeetasse, du sprödes Jüngferlein! Wie ich gehört habe, läßt Onkel in zwei Zimmer Becken zum Bleigießen auf-

stellen. Befrage also das Schicksal in der Sylvesternacht, ob es deine ehefeindlichen Ansichten begünstigt! Ich freue mich vorläufig rasend auf das Fest, und wenn das neue Jahr mir ein myrtengrünes Kränzlein mitbringt — so will ich es freudiger begrüßen wie du!"

„Gewiß . . . wenn man schon ganz genau weiß, wer es einem in die Locken drücken wird . . . O, Lori, welch ein schönes Gefühl, daß dein Erwählter dir nachgereist ist — daß nicht du dich für ihn auf die Lauer stellst! — Ja, dein flotter Manöverleutnant wußte dich zu finden — er kommt als getreuer Schatten, er läßt nicht ab mit seinem Werben! Das ist das Wahre — das ehrt ein Mädchen ebenso wie es mich demütigt, den fremden Herren heute abend auf dem Präsentierteller angeboten zu werden!"

An der Thür klopfte es.

Die Frau Professor nickte hastig und fröhlich herein. „Schnell, schnell herzu, meine Pflegetöchterchen! Die Lampen sind schon angesteckt!"

Welch ein Trubel!

Das hastet, drängt und schiebt sich mit den höflichsten Worten durcheinander; eine bunte strahlende Menge füllt die gastlichen Räume, so eifrig und zahlreich, daß Doktor Fernberg sich resigniert neben einen Kollegen in den entferntesten Salon flüchtet und mit wetterschwüler Stirn grollt: „Das reine Völkerfest! Es ist ja lebensgefährlich, sich jetzt durchzuwinden! Warten wir den Beginn des Tanzes ab, und begrüßen wir die verehrten Gastgeber später, wenn der erste Ansturm sich gelegt hat!"

Er nimmt eine Tasse Thee und ein Pumpernickelbrödchen, setzt sich mit tiefem Seufzer in einen Sessel und blättert in dem Prachtband, welcher vor ihm auf dem Marmortischchen liegt.

Wie das Gesumm und Gesurr eines Bienenschwarms klingt es aus den ferneren Salons und dem Tanzsaal zu ihm herüber. Dann setzt die Musik mit schmetternder Fanfare ein und ein paar alte Herren treten über die Schwelle.

„Ah — Fernberg — brillant! Der dritte Mann!! Weiß es ja — daß er den Skat mehr liebt wie den Tanz!"

„Vortrefflich, Herr Geheimrat!" — Die nächsten Stunden sind leidlich untergebracht.

Welch ein Pech er heute im Spiel hat! Es ist ihm beinahe angenehm, als einer der Vortänzer glühend und feuchtglänzend in das Rauchzimmer stürmt: „Meine Herren — bitte inständigst um Aushilfe für eine Quadrille! Ein Herr fehlt — bester Herr Doktor — Sie würden mich sehr verpflichten!!" —

„Bitte, verfügen Sie über mich!" Fernberg erhebt sich und folgt. „Zu welchem Opfer schleppen Sie mich?" lächelt er.

Der junge Offizier wird ein wenig verlegen. „Würden Sie die große Liebenswürdigkeit haben, mit der Baronin Selchow zu tanzen? — Eine ganz charmante Frau — fabelhaft amüsant — sie ist auch so freundlich, einzuspringen — —"

„Aber selbstredend — um so besser! Ich verkehre lieber mit verheirateten Damen wie mit Knöspchen!"

„Sie sind ein Original, Doktorchen — Gott erhalte Sie so!"

Fernberg tanzt — plaudert — windet sich mühsam auf dem engen Plätzchen durch — und atmet auf, als er seiner Partnerin ein tiefes Schlußkompliment machen kann.

Er führt sie zu ihrem Platz zurück und sieht in der Nähe die korpulente Gestalt der Gastgeberin auftauchen. „Nun wird es wohl Zeit, ‚guten Abend' zu sagen! Es schlägt elf Uhr!" philosophiert er. Und er thut's. Man plaudert höfliche, unendlich nichtssagende Worte. — Dann erscheint auch der Professor auf der Bildfläche.

Fernberg neigt auch vor ihm das Kinn tief auf die weiße Krawatte.

„Haben Sie schon meine Nichten kennen gelernt? Die Fräulein von Kärneck — Ganz famose Mädels! Allerliebst!"

„Ich bedaure lebhaft, Herr Professor — aber bis jetzt — bei der großen Menschenmenge — —"

„Ah — noch gar nicht gesehen? Ist ja toll! Na, dann kommen Sie mal — wollen sehen, wo sie stecken!" — Und der Professor nimmt den Arm des jungen Freundes und laviert sich kreuz und quer durch die Plaudernden.

„Ja, heute abend suche mal einer!!"

„Ah, da sind Sie, Professorchen, — Pardon — auf einen Augenblick — oder störe ich?" —

„I wo . . . Fernberg muß allein weiter suchen — ich stehe zu Diensten Excellenz! —“ Nun noch ein paar scherzende Wechselreden mit dem jungen Doktor, und Franz atmet erlöst auf.

Gehorsam tritt er auf die Schwelle des Tanzsaals, um einen Blick hinein zu thun.

„Himmel, welch ein Wirrwarr! Welch ein Drehen und Schwenken — Tosen und Klingen! — Ihm wird ganz schwindelig. Wie in allen Regenbogenfarben wogt es an ihm vorüber — Tarlatan und Spitzen, Seide und Flor — Rosen und Vergißmeinnicht — und zwischendurch die grellen Blitze von Gold und Silber — Gott steh ihm bei! Nein, um sich in diese Scylla zu stürzen, ist er mit seinen vierunddreißig Jahren zu alt! Was soll er aus dem Wirbel heben? — Ein goldenes Ringelein? — Alle guten Geister! — Nein, er heiratet doch nicht. Also fort von hier! —

Es schlägt elf Uhr.

Ein jubelndes Treiben ringsum; der Spiritus ist entzündet, das Bleigießen beginnt, und der starke Duft des Glühweins und der Bowle weht zaubermächtig durch die Festräume!

Das alte Jahr liegt in den letzten Zügen. Sein „Vale!“ schwebt aus dampfenden Gläsern empor.

„Ach bester Doktor Fernberg — bitte, führen Sie mich einmal zu den Bleibecken!“ bittet eine Stimme neben ihm, und Baronin Selchow nimmt ungeniert seinen Arm. „Dort neben dem Tanzsaal ist gar nicht anzukommen, die

Jugend belagert die Löffel! Aber hier in dem Rauchzimmer wird eben noch ein drittes Orakel postiert!"

Er führt sie zu demselben, und sie finden die Bahn noch frei. Die Baronin gießt — ein ganz seltsames Gebilde — wie ein Vogel sieht es aus, mit langen Beinen und langem Schnabel . . .

„Sollte es ein Kranich sein? fragt Fernberg harmlos wie ein Engel und wundert sich, daß die junge Frau so echauffiert aussieht.

„Meinetwegen eine Bachstelze!" ruft sie ärgerlich und wirft den armen Vogel mit dem langen Schnabel recht unfreundlich in den Löffel zurück. „Nun gießen Sie, Doktor!"

„Ich?!"

„Gewiß! — Warum lachen Sie? Moos bedeutet Geld — also lassen Sie bleiernes Moos wachsen!"

„Geld? — Das kann ich brauchen! Habe eine kleine Sammlung von altmodischen Hundertmarkscheinen!" — Und er hält den Löffel über die Flamme. — Es brodelt — wallt — und zischt in das Wasser.

„Nanu? Was ist denn das! Ein Spickaal?" Die Baronin neigt sich neugierig näher.

„Ein Haken! Ein wirklicher echter Haken! Sind Sie Wassermann oder Zahnarzt, Herr Doktor, um solch ein Instrument zu deuten?!

„Vielleicht sattle ich in diesem Jahr noch um!" lacht Fernberg.

Frau von Selchow nimmt mit spitzen Fingerchen das

Rätselhafte aus dem Wasser. Ein rundes halbkreisförmiges Stück, an dem einen Ende scharf umgebogen, wie ein Hirtenstab.

„Wir wollen es einmal im Schatten sehen!“ Der junge Arzt folgt der Sprecherin nach dem Ofen, an dessen weißen Kacheln sich jedoch auch nur ein Halbkreis mit einem Haken abzeichnet.

„Das deute ein anderer!“ lacht die Baronin, und verschiedene Ballgäste treten herzu und drehen das seltsame Blei nach allen Seiten.

Man kehrt in den angrenzenden Salon zurück, die Hausfrau tritt ihnen entgegen und muß ebenfalls Doktor Fernbergs höchst mysteriöse Sylvesterprophezeiung bewundern.

Man steht in größerem Kreise darum her. Da schwirrt eine Schar junger Damen und Herren herzu. „Tante! — Tante, sieh doch, was für ein wunderliches Ding Gabriele gegossen hat!“ Und Fräulein Lori hält ein ganz eigenartig geformtes Stück Blei empor — ein Halbkreis, dessen Ende eine runde, geschlossene Öse bildet.

„Mein Gott, wie komisch! Fast dasselbe wie Doktor Fernberg!“ ruft Frau von Selchow.

Alles sieht und staunt.

Und während die Blicke auf die beiden wunderlichen Bleistücke gerichtet sind, fügt sie die junge Frau, einer plötzlichen Eingebung folgend, zusammen, hakt den Haken in die Öse — und . . .

„Ein Ring! — Ein großer, runder Ring!!“ jauchzt es aus aller Munde.

Aufs höchste betroffen schaut Gabriele auf, direkt in die Augen Doktor Fernbergs, welche mit ganz eigenartigem Ausdruck — groß, fragend — auf sie gerichtet sind.

„Darf ich bitten,

gnädigste Frau, mich Ihrer Fräulein Nichte bekannt zu machen?" wendet er sich mit höflicher Verbeugung an die Hausfrau.

„Sie kennen sich noch nicht?! Ist ja unglaublich!"

Und während die Frau Professor die beiden Namen nennt, kichert ein naseweises Backfischchen sehr vernehmlich einem Leutnant zu: „So etwas!! Kennen sich noch gar nicht und gießen sich schon ihren Ring zusammen!"

Ein Zornesblitz flammt aus Gabrieles Augen. Das Gesichtchen, welches sie Fernberg zuwendet, ist nichts weniger als liebenswürdig, und auch der junge Arzt sieht merkwürdig kühl und reserviert aus.

„Wo haben Sie Ihr Blei gegossen, gnädiges Fräulein?" fragt er, um doch etwas zu sagen.

„Drüben im Tanzsaal!" antwortet sie kurz.

Die Musik ertönt.

„Bitte, den Bleiwalzer, meine Herrschaften!" ruft der Vortänzer lachend durch die Thür.

Alles flattert davon.

Gabriele hat keinen Herrn.

„Darf ich bitten?" fragt Doktor Fernberg höflich.

Die junge Dame wirft sich auf einen Diwan und schleudert ihr Stück Blei recht ostensibel auf den nahestehenden Blumentisch zwischen die Blattpflanzen.

„Danke; ich tanze sehr ungern."

„Sie auch? — Dann sind wir Leidensgenossen; mir ist jeder Ball ein Greuel!" versichert er hastig und nicht sonderlich galant.

Ihr Blick zuckt etwas ironisch auf. „Und doch sind Sie hier?"

„Ein junger Arzt schuldet seinem Lehrer an der Universität Rücksichten. — Und Sie, Fräulein von Kärneck?"

Gabriele versteht die Ironie, ihr Köpfchen schnellt zurück. „Ich schulde meinem Onkel Gehorsam!"

„Also abermals Leidensgenossen."

Kurze Pause.

„Warum gibt man eigentlich Bälle auf der Welt?" philosophiert Fernberg mit einem Seufzer.

„Nun — damit sich die, welche anders denken wie wir amüsieren können!"

„Amüsieren und — verloben!"

„Verloben? Lächerlich!" Sie zuckt die schönen Schultern sehr verächtlich.

Er tritt interessiert einen Schritt näher.

„Sie als junge Dame finden das Verloben lächerlich?"

„Mehr als das, ich finde es gräßlich!"

Wie reizend sieht ihr Gesichtchen in diesem herben Trotze aus!

Er sitzt an ihrer Seite. „Gott sei Dank, doch einmal eine vernünftige Ansicht!" nickt er lebhaft. „Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich bin eigentlich kein Weiberfeind, aber ich hasse die Geselligkeit, weil sie heutzutage wirklich einem jungen Mann den Geschmack an den Damen verderben kann. Der Tanzsaal wird zum Heiratsbureau!"

„Alle Harmlosigkeit wird durch die ewige Ehestifterei gemordet!" stimmt sie lebhaft zu.

„Wenn man sich ohne Nebengedanken mit einem jungen Mädchen unterhält — — —"

„So heißt es, er macht ihr die Cour!"

„Und wenn eine junge Dame lustig und heiter ist —"

„Und vom Lande in die Stadt kommt, um ein paar Feste zu besuchen —"

„Gleich heißt es, sie kokettiert —"

„Sie angelt nach einem Mann!"

„Das soll einem nun nicht die Freude an den Bällen verleiden!"

„O — ich heirate darum nie — nie!" —

„Ich auch nicht, mein gnädiges Fräulein, nie!"

„Welch eine Freude ist es doch, einmal solch eine gleichgestimmte Seele zu finden!"

Er sieht sie ganz entzückt an, und sie lächelt ihm, völlig verändert, mit strahlenden Augen zu.

„Wirklich eine Freude! Wenn man solch vernünftige Ansichten hört, kann man doch noch harmlos plaudern!"

Und sie plauderten, immer eifriger, immer lebhafter. —

„Prosit Neujahr!! Prosit Neujahr!!!"

Da reichten sie sich lachend die Hände. All' Glück und Heil! Prosit Neujahr!"

„Fernberg! Fräulein von Kärneck! In das neue Jahr hineintanzen, dann bringt's Glück!" ruft Frau von Selchow ihnen im Vorbeigehen zu.

„Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein?"

„Gewiß, tanzen wir!" — Und wie tanzen sie! Ohne

Aufhören, strahlend — glückselig, als sei's im Leben zum erstenmal.

Und dann führte er sie zum Plaudereckchen zurück, aber nicht für allzulange Zeit. — Zwischendurch umfaßt sie sein Arm — immer fester — immer kühner — O dieser Sylvesterpunsch! — Sie wirbeln dahin im Tanz.

Wozu nur? — Sie heiraten ja beide nicht!

Endlich schlägt die Scheidestunde. „Wie schade!" sagen beide. „Die letzte Hälfte des Balles war so nett!" — „Auf Wiedersehen!" — Er schreitet mit glühendem Antlitz die Treppe hinab — der halbe Ring steckt in seiner Brusttasche; er brennt wie Feuer.

Spät in der Nacht huscht etwas auf leisen Sohlen an den Blumentisch. Gabriele holt ihren halben Ring und verschließt ihn mit einem kleinen Cotillonstrauß in ihrem Schmuckkasten. —

Sie sahen sich wieder — noch verschiedentlich; dann reisten die Schwestern auf das Land zurück. Acht Tage darauf führte den Doktor Fernberg zufällig der Weg auf das Kärneckſche Gut — — und jetzt? — Jetzt sind die beiden Teile des Sylvesterringes längst zusammengeschmolzen. Und die beiden Ehehasser? — Sie heiraten doch! —

Ihr erster Ball.

Ich kannte sie schon seit Jahren, — und wie ich jetzt auf das blonde Titusköpfchen blickte, welches sich respektvoll küssend über meine Hand neigte — (vor nicht allzulanger Zeit hatten wir uns noch auf dem Rasen ihres elterlichen Gartens herumgebalgt!) da mußte ich lächeln.

Rose war erwachsen, — sie wurde heute zum erstenmal auf einem wirklichen, wahrhaftigen Ball existenzberechtigter Menschen „losgelassen!!" —

„Kinder werden Leute, und Leute werden Bräute!" mußte ich unwillkürlich denken, als ich den „Saisonfrischling" des näheren betrachtete. Man hatte ehemals gestritten, ob die wilde, bubenhafte kleine Hummel wohl ein hübsches oder ein häßliches Mädchen, ein holdselig zartes Jungfräulein oder ein ausgelassener Unband mit Reitpeitsche und Sporen werden würde, . . . es schien, als solle keins von beiden zutreffen.

Rose war ein frisches, lebhaftes Mädchen, nicht hübsch und nicht häßlich, aber appetitlich wie ein rotwangiger Apfel, mit schalkhaft keckem, jedoch nicht burschikosem Wesen.

Die goldblonden Haare, welche ihr ehedem, kurz geschoren, ein jungenhaftes Aussehen gaben, ringelten sich jetzt sehr schik in kurzen Löckchen über der Stirn, ihre ungestümen Bewegungen hatten sich in ungenierte Lebhaftigkeit verwandelt, welche eine gute Dressur in Formen gezwängt, deren Tadellosigkeit anerkannt werden mußte. Auf jeden Fall mußte man erst ein kleines Weilchen nachdenken, ehe man die wilde Rose von früher in diesem zierlichen Balldämchen im Tüllkleid und Vergißmeinnichtkranz wieder erkannte.

Ich dachte nach — und die kleine Remonte, welche vor meinen Augen so flott eingetanzt wurde, interessierte mich mehr wie alles andere im Saal.

„Noch sehe ich dich vor mir stehen, in dem Kinder-

kleidchen!" Ja, ich sah Rose im Geist wieder vor mir, als sie ihren ersten, allerersten Ball besuchte! Ein Kinderball. — Wir Backfischchen fanden es damals eigentlich empörend, daß „die Kleine" auch mit eingeladen war, denn Rose zählte erst acht Jahre und gehörte mithin noch auf kein Fest, welches sogar Primaner und zwei Fähnriche mit ihrer hohen Anwesenheit beehrten.

Aber Rose war die schon oftmals angetraute, vielgeliebte, viel gehauene, viel zerkratzte, viel zu Pflaumen-, Stachelbeer- und Kirschraubzügen verleitete Braut des neunjährigen Sohnes des Hauses, und dieser Thatsache gegenüber verstummte jede Opposition.

Als ich an jenem Abend den Salon vor dem Tanz-

zimmer betrat, stand just das kleine Pärchen im Thürrahmen vor mir.

Hermännchen, der bildhübsche, dunkeläugige Prachtjunge, im weißen Matrosenanzug, und an seiner Seite das kräftig gedrungene Figürchen seiner Erwählten mit den geschorenen Haaren, der frechen kleinen Stupsnase und dem weißen Röckchen welches schon bei Beginn des Festes mit seiner Hinterpartie auf dem Bäuchelchen saß.

Zum Schluß des Abends hatte es wohl seine Rutschpartie vollendet und saß wieder am richtigen Fleck, wie bei andern Mägdeleins auch.

Ich kam just zu einer bräutlichen Scene recht. Hermännchen puffte seine Teure ohne jedwede Prüderie vor den Magen und sagte: „Wenn du dich unterstehst, Kröte, und mit einem andern tanzest, schlage ich dir das Kreuz ab!!“ —

Rose fletschte lachend ihr prachtvolles Gebiß, ihre kleine Faust zitterte ihm unter der Nase — und dann verabschiedete sie sich mit einer superben Grimasse und jagte durch den Salon, daß ein Thee servierender Diener mit Schreckensschrei und Tassenklirren zur Seite taumelte. —

Aber die rauhe Schale barg doch einen goldgetreuen Kern, — ich habe Rose den ganzen Abend nur in Hermännchens Armen gesehen.

Anfänglich tanzten sie manierlich, das heißt, sie hielten sich gegenseitig mit den Händen um die Taillen und sprangen wie junge Böcke in ausgelassener Freude zwischen den Großen durch. —

Von Zeit zu Zeit verschwanden sie, — dann entdeckte mein spähender Blick das glückliche Paar, wie sie mit gekreuzten Beinen auf der Gastgeberin kostbarstem Seidendamastsofa — fern von Madrid in kleinem Boudoir — saßen, zwischen sich eine Glasschale voll Creme oder Eis, voll behaglich grunzender Gier den süßen Inhalt schlingend, und mit den Äuglein sich gegenseitig fixierend wie der Spitz die Fliege.

„Freßsack — du sollst nicht so schnell futtern!" schimpfte er, der Herrlichste von allen, „während ich kaum einen Löffel hinterschütte — hast du schon zwei!" — Sie funkelt ihn schweigend an. Patsch — ein Löffel voll Schlagsahne klatscht ihm vor den Mund — — Hermann haut mit dem seinen eine Antwort auf ihren Schädel, daß der Schaum über die blonden Haare und das Sofa spritzt, und dann nicken sie sich verständnisinnig und befriedigt zu und schmatzen weiter.

Bei den süßen Speisen aber bleibt es nicht. Gleich dem Raben Hans Huckebein wird auch ihnen der Likör resp. die Bowle verhängnisvoll. Erst nippen sie, — dann kippen sie.

Und die Wirkung ist unverkennbar. — Die anfänglich doch noch etwas gemäßigten Bocksprünge ihres Tanzes werden furchtbar grotesk, sie arten schließlich in ein wüstes Jagen, Stürmen, Wirbeln, Zerren und Purzeln aus.

Zum Entsetzen der Großen, ist das ganze Tanzzimmer unsicher geworden, man kann kaum wagen eine stolze Fregatte auf wogenden Walzerfluten hinaus zu steuern, —

unversehens kommen die heillosen kleinen Torpedos dahergezischt und richten Verwüstung und Unheil an.

Man war überzeugt, daß das hochlöbliche Brautpaar einen regelrechten Schwipps habe, — ich aber wußte es besser.

Ich sah sie, wie die ärgsten Verschwörer, mit solch unheimlichen Gaunergesichtern an der Thür stehen, daß ich nicht umhin konnte, sie zu belauschen.

„Du, Rose, — jetzt paß mal auf — jetzt arbeiten wir wieder dem langen Sägebock da drüben in die Beine! — Wenn er lostanzt, fahren wir dazwischen! Die Dicke da . . . in dem rosa Kleid . . . die muß auch erst mal liegen . . . je döller der Knäuel auf der Erde wird, desto besser!"

„Daß du mich aber nicht wieder so feste gegen Maxen anrennst, der hat Knochen wie die Heugabeln —"

„Olle Zimperliese du!"

„Oller Rüpel du!"

„Und nun los!"

„Feste druff!!"

„Die Dicke rennen wir von hinten gegen den Ofen —"

So ungefähr lautete das saubere Komplott.

Was hat denn ein Ball sonst für Wert, wenn nicht bei jedem Tanz ein Dutzend Spießer und Überläufer zur Strecke gebracht werden?

Glücklicherweise lauerte die Nemesis.

Beim nächsten Galopp hatte Fräulein Rose selber in der Grube gelegen, welche sie für andere gegraben.

Mit blutender Nase zog sie sich von dem Schlachtfeld zurück und war, für kurze Zeit wenigstens, kampfunfähig gemacht.

Sie war marode — aber noch lange nicht matt. Dieweil die besorgte Dame des Hauses und das gesamte weibliche Dienstpersonal mit kaltem Wasser, Essigschwamm und einem „kalten Hausschlüssel" (welcher als gutes Sympathiemittel in den Nacken gelegt ward) um sie thätig war, raisonnierte sie wie ein kleiner Rohrspatz und behauptete: „Das infame dicke Frauenzimmer hatte sicherlich so viele Kartoffeln im Magen, daß ich so hart gefallen bin!" Hermännchen stand, die Hände nonchalant in die Hosentaschen versenkt, neben der Dame seines Herzens und beobachtete voll kaltblütiger Spannung, wie lange sich dies unterbrochene Opferfest noch hinziehen werde.

Die einzige Bemerkung, welche ich ihn, mehr anerkennend wie tadelnd, machen hörte, war der galante Vergleich: „Bluten thut sie wie ein Schwein!" was Fräulein Braut nicht übel nahm, sondern nur prompt und stolz beantwortete: „Na ja, du dämlicher Bengel, glaubst du, ich wäre solch ein Krepierling, daß ich nicht einen Troppen Blut in der Nase hätte?". —

Man schien an solch zarte kleine Wortwechsel gewöhnt, denn außer einem etwas kräftiger gefüllten Essigschwamm, mit welchem ihr die künftige Schwiegermama das Schnäbelchen schloß, ereignete sich kein besonderer Zwischenfall.

Fräulein Rose erholte sich, schüttelte sich wie ein Pudel und strebte thatendurstig in den Tanzsaal zurück.

Es waren nicht lauter Blicke voll eitel Liebe und Freude, welche das der Welt und der Gesellschaft glücklichst erhaltene Pärlein daselbst begrüßten.

Vielleicht war es ein rettender Einfall der „rosa Dicken" oder ein dunkler Selbsterhaltungstrieb der langen Dünnen, welcher plötzlich die Frage veranlaßte: „Wo ist Roses goldenes Herzchen? Sie trug es vorhin noch um den Hals!"

Das goldene Herz! — Für gewöhnlich war die junge Braut ziemlich gleichgültig gegen ihren äußeren Menschen, aber das goldene Herz war ihr doch eine Art von Heiligtum, weil dasselbe etliche Kuchenkrümel von Sophies letzter Geburtstagsbretzel enthielt. Sophie war die Köchin des Hauses und erfreute sich Roses ungeteilter Sympathie, weil sie die einzige war, welche nie eine Schandthat des Brautpaars zur Anzeige gebracht hatte. Dafür kaufte ihr Rose zum Geburtstag eine Bretzel, welche sie vor Sophies Augen in Gemeinschaft mit Hermann dem Raben recht gerührt und herzlich selber aufaß.

Woher sie die zwanzig Pfennig für dieses „rückbezügliche" Geschenk genommen, blieb ewig ein Rätsel. Viele behaupteten, sie habe Sophie dieselben abgeborgt, andere wollten gehört haben, wie zwei seltsam ausstaffierte Kinder in der Dämmerung an der Ecke des gräflichen Hauses, sehr dringend „Kienspäne" zum Verkauf angeboten hatten, und schworen darauf, das Mädchen sei Komtesse Rose gewesen.

Der wahre Sachverhalt ist nie erforscht worden. Ent-

weder sind die Kienspäne von generösen Passanten gekauft und fürstlich bezahlt worden, oder Sophie hat voll beachtenswerten Edelmuts die Geburtstagsbretzel bezahlt, welche die Gratulanten höchst selber auf ihr Wohl verspeisten.

Genug, — die letzten Krümel des außerordentlichen Geschenks barg — zum ewigen Andenken — das goldene Herzchen, und nun hing die feine Kette zerrissen am Hals, und Rose starrte perplex erst an sich herab, dann um sich herum, als müßte das verlorene Herz, nach Auffassung großer Dichter, geradewegs in den offenen Himmel der heutigen Glückseligkeit hineinfliegen.

Aber es flog nicht. Es lag auch nirgends. Eine eifrige Jagd, ein Forschen und Suchen hob an. Das Brautpaar verschmähte es sogar nicht, platt auf dem Bauche liegend, unter die Eckfofas und jedweden Stuhl zu sehen, — ein zeitweises Aufschreien und Flüchten der Größeren belehrte mich, daß die kleinen Unholde selbst in diesem tragischen Moment noch Zeit fanden, allzu dienst-eifrig näher Drängende recht gefühlvoll in die Beine zu kneifen.

Glücklicherweise leistete eine Tanzpause und Baisertorte dem Suchen Vorschub, als aber die Unbeteiligten energisch auf ihrem Recht bestanden und der Klavierspieler mit tönender Fanfare eine Quadrille annoncierte, da stand Fräulein Rose doch recht kleinlaut inmitten des Saales und schob bedenklich die Unterlippe vor.

Noch einmal drängten sich Teilnahmsvolle um sie her,

durch stummes Anstarren der zerrissenen Kette ihr Beileid auszudrücken.

Da ereignete sich etwas Außerordentliches. Hermännchen trat, wie von großer Idee erleuchtet, jählings auf die Erkorene zu, tauchte sonder Prüderie und sonder Erlaubnis seine kalte Rechte in Roses Kleiderausschnitt und wühlte und kratzte mit behendem Eifer bis auf ihren Magen herunter.

Rose war derart verblüfft, daß sie Mund und Nase aufriß, sich bei dem plötzlichen „Frosch" auf dem Magen vor Schauder krümmte wie ein Wurm und entschieden im ersten Moment gar nicht den hohen Zweck der Sache ahnte.

Dann zuckte es blitzschnell über ihr Gesichtchen wie funkelnder Kampfesmut und im nächsten Moment krallten sich ihre wetterfarbigen Fäustchen wie zwei Fledermäuse in die Haare des vermeintlichen Angreifers.

Gleichzeitig aber schrie Hermännchen triumphierend: „Läßt du mich los, du Giftpilz?! Hier ist es ja!“ — Und wahrlich! Ich kann nicht behaupten, daß sich seine Hand sehr schwanenweiß hob, — aber sie hob sich und hielt etwas Glänzendes empor — das Herzlein, welches seiner Tänzerin zwar nicht in die Schuhe, wohl aber in den Kleiderausschnitt gerutscht war. —

Große, unbändige Heiterkeit!

Rose warf beschämt einen Flausch Haare aus den Händchen und umarmte den verkannten Retter in der Not voll leidenschaftlichen Entzückens.

Das war ein seltener lyrischer Moment, darum ward er auch thunlichst abgekürzt.

„Keine Quadrille, wir wollen was Rundes!!“ befahl der Bräutigam als Held des Augenblicks, aber der Klavierspieler that ihm nicht den Willen, denn er mußte sich nach seiner Tanzkarte richten. — Diese Pflichttreue kam ihm teuer zu stehen.

Die ungeheure Freude des Brautpaares wurde während des langen „viereckigen“ Tanzes in unnatürlicher Weise eingedämmt, und wenn ich auch sah, wie das wiedergefundene Herz mit viel Bowle und Torte im Nebenzimmer gefeiert wurde, so sah ich doch auch, daß „man“ sehr eifrig tuschelnd immer näher zusammen rückte, und solch ein Einvernehmen pflegte meist von Übel zu sein.

Der nächste Galopp bewies es.

Ahnungslos saß der Klavierspieler auf seinem Dreibeinchen, den langen, gebogenen Rücken dem Saal zuge-

kehrt, die Frackschöße lang und wehmütig bis zur Erde niederhängen lassend, lang wie die dünnen Haarsträhne auf den Schultern, lang wie die hageren Arme und Finger, welche in schönen Trillern über die Tasten sausten, den „Storchschnabelgalopp" in aller Munterkeit zu exekutieren.

Hinter ihm wirbelte, sauste, schlurfte es; — wie eine Meeresbrandung wogte und jagte es entfesselt an ihm vorüber, und er spitzte voll liebenswürdigen Lächelns die Lippen, als wolle er Flöte blasen, und dachte daran, — daß die nächste Pause das Souper bedeute . . .

Da — ein schrilles, alle Töne umfassendes Accelerando, die langen Arme fuchtelten durch die Luft, ein Schrei gleich einem Trompetenstoß, und dann tanzten die Paare ohne Musik, dieweil der Jünger der Terpsichore wie ein wilder Knäul von Armen, Menschen- und Stuhlbeinen, Frackschlippen und Schlangenlocken mitsamt seinem Sesselchen durch den Saal rollte.

Eine Panik des Schreckens, des Auseinanderstiebens und Flüchtens, und dann dichtgezogene Kreise um den Unglücksfall.

Herr Leo Fahnenschmidt befand sich eine Sekunde lang auf allen Vieren, ehe er seine schlanke Gestalt wieder auf der gewöhnlichen Existenzbasis aufzubauen vermochte.

Er starrte blöde um sich her, zuckte mit den Händen rückwärts, um ein paar besonders hart bedrängte Stellen zu reiben, und unterließ es errötend, als ihm die Situation dämmerte.

Die Mähne zurückschüttelnd flüsterte er nur leise: „O! o . . . ich begreife gar nicht . . .“ und dann griff er höflich nach den Weingläsern, welche ihm zur Stärkung und Erholung von allen Seiten entgegen gereicht wurden und trank sie gehorsamst allesamt nacheinander leer.

Hermännchen und Rose standen innig umschlungen vor ihm und funkelten ihn mit den frechen Spatzenäuglein triumphierend an.

„Warum sin' Se denn so riesig vergnügt, Herr Fahnenschmidt“, grunzte der Bräutigam, „daß Se sich gleich durchs ganze Etablissement rollen?“ — O schnöder Verrat! Niemand ahnte wohl die Wahrheit, nur ich hatte es beobachtet, welch ein eleganter Fußtritt das zierliche Stühlchen des schwer Geprüften zu Fall gebracht.

Gottlob, das Souper senkte seine Friedenspalmen über dieses Schlachtfeld und brachte mir das pechrabenschwarze Sünderpaar für etliche Zeit aus den Augen. Ich hörte nur später, daß sich die Diener voll berechtigen Mißtrauens geweigert hätten, die Passage hinter den kleinen Herrschaften zu benutzen.

Nach Tisch sah Fräulein Rose ebenso wie ihr Verlobter seltsam „üppig“ aus, ein Rätsel, dessen Lösung ich schließlich darin fand, daß man den Kleiderausschnitt nach den „Herzenserfahrungen“ jetzt regelrecht als Tasche benutzte. Kein Wunder, wenn bei dem nachfolgenden Tischwalzer Schalmandeln, Traubenrosinen und Bonbons auf ganz unerklärliche Weise durch die Luft schwirrten.

Man hatte gehofft, das kleine Paar werde den strengen Gesetzen des Gottes Morpheus unterliegen und vor dem Cotillon verschwinden.

Man täuschte sich.

Die Stimmung erreichte auch bei ihnen erst nach den Tafelfreuden den Siedepunkt.

Als eine Tour getanzt wurde, in welcher Knallbonbons die Kopfbedeckung lieferten, tobte auch das Brautpaar voll wilden Entzückens an mir vorüber. Er mit einer roten, sie mit einer spitzen blauen Harlekinmütze auf dem Kopf. Da geschah's, daß der Luftzug die blaue von Roses Köpfchen entführte.

Der Moment war kritisch.

Hermännchen hielt die Hände seiner Tänzerin umklammert, als wären sie angepecht, sie frei zu bekommen war Unmöglichkeit, und die leichte Papiermütze flog im Winde.

Da schnappte und biß Fräulein Rose, im Tanze weiter jagend, durch die Luft, wie ein Spitz die Mücken fängt, oder wie ein Fliegenschnäpper, welcher eine Beute verfolgt.

Das schneeweiße kleine Gebiß leuchtete, — die Äuglein über der frechen Stupsnase glimmerten — und richtig, noch ein paar hitzige Bisse in die Luft — und die blaue Papiermütze war gefangen!

Rechts und links starrte sie vom Munde ab, wie zwei Schwimmblasen, -- das minnigliche Bräutchen aber jagte mit der Beute weiter, atemlos, glühend, auf dem Gipfel

des Glückes, welchen ein erster Ball, selbst für die Knöpfstiefel einer Achtjährigen emportürmt.

Auf die Sträußchen schien man weniger Wert zu legen, aber Hermanns Schwester, der reizendste kleine Backfisch, welchem zu Ehren das Tanzfest stattfand, blickte einen Augenblick sprachlos auf das Kissen mit den Orden.

„Was ist denn das? Da fehlt ja ein Drittel der Dekorationen?" stieß sie entsetzt hervor, und die Mama nickte nur ein wenig ärgerlich: „Gewiß haben Männe und Rose bereits geplündert!"

Backfischchen hatte nicht übel Lust, die Räuber zur Hergabe der entwendeten Herrlichkeiten zu zwingen, aber seltsamerweise war das teure Paar nirgends zu entdecken.

Es entwickelte eine fieberhafte Eile Trepp auf, Trepp ab. Da sie dabei keinen genierten und alle Augen dem Cotillon folgten, bemerkte niemand, wie „ausgestopft" die Herrschaften jedesmal aussahen, wenn's Trepp ab ging. Später hörte ich die Dame des Hauses ganz entrüstet den Diener fragen: „Aber um Gotteswillen, Heinrich, die sämtlichen Kuchenschüsseln sind ja leer! Und die halbe Torte . . .!" Einem on dit zufolge endeckte man das Verschwundene anderen Tags in einer wohlverwahrten Kiste im Karnickelstall — —.

Daß man zum Schluß des Festes auf dem Grunde einer Schüssel voll Schlagsahne den von blauen Glasperlen geschnürten Verlobungsring des Fräulein Rose fand, war allen unerklärlich, und ich war verschwiegen genug, es nicht auszuplaudern, daß junge Menschenkinder

manchmal in Ermangelung eines Löffels mit einer fünfzinkigen Gabel aus Fleisch und Blut in die Tiefen der Sahnenschüssel fahren!

Alles in allem konnte die Hausfrau immer noch von Glück sagen, daß es bei solch kleinen Intermezzos blieb, ein bedenkliches Klirren und Rasseln habe ich nicht vernommen, und wie leicht hätte man doch mit diesem ersten Ball zugleich ein wenig Polterabend feiern können!

Der erste Ball — — Long ago!

Ich bin seit der Zeit eine würdige Hausfrau, Fräulein Rose eine erwachsene Dame geworden. Wirklich schon so ganz und gar erwachsen? Mit den Erinnerungen an jenen „Knospenball" erwachte die unwiderstehliche Lust in mir, die „große Rose" heute ebenso zu beobachten, wie ehemals die wilde kleine Hummel im Flügelkleide. Ich vergaß über all dem Schauen, mich selber zu amüsieren, und doch sah ich so gar nichts Absonderliches, so gar nichts, was an die Rose von ehedem erinnerte!

Waren alle die vielen, großen und kleinen Stacheln wirklich schon so ganz abgeschliffen? Verlor sie heute kein Herzchen? — Ein sichtbares nicht, aber . . . jener kleine Leutnant da, der jüngste, allerjüngste des Regiments — (man erzählt sich, er habe erst im vergangenen Jahre den letzten Milchzahn gewechselt, — abscheulich!), der fing mir mit der Länge des Abends an, doch ein wenig bedenklich zu werden.

Anfangs hielt ich ihn für total ungefährlich. Ich hatte seine erste Unterhaltung mit Rose gehört.

„Finden gnädiges Fräulein nicht, daß es heute abend riesig hell hier im Saale ist?"

„Riesig! — kommt von den vielen Lichtern. —

Kurze Pause . . . „Hm . . Lichte . . . Beziehen gnädiges Fräulein . . . oder Frau Mama . . . die Lichte vielleicht aus dem Drogengeschäft von Bermer?"

„Nein, die drippen!"

„Sehr richtig, das habe ich auch schon entdeckt." Abermals eine Pause. Das Regimentsbaby streicht die Stelle unter der Nase, wo fraglos noch ein Schnurrbart wachsen wird und blickt sich hilfesuchend um. Er sieht den Diener mit dem Theegebäck. — Rettender Gedanke!

„Gnädiges Fräulein essen gewiß auch gern Süßigkeiten?"

„Und ob, für mein Leben gern!"

Da neigt er sich tiefer . . . seine Augen blitzen auf, die Lippen zittern wie in verhaltener Leidenschaft — mein Himmel, er wird doch nicht an diese Süßigkeiten anknüpfend, ihr sagen, daß sie selber süß sei?

Ich lauschte atemlos. Er wird etwas Außerordentliches sagen! Und er sagt: „Mögen Sie die Berliner Pfannkuchen lieber gefüllt — oder ungefüllt? Ich sage Ihnen, Komtesse — so ein gefüllter . . . gut mit Marmelade gefüllter Pfannkuchen — —"

Ich atmete beruhigt auf und ging weiter.

Aber jetzt? — Er hat oft, sehr oft mit ihr getanzt, und . . . seltsam, ich finde, er gleicht Hermännchen, dem geliebten, sicher noch nicht ganz vergessenen Ex-Bräutigam.

Auch den Cotillon tanzen sie zusammen. Ich bitte meinen Herrn, hinter den Stühlen dieser beiden Jüngsten mit mir Platz zu nehmen. Nichts, gar nichts Bemerkenswertes.

Man kann schlecht beobachten, es wird zu flott getanzt. —

Jetzt! Blumen und Orden kommen!

Was tuscheln die beiden plötzlich, tuscheln und lachen?" In diesem Augenblick sieht Rose wieder ganz wie damals aus. —

Sie greift nach dem Kissen mit Schleifen — ein genialer Ramsch — er stürmt nach einem Strauß fort. — —

Am Schluß des Balles ist männiglich erstaunt, daß der jüngste Leutnant die meisten Schleifen erhalten, seine Brust ist wahrhaft gepanzert — und Rose? Himmel, wieviel Blumen hat denn das Kind eigentlich??

Ich wußte es.

Alle Sträuße die er — ehrlich oder kühn — erwischen konnte, legte er in ihre Hand, — und alle Schleifen, welche sie „raufte", heftete sie ihm auf die Brust! —

O Rose, Rose! Auch dieses war — ein erster Ball!

„Mädel ruck, ruck, ruck —!“

Alle Welt war entzückt von ihr und mit Recht.

Man konnte keine graziösere, anmutigere Erscheinung auf der Bühne sehen wie sie, keine eleganteren Toiletten bewundern als die ihren, keinen pikanteren Wohllaut hören als den ihrer Stimme, mit dem scharfen „r“ und dem sehr merklich gebrochenen Deutsch. Sie war Französin.

Schon dieser Umstand machte sie in dem kleinen Residenzstädtchen interessant. Denn der Deutsche hat nun einmal eine Schwäche für alles Ausländische und ganz besonders, wenn dasselbe mit solch einem Paar sprühender, glühender Schwarzaugen ins Publikum blickt, wie es hier der Fall war.

Sie hieß Mademoiselle Garceau, machte eine Tournee durch Deutschland und hatte bisher ungeheure Triumphe in Bordeaux, Paris und Lille gefeiert — so sagten wenigstens die überschwenglichen Berichte in den beiden kleinen Tageblättern des Städtchens, welche einander feindlich gegenüberstanden und darum stets verschiedener Ansicht über die Vergangenheit von Mademoiselle Blanche waren.

Der Impresario that nichts, um die märchenhaften Berichte über Persönlichkeit, Familie und Vorleben seiner schönen Künstlerin zu berichtigen; er rieb sich beim Anblick der ausverkauften Häuser schmunzelnd die Hände und war derselben Meinung mit dem Intendanten, daß noch nie ein Stern so hell an dem Himmel hiesiger Kunst gestrahlt hatte wie Mademoiselle Garceau. Die Herrenwelt von X. war enthusiasmiert, und es nahm kaum Wunder, daß der steinreiche, alte Rentier M., welcher sonst nie das Theater betreten, seit Mlle. Garceaus Erscheinen Stammgast in dem fürstlichen Musentempel geworden war.

Er geberdete sich wie von Sinnen vor Entzücken, klatschte die Handschuhe entzwei und stand Viertelstunden lang auf seinen von Podagra gequälten Füßen, nur um die reizende Blanche besser noch mit den Augen verschlingen zu können.

Ja, es ging so weit, daß er — von welchem glaubwürdige Zeugen erzählten, sein Geiz veranlasse, daß er, um die Kosten eines Hofhundes zu sparen und dennoch etwaige Einbrecher zu schrecken, selber des Nachts um sein

Haus liefe, um sehr täuschend und laut wie ein Hund zu bellen — daß er allabendlich die herrlichsten Blumensträuße kaufte, um sie der Angebeteten werfen zu lassen.

Etliche Hyperphantasten wollten sogar in Erfahrung gebracht haben, daß eine Rose des letzten Straußes sehr kostbar funkelnden Thau im Kelch getragen, Tau, welcher andern Tags als Brosche an dem Busen der berauschendsten „Adrienne Lecouvreur" blitzte.

Die jungen Kavaliere des Städtchens waren nicht eifersüchtig auf den alten M. mit den rotumränderten Augen und der Nase, welche allzu indiskret ihren intimen Verkehr mit der Schnupftabaksdose verriet.

Verlieben konnte sich Mlle. Blanche nicht in ihn. Nein, die flotten, lebenslustigen Herren des Städtchens beobachten voll ironischen Vergnügens, wie der alte, graue Falter immer näher und geblendeter um das Licht flog, jeden Augenblick Gefahr laufend, rettungslos in das brennende Schicksal hinein zu taumeln. —

Nur einer lehnte, so oft der Name der kleinen Französin auf dem Theaterzettel stand, mit gekreuzten Armen und schwer atmender Brust auf seinem Platz und verwandte keinen Blick von der bezaubernden Fee auf den Brettern! —

Karl Westland war bis über die Ohren in die reizende Mlle. Blanche verliebt, und diese Liebe bestand nicht nur aus Flimmer und Katzengold, sondern aus lauterem, echten Metall, welches Gott Amor zu festen, ehelichen Trauringen verarbeitet.

Er war Sänger, mit nicht allzu glänzendem, aber

auskömmlichem Honorar an der fürstlichen Oper engagiert, und er hatte die besten und reellsten Absichten — was das Heiraten anbelangte.

Er war mit Mlle. Blanche auf eigentümliche Weise in nähere Berührung gekommen.

Um die Vielbesprochene baldmöglichst kennen zu lernen, stand er während ihrer ersten Probe hinter den Coulissen, nachdenklich an eine bemalte Leinewand gelehnt und voll seltsamer Erregung jenes Blickes gedenkend, welchen ihm die reizende Kollegin bei der soeben stattgehabten Präsentation zugeworfen hatte. Und Mlle. Blanche dachte ihrerseits auch mehr, wie es sonst der Fall war, an den bildhübschen, blondlockigen Tenor, welcher die märchenhaftesten blauen Augen hatte, denen sie je im Leben begegnet war. Ein Sonnenstrahl hatte dieselben just getroffen, als sie ihm die Hand reichte, und sie staunte die herrliche Farbe an — zwar sehr germanisch, aber wunderbar schön! Und weil Mlle. Blanche just wieder an die blauen Augen dachte, war sie zerstreut und verwechselte die Ausgänge, durch welche sie sich zu entfernen hatte.

Kraftvoll reißt sie die schön gemalte Thür auf und fährt mit einem Schrei des Entsetzens zurück, denn unsanft taumelt ihr der schöne Tenor, welcher just seinen Rücken an dieselbe gelehnt, entgegen, heftig an die kleine Kollegin anprallend und sie im ersten Schreck als einzigen Anhaltepunkt mit beiden Armen umklammernd.

Ein homerisches Gelächter ringsum, Karl Westland und Blanche Garceau aber sehen sich tödlich erschrocken

abermals in die Augen, und dann werden beide rot, wie von der rotesten Schminke übermalt!

„Pardon, Mademoiselle!“ stieß er hervor —

„O — Pardon —!“ wiederholte sie, und es kostete ihn namenlose Überwindung, ihr zierliches Figürchen wieder aus dem Arm zu lassen. Dann lachten sie beide mit und redeten in ihrer Verlegenheit und ihrem Amüsement lebhaft aufeinander ein.

Das war die erste Begegnung, welcher noch viele andere, gesuchte und ungesuchte folgten. Karl Westland hatte noch nie so schön gesungen wie jetzt, berauscht von dem seligen Bewußtsein, daß Blanche jedesmal in der Schauspielerloge saß und ihm mit den weißen Händchen sehr lebhaft und graziös zuwinkte, wenn er gesungen.

Trat sie nach Schluß ihrer Proben aus dem Theater, so stand der junge Tenor mit strahlenden Augen bereit, sie zu begrüßen und nach Hause zu begleiten, und kehrte er aus seinen Proben zurück, so fügte es ein seltsamer Zufall, daß Mlle. Blanche just da spazieren ging, wo auch er seine Pfade wandelte. Ein paar Tage ging das vortrefflich, dann fiel dem jungen Tenor das bitter ernste, sehr verweisende Gesicht des Impresarios auf, welcher plötzlich zum Schatten seiner Pflegebefohlenen geworden zu sein schien.

Auch begegnete er der kleinen Französin nicht mehr auf der Straße, und als sie abends in der Loge saß, blickte sie mit sehr schmerzlich-wehmütigem Ausdruck in dem sonst so lachenden Gesichtchen zu ihm nieder. Er

war außer sich. Welch ein Schatten drängte sich zwischen sie? Derjenige des alten M. oder der des Impresario, der seine Einnahmen gefährdet sah?

Kaum konnte er die nächste Probe erwarten, die Geliebte um die auffällige Wandlung zu befragen.

Er sah, daß ihre Augen zärtlich aufleuchteten, als sie ihn erblickte, auch drückte sie ihm sehr warm und bedeutungsvoll die Hand, dann aber begann sie voll ängstlicher Hast ein sehr gleichgültiges Gespräch, denn der Impresario war neben sie getreten und musterte den jungen Sänger fast feindselig, mit gekreuzten Armen und zusammengepreßten Lippen.

Und dieselbe Scene wiederholte sich, so oft er es versuchte, sich der Angebeteten seines Herzens zu nähern.

Diese Qual ertrug er nicht länger.

Er setzte sich hin und schrieb an sie — voll leidenschaftlicher Glut und Innigkeit — eine himmelstürmende Liebeserklärung nebst regelrechtem Heiratsantrag.

Die darauf folgende Nacht schlief er nicht.

Zwar hatte sie abends, als entzückendste Georgette, ihm fraglos die glückseligsten Blicke zugeworfen, ja manche zärtlichen Worte allein zu ihm hinauf gesprochen, aber der alte M. spendete just an diesem Abend einen besonders schönen Strauß und — Entsetzen! — der Impresario stand in intimsten Gespräch während der ganzen Zwischenpause neben ihm!

Der folgende Morgen erlöste Karl aus seinem Hangen und Bangen. Ein zierliches, duftendes Briefchen wurde

ihm gebracht, des Inhalts: „Ich erwarte dich morgen um 3 Uhr an der Rolandseiche im Stadtpark.“ —

Durch den herbstlich leuchtenden Park eilte er zur bestimmten Stunde dem beseligenden Stelldichein zu.

Nach kurzem Hin- und Herwandern unter den blätterstreuenden Bäumen hörte er einen Wagen rollen, und nach wenig Augenblicken hielt er die herrlichste Maid voll ungestümer Glückseligkeit umfangen.

Welch ein Liebesfrühling unter den welkenden Baumkronen.

Ja, sie liebte ihn! Und sie gestand es ihm mit der ganzen, sprühenden Lebhaftigkeit ihres Temperaments. Sie wollte ihn auch heiraten, ganz gewiß, nur ihn allein — aber erst dann, wenn die Zeit dazu gekommen.

„Und wann kommt diese Zeit?“ flehte er voll bebender Ungeduld.

Da erklärte sie ihm alles — ihren ganzen Roman. Sie war Waise — der Impresario ihr Vormund. Was er an Geld für ihre Erziehung und Ausbildung verausgabt hatte, verlangte er mit reichen Zinsen zurück.

Sein Plan war es, eine Tournee durch Deutschland zu machen, um den deutschen Michel bei seiner schwachen Seite zu packen und die „Ausländerin“ auf seinen Schild zu heben. Was in Paris leicht übersehen wird, feiert wohl in Deutschland Triumphe. — Er hatte sich nicht verrechnet, die Kleinstädter und Provinzler machten ihrem Renommee noch alle Ehre. Die Erfolge berauschten den geldgierigen Mann. Der Enthusiasmus der ledigen Herren-

welt war der goldene Boden ihres Ruhms und ihrer Triumphe. Eine verlobte Schauspielerin ist eine Königin ohne Land. Entweder sollte sie sehr, sehr reich heiraten oder gar nicht. Einen jungen Tenor vor aller Welt lieben oder begünstigen, grenzte in seinen Augen an Wahnsinn, es war der Stein, an welchem die Räder ihres Siegeswagens brechen würden, das Ende ihrer Carriere. Und darum band er ihr Herz und ihre Hände. Blanche fürchtete die Scenen, welche der Vormund infolge seiner Geldgier ihr machte.

„Schrecklich! Entsetzlich! Was sollen wir denn da beginnen?“ braust er auf und drückt sie an sich, als müßte er sie gegen eine Welt verteidigen.

„In einem halben Jahr bin ich mündig und seiner Willkür und Tyrannei entronnen“, flüsterte sie mit blitzenden Augen. „Dann werde ich dein! Aber bis dahin gelobe mir tiefes Schweigen gegen jedermann! Wir werden uns schreiben — sehen und sprechen werden wir uns nicht mehr —“

„Blanche!“

„Willst du nicht alles verderben, so thue, was ich verlange! Vor der Welt kennen wir uns nicht mehr, in Onkels Augen ist alles zwischen uns aus! Verstanden? Unser süßes Geheimnis darf keine Seele ahnen, das verlange ich von dir als Beweis deiner treuen, wahren Liebe!“

Er schwört es ihr.

In dem Theatersaal findet andern Tags ein Wohlthätigkeitskonzert statt. Auch Westland singt. Kopf an

Kopf sitzt das Publikum; seitlich, auf erhöhtem Wandpolster diesmal auch Blanche Garceau.

„Mädel ruck, ruck, ruck — an meine grüne Seite!“ —

Plötzlich ein leiser, halb erdrückter Aufschrei des Zorns — Mlle. Garceau springt bebend vor Empörung auf und verläßt voll rücksichtsloser Erregtheit den Saal.

Allgemeines Staunen, Flüstern hin und her. —

Karl Westland stürmt wie ein Rasender aus der Garderobe, bleich wie der Tod — seiner selbst nicht mehr mächtig — direkt nach dem Hotel, wo die Geliebte wohnt. Was war geschehen? Warum verließ sie so auffällig und so erregt den Saal?

Die Pulse des jungen Mannes fliegen, wie Schatten flirrt es vor seinen Augen. Wie er seine Lieder zu Ende gesungen, weiß er selber nicht!

Ohne sich melden zu lassen, stürzt er nach ihrer Thür, klopft kurz an und tritt ein.

Blanche erhebt das Köpfchen von dem Sofapolster, auf welchem sie schluchzend liegt. Bei seinem Anblick springt sie empor; ihre Augen flammen, die kleinen Hände beben. „Verlassen Sie mich! Wie wagen Sie es noch, mir unter die Augen zu treten!“ ruft sie zitternd vor Aufregung.

„Blanche! — Geliebte — was ist denn geschehen? Was erregt dich so?“

„Was mir geschehen? O das Schändlichste, das Entsetzlichste! Nennen Sie das Erfüllung Ihres Schwures, unser zärtliches Geheimnis treu zu wahren? Und soll

das die gelobte deutsche Treue sein — solch eine brutale, rücksichtslose Indiskretion?"

Mit der ganzen Lebhaftigkeit französischen Temperaments sprudelt es von ihren Lippen, dann verstummt sie jählings und starrt verwundert in sein Gesicht. Nein — so sieht ein böses Gewissen und das Schuldbewußtsein eigentlich nicht aus. —

„Blanche —" er greift sich wie ein Träumender an die Stirn — „bin ich bei Sinnen oder nicht?! Was soll dies alles? Was faselst du von Indiskretion, von Treulosigkeit? Ich verstehe nicht —"

Sie weint wieder und preßt das Spitzentuch vor das Antlitz.

„Wie kannst du dich so verstellen — ach waren deine Worte nicht deutlich genug?!"

„Meine Worte? —"

„Nun ja — das Lied: Mädel ruck, ruck, ruck, — Ja, so fing es wohl an!"

„Und was ist's mit dem Lied?"

„Ah, du fragst noch? Welch eine empörende Keckheit, unsere Liebe in alle Welt hinaus zu posaunen, den Leuten direkt zu sagen, daß du mich liebst?!"

„Dich? — Wer kann denn beweisen, daß du mit dem Lied gemeint warst?" stottert er.

Da stampfte sie ungeduldig, zornig den Boden.

„Lächerlich! Du nanntest ja meinen Namen!"

„Deinen Namen?" Er taumelt zurück.

„Gewiß: I hab die Garceau gern — i mag Di

leide! — Hast du das nicht gesungen? Du Wortbrüchiger — Du — —"

Sie schweigt erschreckt. Ein schallendes, unbändiges Gelächter tönt ihr entgegen. Karl Westland wirft sich in einen Sessel und scheint ersticken zu wollen —

„I hab di gar so gern —
I mag di leide!!"

wiederholt er keuchend, atemlos vor Lachen, und dann springt er auf, schlingt die Arme um die Geliebte und hebt sie jubelnd empor.

Als zwei Minuten vergangen sind, lacht auch Mlle. Blanche, daß Thränen in ihren schönen Augen glänzen. „O diese deutsche Sprache! Schreib mir die Worte auf, mon ami; I hab di gar so gern — Ach ja, das ist etwas anderes!"

In ihrem Entzücken haben sie beide nicht bemerkt, daß Herr Rentier M. und der Impresario in der Thür des Nebenzimmers gestanden. Herr M. geht dröhnenden Schrittes wütend davon, der Onkel aber bereitet dem süßen Kosen ein Ende voll Schrecken!

Herr M. war indiskret. Er erzählte voll Wut die Geschichte am selben Abend in der Kneipe und war starr, einen Sturm der Heiterkeit dadurch zu entfachen. Wie ein Lauffeuer ging die amüsante, kleine Geschichte und der Liebesroman der Diva durch die Stadt. Man nahm Partei; das Publikum wollte seine Lieblinge Westland und Garceau glücklich sehen, es griff handelnd in die Angelegenheit ein. Auch die Fürstin erfuhr von dem Scherz

und interessierte sich lebhaft für das junge Paar, und wie man munkelte, soll dieses Interesse das Glück der jungen Leute begründet haben. Die Verlobung stand wenige Tage danach in der Zeitung, und der Onkel Impresario lächelte

etwas sauersüß zu den Glückwünschen, welche auch ihm dargebracht wurden. Abends aber erhielt die Braut ein Ständchen; der Opernchor sang unter jubelnder Beteiligung der Menge das alte Liedchen mit dem neuen Schreibfehler:

„I hab di Garceau gern,
I mag sie leide!! —"

Ihr Glück!

Frühlingsblüten und Lenzesduft! Sonnenglanz und jubelnde Vöglein am blauen Himmel und überall, wohin der trunkene Blick schweift, lachende Menschen und bunte Farbenpracht, Festtage der Liebe und Wonne, Maienzeit! — Alle Fenster sind weit geöffnet, auch das kleine im Untergeschoß drunten, auf dessen Bord ein paar kümmerliche Blumenstöcke stehen, die sich in der feuchtkalten Kellerluft trotz aller Pflege nicht zur Blüte entfalten konnten. Kein Sonnenstrahl hat sie in der engen Gasse, mit den

himmelhohen Häusern rechts und links, getroffen, kein warmer Maienodem konnte sie liebevoll umfächeln, es wehte immer modrig, immer dunstgeschwängert um die grauen Mauern, und ohne Licht und Wärme kann kein Blümlein gedeihen, weder die armseligen kleinen Goldlackstauden, noch das verkrüppelte Menschenpflänzchen, das still und friedlich in dem schwarzen Sarg dort schlummert.

Auf zwei Schemeln steht er, und zu Häupten brennt das letzte Stümpflein Talglicht, das die mitleidige Nachbarin auf der Komode der Verstorbenen entdeckt und zur letzten Ehre des armen Mädchens angesteckt hat. Der Docht qualmt mit trübem, rötlichem Schein und wirft unsicheres Licht über die, die so kalt und regungslos vor ihm liegt. Ein geflicktes Bettlaken ist flüchtig über das Stroh geworfen und auf ihm in dem engen Sarg liegt ein welkes, müdes, häßliches Gesicht, häßlich selbst jetzt noch, wo ein so unendlich friedliches Lächeln um den eingefallenen Mund spielt, wo die strähnigen Haare gelöst um die Wangen liegen und die Augenlider den schielenden Blick verhüllen.

Das Totenhemd verhüllt den verkrüppelten Körper, — man sieht den hohen Rücken nicht mehr, — oder ist der selige Märchenglaube wahr geworden? Hat sich der häßliche Höcker gelöst, um ein paar silberne Engelsschwingen zu entfalten? . . .

Wie still ringsum! Die Thür ist verschlossen, die hohen Körbe voll Äpfel stehen längs der Wand, ein wackliger Tisch, ein leeres Bett — ach, es ist so wenig, was

die Rieke hinterläßt. Bald wird der Totenwagen heranrumpeln und sie abholen, und Rieke wird es so wohl auf dem Kirchhof sein, — ach so wohl, wie sie es sonst im Leben nicht gekannt, — Blumen werden rings um sie her blühen und duften, und die Vögel werden sie mit süßen Liedern in den Schlaf singen . . . Arme Rieke, — welch ein seliger Tausch ist das Sterben gegen dein Leben!

Verlassen — ausgestoßen und verwaist an Glück und Liebe, so lange, wie sie ihren elenden Körper durch die Jahre dahingeschleppt! Jeder kannte sie in dem Stadtviertel, jeder kaufte wohl aus Mitleid dem buckligen Kinde die Äpfel ab, die es stumm oft mit gefrorenen Händen den Vorübergehenden darbot. Früher, so lange sie noch jünger war, trug sie ihre Früchte auf die Straße und handelte an den Ecken damit, — später, als sie immer bessere Geschäfte machte, konnte sie sogar das dunkle Kellerstübchen mieten und sich den Laden einrichten. — Ach, wie soll ich es nur dem lieben Gott danken, daß er mir so viel Glück gegeben hat! flüsterte sie oft mit verklärtem Blick. Und wenn sie gar in ihrer letzten Lebenszeit nach Feierabend an dem hölzernen Tisch saß, aus seiner Schublade das Gesangbuch nahm, es sorgsam aufschlug und mit zitternden Fingern den getrockneten kleinen Veilchenstrauß an die Lippen drückte, — dann irrte der Blick ihrer armen, schielenden Augen zu dem kleinen Christusbild an der Wand, und Thräne auf Thräne rann hernieder, — aber keine Thräne des Schmerzes, nein, der reinsten, seligsten Wonne!

Die Straßenjungen verhöhnten und verspotteten das mißgestaltete Mädchen. „Äppelstrulch! — Äppelstrulch!“ schrien sie ihr nach. Anfänglich hatte Rieke mit bitterbösen Worten geantwortet, dann ließ sie die Schreier gewähren und ging still ihres Wegs.

Aber bald hieß sie bei allen Leuten: Der Äppelstrulch! Ein besonders gutes Geschäft machte sie an der Thür des nahegelegenen Gymnasiums. Zur Frühstückszeit stellte sie sich mit ihrem Apfelkorb, den sie an einem Tragriemen wie ein flaches Tischchen vor sich trug, an der Treppe auf, und die Knaben, die zur Freiviertelstunde auf den Platz herabstürmten, griffen gar zu gern in die Tasche, sich für einen Dreier von den lockenden Früchten zu erhandeln. Anfänglich hatte man das blasse Mädchen mit groben Worten von der Thür zurückweisen wollen; da trat ein junger Lehrer auf die Treppe, nach der Ursache des Skandals zu forschen. Und wie seine blauen, freundlichen Augen das mißgestaltete Mädchen trafen, da zuckte es wie tiefes Mitleid um seine Lippen. Mit schnellem Schritt stand er an ihrer Seite und wehrte die rohen, gewaltthätigen Knaben ab.

„Aber Herr Doktor! Der Äppelstrulch verschimpfiert uns ja die ganze Fassade, wenn sie hier Posto faßt!“

„Glaubt ihr, solch wüste, unritterliche, gemeine Scene verschönere sie? Pfui über jeden Jungen, der sich an einem wehrlosen, kranken Mädchen vergreift!“

Und er zog sein Portemonnaie und sagte freundlich: „Gib mir für einen Groschen Äpfel, Friederike!“

Die kleine Bucklige hatte sich, schimpfend und kraftvoll um sich puffend, gegen die Knaben gewehrt, jetzt stand sie mit tief gesenktem Kopf, blutrot im Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen, und wühlte mit zitternden Händen in den Äpfeln.

„So!" rief der Doktor, „und nun will ich diese Äpfel an diejenigen von euch verschenken, die mir versprechen, der armen Friederike nie wieder den Platz hier streitig zu machen!"

Ein jubelndes Halloh, ein buntes Durcheinander, Zustimmung und Versprechen! Rieke aber stand wie ein Bild aus Stein, die langen Arme schlaff am Körper niederhängend, die Augen geradeaus ins Leere gerichtet. Sie wollte danken, sie konnte es nicht. Erst als der Doktor ihr freundlich zunickte und weiter schritt, machte sie den Versuch zu einem linkischen Knix.

Von da stand sie jeden Vormittag an der Treppe, und während sie den Knaben Äpfel verkaufte, huschte ihr Blick unruhig hin und her, bis er aufstrahlend die schlanke Gestalt des jungen Lehrers traf. Und dann krampfte sie die Hände um den Rand ihres Korbes, und ihr Herz zitterte in der Brust, wenn er zu ihr herantrat, freundlich guten Tag sagte und sich erkundigte, ob sich die Jungens auch manierlich betrügen.

Manchmal schritt er im Gespräch mit den anderen Lehrern auf dem Platze auf und ab, oder er stand bei schlechtem Wetter nur hinter dem Fenster, Riekes Blick aber fand ihn doch, wie ein Blümlein die Sonne findet,

die es mit der Sehnsucht unbewußter Liebe sucht. War die Freiviertelstunde vorüber, setzte sich das bucklige Mädchen auf die Steintreppe nieder und verschlang die Hände im Schoß. Ihre Augen hafteten an der Stelle, wo sie ihn zuletzt gesehen. Und sie sah ihn noch immer, in all seiner jugendfrischen Schönheit, mit den so unbeschreiblich guten Augen und dem blondlockigen Haar.

Und wenn sie abends auf ihrem dürftigen Lager lag und vor Frost mit den Zähnen klapperte, so huschte dennoch ein glückliches Lächeln um die farblosen Lippen, denn sie dachte an ihn, den Besten, Herrlichsten, der ihr zu Hilfe gekommen, der sie Friederike genannt, so freundlich und so gut wie noch kein Mensch zuvor!

Friederike! — kaum wußte sie es selber noch, daß sie so hieß; „Äppelstrulch" gellte es ihr Tag für Tag in die Ohren und sie hatte sich an den kränkenden Namen gewöhnt wie an die körperlichen Schmerzen, die sie auch von früh bis spät mit sich herum schleppen mußte. Friederike hatte er sie genannt, und das Herz des verkrüppelten Mädchens schlug bei dem Klang so hoch und stolz auf, wie wohl ehemals eines Pagen Herz in der Brust aufwallte, wenn der Ritterschlag des Kaisers seine Schulter traf. Und sie trug seit jenem Tag den Kopf selbstbewußter, wenn sie zur Thür des Gymnasiums schritt.

Einmal tobten die Knaben ausgelassener und toller als je die Treppe hinab und umringten unter jovialen, gutmütig spottenden Zurufen den „Äppelstrulch." Alle griffen zu gleicher Zeit nach den Äpfeln und Rieke schlug zornig

auf die frechen Hände und schalt mit ihrer schrillen Stimme: „Erst bezahlt, junge Herren, eher gibts nichts!"

Johlendes Gelächter antwortete, und die Knaben stürmten dreister nach dem Apfelkorb, schoben und rissen die schwächliche Mädchengestalt hin und her, trieben Schabernack und äfften die Scheltende.

„Ich rufe den Herrn Doktor!"

„Haha — ruf' man, Äppelstrulch! Der sitzt oben in der Lehrerkonferenz und wird dein Gequicke grad hören!"

Und gleichsam, als ob diese Überzeugung alle Bande der Rüpelhaftigkeit vollends gelöst, faßte ein stämmiger Tertianer die kleine Rieke bei beiden Schultern und wirbelte sie so gewaltig im Kreise, daß alle Äpfel wie ein Hagelschauer gegen die Umstehenden prasselten.

„So Jungens! Es regnet Schafsnasen!" johlte der Anstifter, „wer's kriegt – der hat's!"

Und alle Hände fuhren nach den Äpfeln, die ihrer länglichen Form halber in dem Knabenjargon den Namen Schafsnasen führten. Ein wilder Knäuel balgender, raufender Bengels — und abseits taumelnd, halb ohnmächtig, keuchend und nach Atem ringend das bucklige Mädchen mit leichenblassem Gesicht. Da — ein heller Pfiff — ein erschrecktes Aufschnellen und Auseinanderstieben der wilden Horde. Mit schnellen Schritten springt der junge Lehrer die Treppe herunter und faßt stützend die kraftlose Gestalt des Mädchens.

„Dachte ich es doch, daß sie eine Roheit begehen!" rief er mit zornblitzenden Augen, „es ließ mir keine Ruhe droben!"

Rieke riß die verglasten Augen weit auf und starrte den Doktor an — ihr erst so blasses Gesicht bedeckte sich mit Purpur und ihre Hände, die er noch in den seinen hielt, zuckten wie im Krampf.

„Ach — ach — Herr Doktor!" stammelte sie, und dann stürzten Thränen aus ihren Augen.

Der junge Mann wandte sich den Sündern zu und verhängte ein strenges Strafgericht, jeder einzelne Apfel mußte mit einem Dreier bezahlt werden, und die, welche kein Geld bei sich hatten, mußten es am folgenden Morgen abliefern. — Welch eine Hand voll Geld legte der junge Lehrer in den leeren Korb seines Schützlings! Wohl dreimal so viel als die Äpfel wert gewesen, und dann nickte er ihr freundlich zu: „Geht es Ihnen wieder besser, Rieke? Die Schlingel ahnten nicht, daß Ihnen der Atem vergehen mußte! Aber unbesorgt, es soll nie wieder vorkommen! Und nun gehen Sie heim und ruhen Sie sich aus!"

Sie starrte ihn immer noch unter Thränen an — und dann griff sie schnell nach seiner Hand und bedeckte sie mit krampfhaften Küssen. Erschrocken zog er die schlanken, weißen Finger zurück.

„Ei, ei, Friederike! Ich bin doch nicht der Kaiser!" scherzte er, faßte den Tertianer mit festem Griff am Arm und spedierte ihn zu fernerer Aussprache die Treppe empor.

Kein Kaiser! — Ach, für die arme, verwachsene Waise war er mehr denn alle Kaiser der Welt. Als der Platz wieder still und leer in der herbstlichen Sonne lag, saß

Rieke noch immer auf den Steinstufen der Treppe, und wer vorüberging, wandte erstaunt den Kopf.

War der Äppelstrulch toll geworden? Sie lachte und weinte in einem Atem.

Als der Mond am Himmel stand, schlich Rieke noch einmal hinaus nach dem Schulplatz und stand wie in seliger Benommenheit an der Treppe still und flüsterte: „Er hat an mich gedacht — er kam mir zu Hilfe, und hier — hier auf dieser Stelle hat er meine Hände gefaßt!“ — — —

Jahre vergingen.

Die Knaben hätten sich ihre Schultreppe nicht mehr ohne den Äppelstrulch denken können, und wenn die Mißgestalt des Mädchens auch manchmal noch Anlaß zu kleinen Spöttereien oder Neckereien gab, so erfreute sich Rieke doch des allgemeinen Wohlwollens, und ihr Verkehr mit den Knaben hatte etwas so kameradschaftlich Biederes, daß man munkelte, Rieke habe schon manchem Primaner und Sekundaner zu einer verbotenen Cigarre verholfen!

Dabei machte sie gute Geschäfte, und wäre sie nicht so gutmütig gewesen und hätte manchen Apfel und Dreier an noch Ärmere abgegeben, sie hätte wohl schon viel früher ihren Kellerladen einrichten können.

Aber keine Macht der Welt hätte Rieke von dem Schulplatz ferngehalten, und daß es nicht allein der gute Verdienst war, der sie trotz Sturm und Regen so magnetisch dorthin zog, das wußten Mond und Sternlein

am besten, denn die blickten durch die verklärten Augen bis in das Herz hinab.

Und dann kam ein schlimmer Tag. Der Doktor wurde versetzt, und stand vor Rieke, nahm lachend Abschied und reichte ihr zum letztenmal die Hand. Da ging es wie ein scharfer, weher Riß durch Herz und Seele der Buckligen, und der Atem drohte ihr auszubleiben wie damals, als sich die ganze Welt schwindelnd vor ihr im Kreise drehte — aber Thränen hatte sie nicht, wie in jener Stunde —, die kamen nach.

Trübe und trostlos schlich die Zeit dahin und Rieke sah von Tag zu Tag älter und kümmerlicher aus, auch lachte sie nicht mehr wie früher. Sie stand noch Tag für Tag an der Schulthür und handelte mit dem Obst, das die Jahreszeit just bot, aber sie schlich daher wie eine Greisin — und war doch noch so jung an Jahren. Frühlingsstürme wehten — und dann strahlte die Sonne auf die bräutliche Erde herab. Rieke saß an ihrer Kellertreppe, die Körbe voll Obst und Gemüse neben sich, und starrte gleichgültig auf die vorüberhastende Menge. Plötzlich aber ringt sich ein erstickter Laut von ihren Lippen. Sie preßt die grobknochigen Hände gegen die Brust und zittert wie Espenlaub an allen Gliedern.

Er! — er! —

Und just, als habe ihr Auge ihn gebannt, wendet er jählings den Kopf — sein gleichgültiger Blick will über sie hinschweifen, haftet überrascht auf ihrem Gesicht — und dann steht er neben ihr. Voll herzlicher Freude

ſtreckt er ihr die Hand entgegen. „Sieh da, meine alte Freundin Friederike! und gar als reſpektable Obſthändlerin vor dem eigenen Laden? Ei, da müſſen Sie mir aber erzählen wie das alles gekommen iſt?“

Zuerſt will es gar nicht recht gehen mit dem Erzählen, dann aber ſprudelt es von ihren Lippen, wie groß — ach wie groß doch ihr Glück iſt! Und ihre Stimme klingt ſo jauchzend und ihre Augen ſtrahlen ſo wunderbar, daß er ſelber das große Glück glaubt. Er lacht, luſtig, beinahe ſchalkhaft. „Na Rieke, da werden Sie mich wohl bald zur Hochzeit laden?“

Sie ſchrickt zuſammen und wird dunkelrot, und weiß nichts anderes in ihrer großen Verlegenheit zu ſagen, als wie: „Ach, die ſchönen Veilchen, die Sie aber haben!“

Er blickt auf den großen, duftenden Strauß in ſeiner Hand nieder, lächelt ganz wunderſam und teilt ſchnell ein kleines Sträußchen davon ab, um es ihr freundlich zu reichen.

„Hier Friederike! das wird Ihnen Glück bringen! Wiſſen Sie auch, was für ein Strauß dies iſt? Ein Verlobungsſtrauß! Ja, reißen Sie nur die Augen auf, ich will es Ihnen jetzt ſchon verraten! In die Heimat bin ich auf Urlaub gekommen, um mir die Braut zu holen! Geliebt habe ich ſie ſchon lange — heiraten kann ich ſie erſt jetzt! — Ei, ſo gratulieren Sie mir doch! —“

Und ſie ſtammelte einen Glückwunſch — aber durch ihr Herz zuckte abermals ein brennender Schmerz, und als ſie allein war in ihrem ſtillen Stübchen, da flutete

glänzender Tau über die Veilchen. Als sie sich satt geweint, da lächelte sie, und schüttelte den Kopf und begriff sich selber nicht. Welch ein märchenhaftes Glück! Veilchen aus seinem Verlobungsstrauß — halb für die Braut — halb für sie! Welch ein Glück! ach welch ein übergroßes Glück!

Sie hat auch in der Kirche gestanden, als er und das schlanke, blondlockige Mädchen getraut wurden, und so von Herzens Grund wie an jenem Tage hat sie weder vorher noch nachher im Leben wieder gebetet.

Dann ward sie alt — sichtbar alt — sie schwand dahin wie die Blumen an ihrem dunklen Kellerfenster.

Und heute küßte sie zum letztenmal seine Veilchen. — —

Jetzt liegen sie zerstreut und zertreten unter ihrem Sarge.

Eine Christnacht am Strande.

Sie hieß nicht nur „Schön-Ebba", sondern war es auch.

Auf der ganzen Insel gab es keine zweite Dirn, so schmuck, so gut, so fromm, wie Ebba Sturen. Friesenblut leuchtete durch die zarte Haut ihrer Wangen, flachsgelb schlangen sich die dicken Zöpfe um den Kopf, und die Augen lachten so blau in die Welt, wie das Meer draußen im Sonnenschein.

Wo Schön-Ebba sich zeigte, flogen ihr die Herzen zu, und manch ein Seefahrer, welchen das Schicksal und der Sturm an die kleine Nordseeinsel verschlagen, fuhr als

kranker Mann wieder davon, Sehnsucht und Weh im Herzen, begleitet von dem Bilde des holden Friesenkindes, welches doch nimmermehr hatte ein Bild der Gnade für ihn werden wollen. Ebba schaute nicht nach den Männern aus, denn sie wußte, daß der eine und einzige, welcher des Anschauens wert war, gar sicher zu ihr kam, nicht um ihr bunten Tand und schöne Worte, sondern sein junges, heißes, goldgetreues Herz zu bringen, welches voll Liebe und Zärtlichkeit für den blonden Schatz schlug, so lang, wie sie zurückdenken konnte in eine frühe, glückselige Kindheit hinein.

Sören hatte Klein-Ebba schon auf dem Arm getragen als er sich selber kaum auf den Füßen behaupten konnte, hatte ihr die bunten Muscheln und Steinchen gutwillig in die drallen Händchen gelegt, als er selber noch keine größeren Schätze auf der Welt kannte, denn diese Muscheln und Steine des Strandes.

Dann hatten sie in der Schule nebeneinander gesessen, hatten zur Sommerzeit selbander manch lustige Stunde am Strand getollt, gewatet, Schifflein schwimmen lassen und Seesterne getrocknet — am schönsten aber deuchte ihnen dennoch die Winterzeit, jene geheimnisvolle, glückselige Christzeit, in welcher sie — eng aneinander geschmiegt, auf der Ofenbank saßen, sich herrliche Geschichten vom goldenen Weihnachtsengel und der „Fru Hollen mit dem Sanct Niklasen" erzählten, wenn der Schneesturm sein wildes Lied um die Fischerhütten pfiff, und die See ihre donnernden Wogen gegen den Strand warf.

Dann lauschten sie hinaus auf Sirene und Nebelhorn, falteten die kleinen Hände und beteten für die, so in Not und Klippen waren — wie es die Mutter sie gelehrt. Zur Weihnachtszeit aber hockten sie mit glückstrahlenden Gesichtern unter dem kleinen Tannenbaum, von welchem sie nicht begriffen, wo er gewachsen sein mochte, und wie die lieben Englein ihn mit all den brennenden Lichtlein hatten vom Himmel herabbringen mögen, denn die See ging hoch und das Wetter war bös.

O wie liebte Sören den Christbaum! Der war ihm die beste und herrlichste von allen Gaben, lieber noch wie Honigbrot, Äpfel und Nüsse, wie die neue Hose und das große Schiff, welches der Pate ihm selber geschnitzt.

Ebba freute sich wohl auch an dem grünen Gezweig, an dem Goldflitter und dem großen Stern, an den Perlschnüren und den Silbernetzen, aber ihr rotwangiges Püppchen war ihr doch noch lieber, denn es hatte echtes Flachshaar, so weißblond wie ihr eigenes, und ein rotes Kleid mit weißem Schürzlein, wie sie es sich als höchsten — höchsten Hochzeitsstaat für dereinst ersehnte!

Wäre es nur erst so weit, daß Sören und sie Hochzeit machen! Daß sie es thun werden, wenn sie groß sind, ist sicher. Spielen sie nicht jetzt schon Mann und Frau? Von den Küchenschemeln und der buntbemalten Truhe bauen sie sich ein Haus, und sechs Kinder haben sie auch schon, das Püpplein, den Stiefelknecht, ein paar getrocknete Fische vom Seil, die wickeln sie in ihre Halstücher, als die Jüngsten.

Und wie lieb haben sie sich dabei! Die Alten lachen und sagen: „Solch eine glückliche Ehe!“

Und um Weihnachten muß die Hochzeit sein, denn diese Zeit ist ihnen die liebste von allen.

Die Jahre flogen dahin und aus den Kindern wurden Leute.

Schön-Ebba, weiß wie ein Mövchen und rot wie eines Apfels Wange, wuchs heran, daß aller Augen voll Wohlgefallen auf ihr ruhten, und Sören ward ein Mann, grobknochig und stark, gewachsen wie ein Schiffsmast und frisch, lustig und kreuzbrav wie ein echtes Seemannsblut.

Die Badegäste, welche im Sommer kamen, fuhren mit niemand lieber in See, wie mit dem jungen Sören, denn er war der sicherste Steuermann auf weit und breit, und in seine glückseligen blauen Augen zu sehen, deuchte den Stadtmenschen, welche keine Zufriedenheit und kein Gottvertrauen mehr kennen, wie ein Märchen, an welches man vor langen, langen Jahren einmal geglaubt!

Kam Sören am Abend von der Arbeit heim, so galt sein erster Weg dem Fensterlein Ebbas, und wer die beiden dort plaudern sah, so ganz weltfern und versunken in ihr junges Glück, der lächelte und nickte: „Wie sollte es auch anders sein! — Sie gehören seit je zusammen.“

Dann kam ein schwerer Tag, an welchem Ebbas blaue Augen — Vater Sturen sagte es — „so viel Wasser überholten, wie eine lecke Kuff, wenn grobe See von achtern kommt!“

Sören mußte zur Marine nach Wilhelmshaven, es

hieß scheiden für lange Zeit — scheiden für gut und bös, für Leben und Tod!

Weiß keiner, ob er von solch schwerem Dienste heimkommt.

Und Sören fuhr davon, — hinab nach Westindien, und sein blonder Schatz betete für ihn und verzagte nicht.

Wohl aber waren es traurige Jahre, bis der Freiersmann wieder kam — traurig zumal in der letzen Zeit, wo ein anderer Jugendgespiele heimkehrte und Schön-Ebba mit begehrlich heißem Blick gemahnte, daß sie auf der Schulbank ehemals auch gut Freund gewesen!

Sollte ihm Ebba ins Gesicht sagen, daß sie den viel älteren, rohen, unbändigen Thunichtgut stets gefürchtet und gemieden hatte?

Sie blickte an ihm vorüber und schwieg.

Johann Freeten war ein unstet Blut. Als halbwüchsiger Knabe schon war er der strengen Zucht des Vaters entsprungen, war heimlich davongegangen und hatte sein abenteuerliches Leben als Schiffsjunge bei der Kauffahrtei begonnen, bald hier, bald dort zu Schiff — war zwei Jahre ganz verschollen, wie man sagte sei er Goldgräber gewesen, dann kehrte er heim, stellte sich bei der Marine, und als er nunmehr freigekommen, ein halb Jahr früher wie Sören, — zog er als einziger Erbe in die Fischerhütte der verstorbenen Eltern ein.

„Er wolle es einmal mit dem geregelten Leben versuchen!" hatte er gesagt.

Fürerst war dies Leben aber ein gar wildes und gotteslästerliches, welches ihm keine ehrlichen Freunde in der Heimat warb.

Er spielte und trank die Nächte hindurch in der Schenke, er suchte Händel und Streit, er brachte all die bösen, üblen Gewohnheiten des zügellosen Freibeuters mit, welcher auf den Goldfeldern die Seele dem Teufel verschworen!

Sein Gesicht war wetterhart und finster im Ausdruck, sein Blick unstet und flackernd im Brand wilder Leidenschaftlichkeit, — sein schwarzes Haar paßte nicht zu Friesenart.

Wohlmeinende Männer hatten ihm anfangs wohl Vor-

stellungen über sein unordentliches Leben gemacht, aber nur Grobheit und keinen Dank geerntet; so zogen sich die Leute mehr und mehr von ihm zurück. — Da kam es, daß Jehann Freeten zum erstenmal die Wege Ebbas kreuzte, welche wochenlang die kranke Pate im Fischerdorf jenseits am Watt gepflegt hatte.

Wie ein Rausch wilder Leidenschaftlichkeit überkam es den verwilderten Mann.

Wie ein Schatten folgte er dem schönen Mädchen, kühn, dringlich, unermüdlich in seinem glühenden Liebeswerben.

Ebba wies ihn freundlich, aber sehr entschieden ab, und Vater Sturen furchte die Stirn und sagte zornig: „Glaubst du, Jehann, ich gebe mein einzig Kind einem Säufer, Spieler und Schenkenhocker? Wäre ein übler Freiersmann für Schön-Ebba, der nichts einbrächte an Heiratsgut, denn lüderlichen Sinn und Verderbtheit!"

Ein wilder, drohender Blick blitzte unter den schwarzbuschigen Brauen hervor, aber Jehann drehte demütig den Südwester zwischen den Händen und sprach bittend: „Habt Geduld, Sturen, das soll anders werden. Wahre Liebe treibt die Teufel aus, und wahrlich tief haben sie mir nicht im Herzen gesessen! Ich war vereinsamt, ein Hausstand und Weib und Kind thun mir not zum Gutsein!

Und wahrlich, es schien sich ein großer Wandel seit diesem Tage mit dem wüsten Gesell zu begeben.

Man sah ihn nicht mehr in der Schenke, dafür aber stand er, welcher zuvor nur ein spöttisches Gelächter ge-

habt für alles, was Religion und Glauben hieß, mit gesenkten Augen an der Kirchenthür und wartete auf Schön-Ebba. Sie mußte ihn sehen, so breitschultrig stand er ihr im Wege, so auffällig setzte er sich ihr gegenüber auf die Seitenbank, den Blick auf sie gebannt, das Gesangbuch in den Händen. Er arbeitete plötzlich von früh bis spät.

Fuhr er nicht hinaus auf die See, so schaffte er emsig an seinem Häuschen, putzte es sauber heraus, flickte die schadhaften Stellen und richtete es so schmuck und freundlich her, daß seine Nachbarn neben ihm still standen und anerkennend sprachen: „So bist du auf dem rechten Wege, Jehann. Nächstes Jahr kannst du auch Sommergäste nehmen und ein schön Stück Geld mit dem Haus verdienen!“ — Jehann zuckte die breiten Schultern. „Darum thu ich's nun grad nicht. Ich hab's nicht nötig, auf den Verdienst zu gehen, denn da draußen verdiente ich ein schön Stück Geld, — wollt es hier in Ruhe und Behagen verzehren. Aber wer die Arbeit gewohnt ist, der muß halt schaffen, ob's not thut oder nicht. Auch kommt wohl die Zeit, daß eine Frau hier einzieht, — die soll drinn sitzen wie in Abrahams Schoß, — und will sie dann ein Stüblein abvermieten, so ist es ihre Sache, plagt sie sich damit, soll sie auch die Thaler in die eigene Tasche stecken!“

Solche Worte machten bald die Runde in dem Fischerdorf, und gar manch blauäugiges Friesenkind, welches zuvor den Kopf geringschätzig zur Seite gewandt, wenn der Jehann Freeten an ihr vorüberging, sittsam und statt-

lich, Ruder und Netze über der Schulter, lächelte ihm jetzt gar bedeutsam zu!

Auch zu Schön-Ebba drang die Kunde von dem „so gar wie ausgewechselten Jehann", von seinem vielen Geld und dem schmucken Anwesen, aber Ebba sagte kein Wort dazu, zog die feinen Brauen zusammen und blickte wie in sehnsuchtsvoll ungeduldigem Harren auf die rollende See hinaus.

Und der, auf den sie hoffte in banger Angst und Sorge, kam.

Frisch und blühend, ein Bild strotzender Jugendkraft und Schönheit, eilte Sören der Geliebten entgegen, und Ebba lachte und weinte vor Wonne und Vater Sturen schob die kurze Thonpfeife von einer Ecke des Mundes in die andere und nickte wohlgefällig: „Kommst zur rechten Zeit!" Warum es aber die rechte Zeit sei, sagte weder er noch das blonde Mädchen.

Sören faßte die Hand des alten Mannes. „Vater", sagte er, „nun ist's so weit. Ich bleib jetzt daheim und habe mein Brot. Das Feuer auf dem Herd soll bald lustig brennen, — laßt es meinen Schatz Ebba sein, welche den Topf darüber hängt!"

Sturen nickte, wie man etwas längst Bekanntem zustimmt: „Bist eine ehrliche, brave Haut, Sören, schaffst das Deine und hast seit Kindesbeinen an um Lütt-Ebba gefreit, — nun sollst du sie haben, denn sie hat dich lieb. — Morgen ist Verspruch — und in acht Wochen, zur Weihnachtszeit, da mögt ihr Hochzeit halten!"

„Welch ein Jubel! welch ein Glück!"

Von Mund zu Mund lief die Nachricht durch das Dorf und kam auch zu Jehann Freeten.

Der hörte schweigend zu, pfiff ein schrilles Lied durch die Zähne und sprang in sein Boot.

Spät abends kehrte er heim und die Leute, welche ihn sahen, fragten ihn: „Weißt du's schon?"

Gelassen zuckte er die Achseln. „Je nun, — wer das Glück hat, führt die Braut heim! Der Sören war früher zur Stelle denn ich!"

Man wunderte sich der Gleichgültigkeit und sagte: „S' ist ihm doch nicht ernst um die Ebba gewesen! Ob er nun wieder wüst wird? Oder ob er sein Haus doch für eine andere putzte?"

Jehann Freeten ward aber nicht wüst, sondern verblieb in seiner guten Wandlung.

Ja, er ging sogar zu den Brautleuten hin, reichte ihnen die Hand und sprach einen guten Wunsch.

Als er gegangen, faßte Ebba angstvoll die Hände des Geliebten: „Hüt dich vor ihm! er ist falsch!"

„Der Jehann?" — Sören lachte gutmütig auf: Weil er auch ein Auge auf dich geworfen? Unbesorgt, mein Mövchen, er hat sich drein ergeben, er ist mein Freund und Spielkamerad von Jugend auf!"

„Seine Augen gefallen mir nicht, — es lauert etwas darin . . . Sören, bei unserm lieben Heiland — halt dich fern von ihm!"

Er gelobte es ihr und that's.

Die Novemberstürme brausten über die Dünen und das Meer ging hoch.

Frühe Nacht warf ihren schwarzen, sternlosen Mantel

über die Insel und Ebba stand voll niegekannter Angst und Unruhe an dem niederen Fensterchen und harrte auf die Heimkehr des Geliebten. Sie wußte, daß Sören heute nicht auf See gehen wollte, er war hinüber zum

Leuchtturm gewandert, auf welchem sein alter Vater hauste, dem wollte er von all seinem jungen Glück, von seiner baldigen Hochzeit erzählen.

Ebba wartet — ihre Wangen glühen, ein Fröstеln schleicht sich durch ihre Glieder.

Wo bleibt er?

Sein Weg durch die Dünen ist einsam — die dunkle Nacht ist keines Menschen Freund — und in Jehann Freetens Augen lauert etwas — — —

Stunde um Stunde verrinnt — er kommt nicht. Da greift Ebba mit zitternden Händen nach ihrem Tuch und stürmt hinaus in die unheimliche Nacht, an das Fenster des Liebsten zu pochen.

Still — totenstill — das Haus liegt wie in schwerem Schlaf.

Da gellt ihr Schrei durch das Brausen des Meeres, da bricht sie auf die Knie und ringt die Hände. Und die Leute, welche herzueilen, hören nur das eine furchtbare Wort von ihren Lippen: „Tot!"

Auch Jehann Freeten steht neben ihr — sein Gesicht leuchtet grellweiß aus dem Dunkel hervor.

„Hab' dich nich so, lüttj Ebba! Was soll dem Sören angekommen sein! Er hat zuwidern Wind und kommt später heim!"

Sie richtet sich auf, tritt nah — ganz nah zu ihm heran und starrt ihn an. „Zuwidern Wind? — Der Sören ist an Land!"

„Gefahren ist er! — Vor meinen Augen ist er ins

Boot — das Segel bracht ihn schneller zum Alten, wie das Marschieren im Sand!"

Man fragt und forscht — niemand, außer Jehann hat ihn gesehen — und Jehann spricht Wahrheit, Sörens Schiff fehlt am Strande.

Tot! — Tot!!

Der nächste Morgen bringt furchtbare Gewißheit, das gekenterte Boot wird halbwegs des Leuchtturms an das Land gespült. Kein Wunder! Dort ist's ein böses Fahren — Riff und Klippen drohen — und der Sturm kam auf.

Tot! — Tot!!

Ebba weint nicht, sie klagt auch nicht. Sie steht wie ein schneeweißes Steinbild und starrt nach dem Meer hinaus.

Ihre Augen sinken tiefer und tiefer, dunkle Schatten graben sich in ihr Antlitz.

„Ebba — min Mövken — du schläfst nicht mehr! Keine Nacht nicht!" — stöhnt Vater Sturen.

Sie schüttelt wie geistesabwesend den Kopf. „Wie soll ich schlafen, ehe sein Mörder gerichtet ist? Solang Jehann Freeten seine Augen noch offen hat, kann ich die meinen nicht zuthun."

„Sie redet irre!" schluchzt der alte Mann und streichelt zärtlich ihre Hände. „Min Mövken! Min lüttje Ebba! Da is keiner, der ihm ein Leids gethan hat — die See nahm ihn — die schlang ihn ein! Kannst ruhig schlafen, min Ebba! Ganz ruhig!

Ein Blick trifft ihn aus ihren geröteten Augen, stumm und doch so furchtbar beredt.

„Nee, Vater — ich weiß es. — Und wirst es auch noch wissen. Wenn ich wieder schlafen kann, dann kommt's an den Tag."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jehann Freeten sitzt wieder in der Schenke, er trinkt — toller wie je zuvor.

Er ist an Ebbas Haus vorübergegangen, er hat sie stehen sehen und sie angesprochen.

Sie antwortet nicht — sie blickt ihm nur in die Augen — tief — wunderlich — bis auf den Grund der Seele.

Und Jehann zuckt die Achseln, beißt die Zähne zusammen und geht weiter — geraden Wegs in die Schenke. Er trinkt — und flucht.

Kein Mensch, außer ihm, sitzt in der veräucherten Stube — es ist ja Christtag.

„Heut sollte der Ebba Hochzeit sein!" seufzt die Wirtin und räumt das Zimmer aus.

Jehann stürzt sein Glas hinab; — wie Feuer brennt der Schnaps in seinen Adern.

Christtag! — Sein Blick schweift scheu umher. Die Wirtin tritt ein und stellt einen kleinen Tannenbaum auf den Tisch, um ihn anzupützen.

Ein wilder Fluch klingt von des Fischers Lippen.

„Ist man denn nirgends sicher vor solchen Narrenspossen?" schreit er auf, schmettert das Glas auf die Fließen und schlägt die Thür hinter sich zu.

Es dunkelt bereits. Hinter den meisten Fenstern wird es schon hell — Christbäume für die Kleinen. Die Augen

des einsam Schreitenden rollen unstet im Kopf, glühend-heiß steigt es in seinem Halse auf und würgt ihn.

Kinderstimmen. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Mit wildem Gelächter hält sich Jehann die Ohren zu und stürmt seitwärts, den sturmverwehten Pfad nach den Dünen hinab. Es wird bitter kalt, der Schnee knirscht unter seinen Füßen.

Er tritt an sein Boot und setzt sich auf den Rand desselben nieder. Seine Augen stieren in die Dunkelheit — wie blutige Schatten jagt es sich vor seinem Blick.

Kirchglocken! — Man läutet das Fest ein.

Jehann hebt die geballten Fäuste und tobt in gotteslästerlichen Flüchen.

„Ich will keine Weihnacht! Ich pfeif was drauf — ich glaub die Narrheit nicht! Wo ist man sicher davor? Wo?!"

Ob er auch die Ohren zuhält, er hört die Glocken dennoch — ob er auch die Augen schließt, die Lichter des Christbaumes blenden ihn trotzdem.

Wie ein Rasender, gepeinigt, verfolgt, vertrieben von den heiligen Klängen, packt er sein Boot — stößt es in in die See und schwingt sich hinein. Der Schweiß perlt ihm über das glühende Gesicht, aber ein Hohngelächter bricht über seine Lippen — hinaus in die See! Hahaha — laßt sehen — ob auch die Fische Weihnacht feiern!

Der Wind pfeift eisig daher — stößt in das Segel, welches Jehann trunken und halb von Sinnen vor be-

bender Erregung setzt — und treibt das Boot hinaus in schwarze — wogende Unendlichkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ebba hat ihren Baum geschmückt, sie faßt ihn und schreitet hinaus zum Strand. — Sören liebte den Christbaum — er soll ihm den Gruß der treuesten Liebe bringen. Vor den Klippen, wo sein gestrandetes Boot noch liegt, setzt Ebba den Baum nieder. Die Düne schützt gegen den Wind — sie steckte die Lichte an und kauert neben dem Bäumchen nieder. Nun leuchet es über sein Grab. Mit müden, starren Augen, welche den Schlaf nicht mehr kennen, starrt sie auf die rollende See. Es braust und donnert, und der Wind saust stärker daher. Einsam — totenstill.

Auf hoher Flut treibt Johann. Die Kälte, die Anstrengung haben ihn nüchtern gemacht; er erkennt die Gefahr, in welche er sich sinnlos begeben. Zurück! — Nach Hause! Der Tod hockt ihm im Nacken!

Wo ist er? — Er findet sich nicht aus — er kann nicht denken, die Dunkelheit ist so groß — die Lichter täuschen.

Wo ist er? — Dort — dort vor ihm brennt ein helles, großes Licht — das war sonst nicht da — — Johe! Johohe! Ist's der Christbaum aus der Schenke? — Dann draufgehalten — dort landet sich's gut!

Wie ein Pfeil schießt das Boot durch die brausende Flut — geschleudert — geworfen — — horch — es knirscht — ein Krach und Stoß — —

Jehann reißt die verglasten Augen auf — in den Klippen! — Und vor ihm — einsam am Strand ein Christbaum . . .

Ein wilder Schrei — ein gellender Hilferuf.

Ebba richtet sich langsam auf. „Wer da?!“

„Jehann Frecten! — Zu Hilf!“

Sie kreuzt die Arme über der Brust, sie starrt geradeaus — sie lächelt.

Noch ein Schrei — ein furchtbarer Schrei der Todesnot . . . und die schwarzen Seen rollen heran — unaufhörlich — schäumend — unwandelbar wie die Gerechtigkeit.

Ebba sinkt wieder neben ihrem Christbaum zusammen.

Sie murmelt leise Worte — sie atmet tief auf — wie ein Kind, welches endlich Ruhe findet. — Und weiße Flocken fallen . . . es ist kalt . . sehr kalt . . . Aber Ebba lehnt das Köpfchen zurück — an Sörens Schulter — er sitzt neben ihr — er hält sie im Arm . . . und die schlummerlosen Augen schließen sich — — Ebba schläft ein . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jehanns Leiche ward — bis zur Unkenntlichkeit entstellt — zum Strande gespült, just da, wo man Schön-Ebba neben einem ausgebrannten Christbaum erfroren aufgefunden.

An dem Tage, wo man sie in ihr letztes, stilles Kämmerlein betten wollte — that einer der Strandwächter einen grausigen Fund. — Im Sande vergraben fand man Sören — Messerstiche hatten seinen Rock zerrissen und in der Brust stak noch eine abgebrochene Messerklinge — man kannte sie — sie stammte aus Amerika von den Goldfeldern — —

Jehann Freeten schnitt sich alltäglich sein Brot damit . . .

„Seine Sylvesterbowle."

Schon seit etlichen Tagen ging er mit wahrhaft verklärtem Gesicht umher — er, unser Freund Leopold, der würdige Tertianer mit den nußbraunen Locken und den Wangen wie Milch und Blut.

Groß und stramm war er, in der schrecklichen Lebenszeit eines Jungen stehend, wo er nicht „Fisch und nicht Fleisch" ist; linkisch, tölpelhaft, bis zum Stolpern verlegen, wenn Damenaugen ihn musterten.

Aber frisch, blühend und kraftstrotzend sah er aus, daß allen Eltern bei seinem Anblick das Herz im Leibe

lachte, und darauf that sich sein Vater ganz besonders viel zu gute.

„Ja, mein Leopold wird eben vernünftig erzogen", sagte er. „Sie sollten 'mal sehen, wie der große Lümmel täglich noch seine zwei Liter Milch trinkt, abends seinen Mehlbrei oder eine Suppe löffelt und mittags einhaut wie ein Drescher, wenn die Knödel auf den Tisch kommen! Bier und Wein? Gott soll mich vor der Sünde bewahren, meinen Kindern Spirituosen zu gestatten, so lange sie noch die Schule besuchen!"

Und bei dieser Ansicht beharrte der vernünftige Vater mit außerordentlicher Strenge.

Kein Wunder, wenn für Pold diese seltene, verbotene Frucht zum Ziel all seiner kühnsten Träume und phantastischen Hoffnungen wurde!

Und nun heulte der Schneesturm durch die Straßen der kleinen Gebirgsstadt, säumte Poldchens Ohren blaurot und blies ihm so eiskalt durch Mark und Bein, daß jeder andere Mensch sich vor Unbehagen geschüttelt hätte — aber Leopold ging mit strahlend glücklichem Angesicht umher und dachte: „Dieses Wetter ist wie geschaffen für mich und mein Glück. — Wie wird bei solcher Kälte die Sylvesterbowle, der märchenhafte Glühwein, von welchem ich schon so viel Rühmliches gehört habe, schmecken!"

Ganz besonders feierlich sollte Sylvester in diesem Jahre im Hause meiner Eltern begangen werden. Die nächstbefreundeten Familien — und es gab deren eine

ganze Anzahl — sollten, nebst deren größeren Kindern, das neue Jahr bei uns erwarten, und die Pause zwischen dem Abendbrot und den ersehnten zwölf Glockenschlägen gedachten wir junges Volk ganz besonders hübsch durch verschiedenartige scherzhafte Vorträge und Aufführungen auszufüllen.

Ich glühte vor Eifer und hatte diverse lyrische Aufführungen für die „Größeren" ersonnen, welche allgemeinen Beifall fanden.

Sodann war ich auf die geniale Idee gekommen, ein schauerlich-schönes Possenspiel: „Der Schinderhannes" zu verfassen, nach historischen Quellen, denn der vielgenannte Räuberhauptmann hatte auch auf dem Gute meines Großvaters sein Wesen getrieben, ausnahmsweise aber als guter Geist, weil Großvater die alte Mutter des Banditen gegen rohe Gewaltthätigkeiten der Bauern geschützt hatte.

Also ich hatte, daran anknüpfend, eine Räuberkomödie verfaßt, auf welche Schiller hätte neidisch werden können.

Die Gäste versammeln sich; auch die Eltern unseres Freundes Alphons, welchem die würdige Vaterrolle im „Schinderhannes" anvertraut war, erscheinen; aber — ohne Alphons! Blitzartig durchzuckt mich die Ahnung von Schrecklichem.

„Wo bleibt Alphons?"

„Ja, meine liebe Nataly — der arme Junge läßt sich tausendmal entschuldigen. Bis zum letzten Moment hoffte er noch, daß sich sein Zustand bessern würde, aber

leider findet er sich so unwohl, daß er zu Bett mußte. Kein Wunder! Die halbe Marzipantorte hat der Bengel auf einen Satz verschlungen! — Hätte man das ahnen können, würde sie meine Frau verschlossen haben."

Ich war außer mir, ganz verzweifelt! Mit gerungenen Händen stürzte ich zu den andern Mimen in das Nebenzimmer und teilte die Schreckensbotschaft mit.

Mein Freund Karl von Hülsen, welcher martialisch aussah und Großartiges in der Rolle des Schinderhannes leistete und nicht umsonst seit Wochen Hahnenfedern gesammelt haben wollte, war furchtbar in seinem Zorn, aber auch genial in rettenden Einfällen.

„Wenn der Herr Alphons sich verfressen hat, werden wir um seinetwillen noch lange nicht unsere Aufführung schwinden lassen!" grollte er, schlug voll gönnerhafter Wucht den, mit offenem Mund andachtsvoll lauschenden Pold auf die Schulter, daß er in die Knie knickte, und fuhr fort: „Hier ist ja ein wahres Prachtexemplar von Bengel! Dick und fett genug, um selbst „Naukes" Vater sein zu können! Marsch Pold, setze dich in einen stillen Winkel und lerne flink die Rolle des Alphons!"

Poldchen verfärbte sich. „Ich — Theater spielen?" stammelte er entsetzt. „Das kann ich nicht — ich — ich lispele ja ein bißchen!"

„Ganz Wurst! Es gibt auch lispelnde Väter. Marsch, hierher! — Lies ihm mal seine Rolle vor, Taly!"

„Liebes, bestes Poldchen, bitte, bitte hilf uns aus der Verlegenheit!" flehte ich in süßen Schmeichellauten.

„Ich werde deine Rolle ganz abkürzen, du brauchst nur ein paar unbedeutende Worte zu sagen — und ich flüstere dir alles ins Ohr, du sollst wirklich nicht in Verlegenheit kommen!"

„Ich geniere mich aber so sehr!" stöhnte Pold.

„Unsinn! Genieren! Vor wem denn? Es sind ja lauter gute Freunde hier! Und dann — wenn du es recht gut machst, verspreche ich dir, daß du zwei Gläser Glühwein und zwei Berliner Pfannkuchen extra als Belohnung bekommen sollst! Ja? Einverstanden?"

Das Wort „Glühwein" übte eine geradezu zauberhafte Wirkung.

Das runde Gesicht Leopolds erstrahlte! Er hatte sich schon seit vierzehn Tagen wie ein Unsinniger auf das eine Glas gefreut, welches Papa erlaubt hatte, und nun sollte es gar noch zwei heimliche extra geben!

„Zwei? Aber so, daß es Papa nicht sieht!" accordierte er.

„Ja, auf mein Wort!"

„Gut, dann spiele ich. Aber nicht so viel sprechen! Sag mir, was ich thun muß!"

„Gar nicht viel! — Also wenn der Vorhang aufgeht, sitzest du an einem Tisch, vor dir steht eine Flasche Wein und ein Glas —"

„Eine Flasche Wein?" stammelt Pold.

„Ja, aber während des Spieles darfst du keinen Wein trinken, das würden deine Eltern sehen, wir füllen Wasser in die Flasche."

„Hm —" machte Pold; „was weiter?"

„Du siehst dich besorgt um —"

„Wie mache ich das?"

„Mach nur ein recht dummes Gesicht, das wirkt ebenso!" belehrte ihn Karl.

„Also du machst ein dummes Gesicht und sagst: Wo nur das Mädchen bleiben mag! — Dann schenkst du dir ein Glas Wein ein —"

— „Wein?!"

„Na ja — aber aus der Wasserflasche!"

„Ach so!"

„Und wenn du getrunken hast, trete ich selbst ein und erzähle dir voll Entsetzen, daß ich den Schinderhannes gesehen habe."

„Kinder, zu Tisch!" ruft meine Schwester durch die Thür — und wir sehen, daß die Großen die Salons verlassen. Das ist ein Moment, den man nicht versäumen darf, namentlich, wenn es Karpfen gibt!

„Pold, du setzest dich neben mich!" flüsterte ich hastig. Ich studiere dir noch während des Essens deine Rolle ein."

Leopold seufzt. Er würde lieber recht ungestört „gefuttert" haben, er hatte sich das so schön gedacht, aber, was hilft's — Zwei Glas Glühwein extra!! — Man setzt sich.

Ein Kopf biegt sich an der Tafel vor, und eine Stimme ruft: „Leopold, wenn du nachher ein Glas Bowle trinken willst, dankst du jetzt für Wein!" Der Sohn macht ein gehorsames Dienerchen. In seinen Augen blitzt etwas wie stiller Triumph. — Zwei Glas extra!! —

Der polnische Karpfen hörte an unserer Ecke nur ein Thema: Leopolds Rolle.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!" — Er sagte es schon ganz nett.

„Sehr gut! — Recht besorgt und voll Angst."

Das liebe Poldchen kaute mit vollen Backen. „Wo nur das Mädchen bleiben mag!" stieß er hervor. „Und dann vergiß nicht zu trinken!" — Er nickt und grunzt und ißt.

Die Tafel wird aufgehoben, und während sich die älteren Herrschaften auf den „reservierten Plätzen" gegenüber der kühn improvisierten Bühne niederließen, und ein junger Leutnant in humoristischer Weise von dem alten Jahre Abschied nahm, stand ich ruhmesgierig „hinter den Coulissen", auf den Beifallssturm zu warten, denn die Dichtung nannte mich ihre jugendliche Mutter. Aber der ganze Eindruck krankte für mich unter einem Selbstgespräch, welches ich sogar noch mit beifälligem Lächeln und Nicken belohnen mußte.

Neben mir stand Poldchen, welchem sich beim Anblick der Bühne und der eifrig schauenden Menschen davor, die Haare im Coulissenfieber sträubten. „Wo nur das Mädchen bleiben mag! — trinkt. Wo nur das Mädchen bleiben mag! — trinkt!" tönte es angstgepreßt an mein Ohr, oft, sehr oft, so oft, daß ich schließlich ganz nervös ward und das „alte Jahr" von mir sich verabschiedete, ohne daß ich so recht von Herzen bei all den charmanten, kleinen Neckereien und Anspielungen hätte mitlachen können.

Armes Poldchen! Ich erachtete es beinahe als Erlösung, als mich eine Hand von rückwärts an dem Hängezopf faßte und mich liebevoll in den Hintergrund zog.

„Du mußt dich ja anziehen; es ist die höchste Zeit! Und du auch, Pold — komm mit!"

Ich stürmte davon und verwandelte mich in fliegender Hast in ein Bauernmädchen — aber, o weh! — Ich hatte mir meine Sachen so hübsch bequem zurecht gelegt, und nun hatten sich Hedwig und Minna vor mir angezogen — und alles war in der Eile durcheinandergeworfen worden.

Das verzögerte meine Kostümierung etwas. Auf der Straße lärmten schon die verschiedenen weinseligen Sylvesterstimmen, und an die Thüre klopfte man stürmisch.

„Ich komme!" schrie ich atemlos und stürzte im nächsten Moment auf die Scene.

Als ich auf die Bühne blickte, bot sich mir ein unbeschreiblich komischer Anblick — — der Vorhang war schon hochgezogen. An dem hölzernen Tisch saß Poldchen, der würdige Vater der blonden Liesbeth.

Die graue Jagdjoppe meines Vaters hing in genialem Faltenwurf um ihn herum und war über den Händen ungeniert „aufgerüffelt" oder auf Hochdeutsch „aufgekrämpt", so daß das rot und gelb gestreifte Futter in realistischer Weise wirkte.

Ein bunter Wollshawl um den Hals markierte den Bauersmann, ein paar Hände voll Mehl in den braunen Locken und schreckliche, schwarz gemalte Runzeln in den frischen Wangen deuteten das erhöhte Alter an. —

Poldchen saß da wie ein Unglücksmensch, welchen die Angst versteinert hat.

Die Füße hatte er in der Beklemmung seines Herzens ganz einwärts gestellt, und in der unklaren Bemühung, ein besorgtes Gesicht zu machen, verdrehte er die Augen, daß sie einem Gehängten alle Ehre gemacht haben würden. Nun sollte er sprechen. Er schluckte ein paarmal — und schluckte, als ob er ersticken müßte.

Noch hielt das Publikum Stimmung, denn man war höflich und lachte nur dann, wenn es von den Mimen programmmäßig verlangt wurde.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!"

Gott sei Dank, nun war es heraus!

Ich atmete tief — tief auf — ein Luftschnappen der Erleichterung — aber gleichzeitig ein Knacks — es wird auf einmal unheimlich lose um meine Taille — —

Fürchterlich! Das Schnurband meines Mieders ist gerissen!

Da sich das Unglück auf meinem Rücken ereignet hatte, war ich vollständig hilflos und beim besten Willen nicht in der Lage, den Schaden zu reparieren.

Voll Entsetzen wende ich mich an Fräulein Hedwig, welche neben mir steht.

„Um Gotteswillen, Hedchen — mein Band ist geplatzt! — Ich muß auf die Bühne! Erbarme dich und knote es, so schnell es geht zusammen!"

Hedchen ist sofort bereit, und während sie — ebenso aufgeregt wie ich — an mir herumzerrt und -zieht, sehe ich Poldchen mit eckigem, marionettenhaftem Ruck die Hand heben, um nach der Flasche zu fassen.

„Ach Gott — ist denn Wasser in der Flasche?" flüsterte ich. „Ich weiß es nicht", erwidert Hedwig.

Pold trinkt aus einem grünen Glase, das man gewählt hatte, um über den Inhalt der Flasche zu täuschen.

Unglückliches Poldchen! Ich starre ihn entsetzt an, wie er die große Weinflasche hebt, sein Glas füllt und es gehorsam leert.

„Bist du fertig, Hedchen?"

„Nein . . . noch nicht . . . das Band ist zu kurz geworden." — Poldchen wartet.

Seine Augen rollen angstvoll hin und her.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!" klingt es abermals heiser wie die Stimme eines Raben, an mein Ohr.

Leopold sitzt wie eine Pagode und wagt sich nicht zu rühren.

Voll Todesverachtung greift er abermals zu der Flasche, schenkt ein und trinkt aus lauter Verlegenheit jedesmal das ganze Glas leer. Unglücklicher — soviel kaltes Wasser!

„Nataly — wo bleibst du denn!?" stürzte Karl mit vorwurfsvollem Grollen zu mir heran; die Hahnenfedern auf seinem Schlapphut wirbeln zum Entsetzen furchtbar vor meinen Augen.

Eine Pferdedecke ist malerisch um seine Schultern geschlagen, das Gesicht starrt von brauner Schminke und Kohlenstrichen, und ein Schnurrbart riesigster Dimension läßt mich erschauern.

„Das Schnurband ist gerissen!" stöhne ich.

„Donnerwetter!"

„Geben Sie mir 'mal einen Dolch, daß ich den Knoten hier abschneiden kann!" jammert Hedwig, und ich fühle, daß mir die Thränen näher stehen, wie sylvesterliches Lachen.

Karl wählt unter den furchtbaren Mordinstrumenten, mit welchen er sich bis an die Zähne bewaffnet hat, ein sehr blankes, scharfes Etwas — — meinem umflorten Blick deuchte es, als sei es unser Tranchiermesser. —

„Halt still —"

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!" ertönt es abermals von der Bühne — ohne jede Modulation, mechanisch, rauh, krächzend und dabei herzergreifend vorwurfsvoll.

Abermals gluckert es im Glas — —

„Hedwig, ich beschwöre dich, mach schnell!!“ Der Spießgeselle Hering, welcher später von rechts auf der Bühne erscheinen mußte — Schinderhannes nannte ihn Harung, weil dies seiner Ansicht nach martialischer klang und zündender wirkte — dieser Hering-Harung mußte der engen Raumverhältnisse wegen hinter dem Ofen verborgen stehen, eine Situation, welche schon bei den Proben im ungeheizten Zimmer recht anstrengend gewesen war, jetzt aber, bei gutem Dauerbrand, an die drei Männer im feurigen Ofen gemahnen mußte. Hering-Harung schnitt uns denn auch zu allem Überfluß die beängstigendsten Grimassen, welche auf sein sofortiges Ableben gedeutet werden konnten, und weil Hedchen keinen fahrlässigen Mord an ihm begehen wollte, so zitterte sie derart vor Aufregung, daß sie erst recht nicht zu Ende kam.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!“ klang es zum fünftenmal in unverändertem Tonfall von Poldchens Lippen, aber sein Gesicht färbte sich blaurot, und die Schweißtropfen rannen ihm in glänzenden Bächen über die Wangen auf den Shawl hernieder. Das Publikum war längst unruhig geworden. Erst lächelte man — dann lachte man — jetzt dröhnte ein schallendes, unbändiges Gelächter durch das Zimmer.

Pold trank — trank abermals und endlich auch den Rest der großen Flasche.

„Fertig!“ stöhnte Hedwig auf — und ich stürzte, wie aus der Pistole geschossen, auf die Bühne.

Donnernder Applaus empfing mich. —

Vater Pold starrte mich mit verglasten Augen an. Ich schnurrte meine aufregende Erzählung vom Schinderhannes herunter und expedierte den schwergeprüften, alten Bauersmann, so gut und so schnell es ging, hinter die Coulissen

Dann traten Hering-Harung und Schinderhannes in Aktion. — Wir waren lebhaft beschäftigt und so völlig bei der Sache, daß wir des armen Poldchens nicht mehr gedachten.

Seit ihrer Jugendzeit, wo man den Schinderhannes noch auf dem Kasperle-Theater vorführte, hatten sich die „Alten" im Zuschauerraum nicht so herzlich mehr amüsiert

wie heute, und, von Beifall überschüttet, zogen wir uns zurück.

Man rief uns — man rief auch stürmisch nach Pold.

Wo war er? —

Man suchte und fand ihn.

Ein Bild des Jammers saß er in der Garderobe und hielt sich den Kopf. Es war ihm über die Maßen unwohl.

Seine Eltern nahten und musterten ihn voll Sorge. „Natürlich, das ungewohnte Abendbrot, die Aufregung ist dem Jungen in den Magen gefahren!" sagte der Papa, „Gott sei Dank, daß er nicht auch noch Wein getrunken hat!"

Draußen johlten die Menschen „Prosit Neujahr!" Die Glocken klangen, jubelndes Halloh tönte aus den Salons, wo die Jugend übermütig von Tischen und Stühlen herab in das neue Jahr hineinsprang, und den dampfenden Gläsern liebliche Glühweindüfte entströmten.

Wir alle tranken, nur Poldchen nicht; er ward immer elender, und des Daseins ganzer Jammer faßte ihn an.

Man forschte nach der unbegreiflichen Ursache seiner Erkrankung und nun stellte sich heraus, daß er statt Wasser — Wein getrunken hatte, schweren Rheinwein — eine ganze Flasche voll! In der Hast hatte man sich vergriffen. Da ward Leopold heimexpediert, in einem Zustande, der an Alkoholvergiftung grenzte. Zum Glück erholte er sich wieder, aber über mich, der er an allem die Schuld gab, hat er geschimpft, so lange ich ihn kenne. Und wie hat er geschimpft! Erst kläglich vorwurfsvoll

— dann immer kräftiger — schließlich wie ein Rohrspatz, es wundert mich, daß er nicht extra Kritiker geworden ist, um selbst noch weiter schimpfen zu können!

Aus Rache hat er mich auch nicht geheiratet — wie dies erst seine reelle Absicht gewesen — und einen heiligen Schwur hat er gethan und ihn zeitlebens gehalten: Er spielte nie und nimmer wieder am Sylvesterabend Theater!

Ein Christmärchen.

Am Abend vor Weihnachten war's. „Eben fiel eine Sternschnuppe!“ sagten die Leute — aber es war kein Stern, es war das Christkindlein, welches herniederflog. Von Fenster zu Fenster schwebte es und schaute in die Stuben; denn es wollte gerne wissen, was

die Menschen sich wohl wünschten. Da hörte es gar absonderlich Zeug! — Ein junges Mädchen saß und schaute zum Nachthimmel empor. „Ach!" seufzten die rosigen Lippen, „daß mir Kunde von der Liebe würde, von diesem süßen, wonnigen Rätsel, das Vater und Mutter mir nicht lösen können, von dem niemand mir genug zu sagen weiß!" — Christkindlein lächelte und flog weiter. Ein Jüngling stützt die glühende Stirn in die Hand. „Ich bin gefangen in den beschränkten Verhältnissen des Vaterhauses und der Kleinstadt, meine brennende Sehnsucht verlangt hinaus! — Ach, gebt mir ein Stück Welt, große, fremde, bunte Welt! zeigt mir, wie es draußen ist! gebt einen Spiegel, welcher wahres Leben zeigt!" — Weiter trugen das Christkind die Silberschwingen. Eine Kranke seufzte in den Kissen: „Ach gib mir Vergessenheit meiner Leiden! Laß mich einmal noch lachen und fröhlich sein!" — — „Ich bin einsam und verlassen, ach, gib mir Menschen! Menschen in mein trostlos stilles Stübchen, Menschen, die ich lieben kann!" — Langsam und traurig flog das Christkind weiter. Wie sollte es solch wunderliches Begehren erfüllen? Da brannte noch ein letztes Lichtlein hinter dem Fenster. Es schaute hinein. Da saß ein Menschenkind und schrieb — schrieb — schrieb. Von seinem Haupte ging ein lichtes Strahlen aus, das war das Feuer des Genius, welches hinter der Stirn flammte. Umher viele, viele Bücher, entstanden unter der fleißigen Hand. Da jubelte das Christkind laut auf, denn es hatte gefunden, was es brauchte. Flugs nahm es die zierlichen

Bände und streute sie segnend aus — wie leuchtende Sterne fielen sie unter jeden Christbaum. Da waren alle Wünsche erfüllt. Die Jungfrau las hochklopfenden Herzens den Psalter der Liebe, der Jüngling folgte dem Poet in hohem Geistesflug hinaus in die Welt und das Leben, die Kranke lächelte unter Thränen und vergaß ihre Schmerzen, und der Einsame war nicht mehr allein — viel liebe, teure Gestalten wohnten fortan in seinem Stübchen. — Der Dichter aber stand mit glückseligem Lächeln unter dem Christbaum und faltete die Hände. Sein Segenswunsch begleitete seine Bücher, und wo immer eine Hand darin blättert, klingt leise sein „Grüß Gott" empor.

Eine wehmütige Betrachtung.

Da haben mir nun drei Zigeunerinnen prophezeit: „ich sei ein Glückskind", und meine guten Freunde und getreuen Nachbarn versichern es mir jedesmal von neuem, wenn ich irgendwo eine ganz schauderhafte Kritik bekommen habe und meine Bücher infolge dessen doppelt stark gekauft werden! Und die Lorbeerkränze an der Wand, die vielen Briefe von fern und nah, die teils Autographen verlangen, teils ihre Polypenarme nach meiner Monatsgage strecken, alle freundlich grüßenden Gesichter und applaudierenden Hände wiederholen mir:

„Du bist ein Glückskind!“ Und dennoch habe ich ein haarsträubendes Pech, namentlich an dem heutigen Tag, wo ich voll tiefer, sittlicher Entrüstung hinter die Worte „Freundschaft und Kollegialität“ ein gigantisches Fragezeichen setzen möchte!

Es ist ein schöner Moment im Leben eines Tinte verschreibenden Menschen, wenn man im Publikum verlangt, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, wenn sein Porträt ihm aus den Spalten der Journale so recht herzgewinnend und berühmt entgegenlächelt! Und das Allerschönste dabei ist die Thatsache, daß zu solch einem Bild eine Biographie gehört, und daß solche Biographie meistenteils eitel Lob und Anerkennung und endlich einmal die wahre Würdigung des betreffenden Genies enthält.

Ich hatte mich nun so sehr darauf gefreut, alle meine Verdienste und rühmlichen Eigenschaften fett gedruckt in Schorers Familienblatt zu lesen, und was geschieht? Mit dem höflichsten und allerscharmantesten Gesicht der Welt sagt der Herr Redakteur: „Nicht wahr, mein gnädigstes Fräulein, die nötigen Notizen zu Ihrem Bild liefern Sie uns selbst?“ Und der Herr Verleger fügt galant hinzu: „In Ihren Humoresken haben Sie begonnen, eine so allerliebste Generalbeichte über sich abzulegen, daß Sie nun notwendigerweise fortfahren müssen!“

Ein Guß kalten Wassers wirkt wohlthuend gegen solche Eröffnung. Ich kann mir doch unmöglich selber

Elogen sagen, und wenn ich auch, gleich dem Kater Hidigeigei, manchmal „im Bewußtsein meines Wertes" auf dem — Balkon (nicht Dach) sitze, so sieht es doch mindestens komisch aus, wenn ich allen wildfremden Menschen aus den Spalten des Familienblatts heraus einen Knix mache: „Ich kann stricken — ich kann flicken" u. s. w.! — Da ist Holland in Not! Ich appelliere an alle gute Freunde: „Thuen Sie mir den einzigen Gefallen, begeistern Sie sich und schreiben Sie meine Biographie!" Vergebens! Hinter schönen Redensarten von „bedeutend wertvoller" u. s w., versteckten sich die schwärzesten Verräterseelen! — Was thun? Mich selber hinsetzen und seufzend bekennen, wie uralt ich am 17. Mai werde? Fällt mir ja gar nicht im Traume ein! Steht leider Gottes so wie so schon in Kürschners Schriftstellerlexikon! Oder schüchtern eingestehen, welchen von all meinen Romanhelden ich mit „Herzklopfen" beschrieben habe? Ich werde mich schön hüten! Gibt's denn gar keine Hilfe in dieser Not? Ist kein Lohengrin mehr da, welcher seinem Schwan eine Feder ausreißt, mir damit eine Biographie zu schreiben? — Ein Gedanke!

In meinem Schreibtisch, im „Allerheiligsten", da, wo ein fremder Blick höchstens einmal am Sonntagnachmittag hineinschauen darf, liegt ein Stoß Briefe. Sie sind von der Hand meines teuren, unvergeßlichen Freundes Joseph Viktor von Scheffel geschrieben, ein stolzes, segensreiches Denkmal dafür, daß es meiner jungen Muse gelungen, sich im Herzen dieses trefflichsten Mannes einen

großen und sicheren Platz der Freundschaft und des wärmsten Interesses zu gewinnen. — Als ich den Meister zum erstenmal schaute — in der Seehalde am Bodensee war's — da legte er die Hand auf meinen Kopf und sprach: „Wie thut es meinem alten Herzen doch so wohl, Ihr lustig Lachen zu hören! Das ist Sonnenschein, das bringt mir den Frühling ins Haus."

Mein Lachen und meine Lieder waren ihm lieb, sie haben ihn angesteckt, er mußte mitlachen und mitsingen, mit der Feder wenigstens in lustigen Reimen — und dies Lachen und Singen klingt noch durch die Briefe, ein ewiger Frühling. So schreibt er mir einmal: „Da liege ich zur Zeit in der Hütte unter den alten Weidenbäumen am See, und danke Gott schon am frühen Morgen, daß er mich mit Baden und Luftschnappen erhält, bis der Abend kommt! Briefe schreiben kann ich bei fünfundzwanzig Grad Réaumur kaum, und soll gar an neue Bücher denken?! Das hoffe ich von Ihnen, denn Sie haben ein heiteres, tapferes Herz, das der Welt noch manches erzählen soll — aus alter Zeit, vom Irregang. — Ich denke an mein Testament mehr, denn an großherzogliche Prologe, nur für Sie will ich noch einen schreiben, wenn jener „Rechte" gekommen! Denn Sie verdienen es, liebe kleine Freundin, Sie sind eine der guten und von Gott bevorzugten Seelen, denen ich zutraue, daß sie dem alten Meister, wann er einmal abberufen wird von seiner teuern und so viel durchwanderten Erde, ein treues Andenken bewahren. — Da sehe

ich in Gedanken Ihr schalkhaftes Lächeln, mit dem Sie den Finger heben: „Keine schwarzen Gedanken, Meisterchen!“

Ja, lieber, teurer Meister! Als ich diese Zeilen lese, schleicht sich durch all meine Erinnerungen doch ein schalkhaft Lächeln, denn obwohl Ihre liebe Hand keinen Prolog mehr für mich schreiben kann, so soll sie dennoch in diesem Augenblick mein Anwalt sein, mich mit der schönsten und heitersten Kritik vor meine Leser zu führen! — Wie könnte ich mir selber eine bessere Biographie schreiben, als durch Ihre Feder? Als durch ein fröhlich Plaudern von jener Zeit, da Sie noch mit mir gelacht und gesungen haben?

In der Seehalde war's. Mein Vater und ich waren auf der Durchreise nach Sigmaringen bei dem teuern Meister Josephus eingekehrt, und wir haben unter dem gastlichen Dach seines Hauses so köstliche Stunden verlebt, daß auch Scheffel ihrer noch nach Jahresfrist in einem Briefe gedenkt: „Da ein Gruß von der fernen Seehalde an dem 11. November, aus demselben Saal, wo Sie vor einem Jahre saßen, lasen und sangen, Sie erfreuen wird, so sei er herzlich gesendet! Der Sturm braust und tobt wieder wie damals, und der einsame Uferbewohner rüstet zum Abzug. Auf Wiedersehen in Karlsruhe! Ich freue mich so sehr all ihrer schönen Erfolge und des Versprechens, davon zu erzählen. —“

Ja, der Sturm jagte die Schneewolken gegen die Fenster, und der Meister hörte mit behaglichem Kopfnicken

zu, wie ich ihm von der „Wolfsburg" vorlas und ihm den Entwurf zu einem zweiten Roman aus alter Zeit, „Irregang", erzählte, welcher ihn auf das Lebhafteste interessierte, und dessen Inhalt er mir als ganz vorzüglich lobte. Darauf bat er mich, zu singen, da er bereits von meiner „Musikpassion" gehört, und ich machte ihn während des Schneesturmes mit manchem Frühlingsliedlein und eignen Kompositionen bekannt. Dieselben erstaunten ihn gewaltig, und lachend schüttelte er den Kopf und sprach in seiner lieben, badenser Sprache: „Es ist geradezu fabelhaft, was Sie alles können! Da malen, schreiben, singen, komponieren Sie . . . aber, Fräulein Nataly" — und Meister Josephus machte ein ganz feierliches Schelmgesicht — „können Sie auch kochen?"

O, Freund Scheffel! Damals kanntest du mein Herz noch lange, lange nicht, und darum verzieh ich diese ketzerische Frage! Hielt mich auch gar nicht lange bei vorwurfsvollen Versicherungen auf, sondern wollte dieser Kriegserklärung eine geharnischte „That" als Antwort schicken!

Wieder daheim angekommen, wurden etliche gewichtige Zeugen erlesen, vor deren Augen ich eigenhändig eine Gänseleberpastete bereitete, und da etliche Tage zuvor eine Aufführung meines Schauspiels „Die Sturmnixe" neue Lorbeerblätter in die Speisekammer geliefert hatte, so konnte ich die Pastete mit veritablem Applaus und Lampenlicht würzen. Des Meisters Antwort darauf aber ist so schmeichelhaft, daß es unmenschlich wäre, wollte ich

nicht ein wenig damit renommieren! — Sie lautete folgendermaßen:

„Elias, der Seher und Gottesmann,
Bedroht von der Baalspropheten Bann,
Verzog als vernünft'ger Politiker sich
Zur Wüste, die gen den Jordan strich!

Um Speise und Trank war keine Not,
Die Raben brachten ihm Fleisch und Brot,
Und solang der Bach Krith nicht vertrocknet stand,
Trank er des Bachs mit der hohlen Hand!

Wie komfortabel wird's heutzutag
Dem frommen Sänger in Drangsal und Plag,
Er haust — ruht auch der Arm in der Schlinge,
Im Büchersaal fröhlich und guter Dinge!

Und es fliegen zum heimischen Seehaldewein
Gansleberterrinen zum Fenster hinein,
Gewürzt mit des Kranzes Lorbeerblatt,
Den jüngst eine Sturmnix erbeutet hat!

Die schönste Weihnachtspoesie —!
Kann dir genug nicht danken,
Wer hat wie du, o, Nataly,
So schmackhaft eßbare Gedanken? —
Gott lohn dir die köstliche Gabe,
Nataly — weißer Rabe!! —

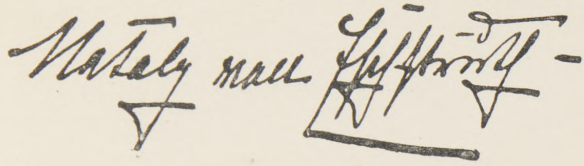
Und ein andermal, als der Meister mir einen Korb Quitten aus der Seehalde schickte und dazu schrieb: „Ich möcht' wohl gern einmal den Gelee kosten, den Sie, liebes Räblein, daraus meistern!" sandte ich ihm die gewünschte Probe zu, und seine Antwort darauf lautet diesmal noch poesievoller:

„Schwer atmet der Meister Josephus auf,
Schier ist seine Lunge zerrüttet,
Sie haben ihn wieder mit einem Hauf'
Von Briefen zugeschüttet! —

Doch gräbt er sich mühsam zum Licht empor,
Und vor allen will er dir danken,
So vielmals als Blumen in blühendem Flor
Dein lichtes Bild mir umranken!"

Ja, mein teurer Meister hat auch heut mein Bild umwunden mit den Immortellen seiner lieben Worte, und darum nehmen es meine bekannten und unbekannten Freunde hoffentlich freundlich auf — um dieses Kränzleins willen! Gern möchte ich dasselbe noch um etliche Blüten der Poesie bereichern, aber mit Scheffelschen Dichtungen muß man sparsam sein, und darum will ich sie aufbewahren, bis ich einst meine vollzähligen Erinnerungen an den Dichter des Ekkehard niederschreibe! Bei meinem Schaffen aber klingt mir ermutigend die hehre Mahnung durch die Seele, welche Meister Josephus einst an mich richtete in den edlen Worten:

Mög' sich kräftig, frisch und rein
Deine Kunst entfalten!
Laß dich nicht in Mystik ein
Und Erdgeist-Traumgestalten:
In des Taglichts goldnem Schein
Muß Nebelduft sich spalten,
Heller als hellster Sonnenschein
Flammt Gottes Weltenwalten!



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C080384832

VERLAGSBUCHHANDLUNG VON PAUL LIST

LEIPZIG